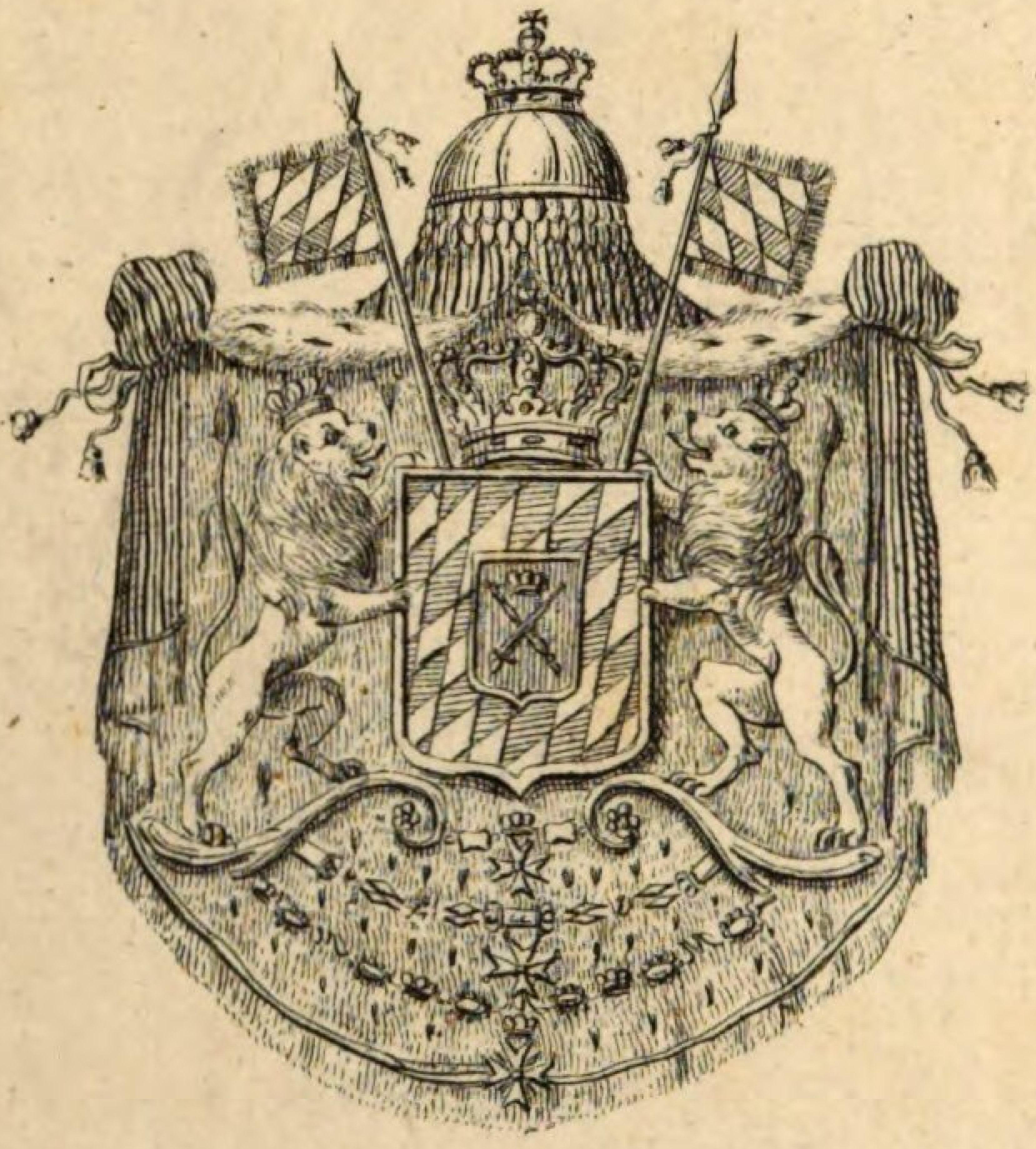
m.



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

R

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Taschenbuch

für

Pferdeeigenthümer und Pferdeliebhaber

oder

Unterricht

von der besten

Wartung, Pflege und Behandlung der Pferde,

um sie gesund

und möglichst lange diensttauglich zu erhalten.

Von

Karl Wilhelm Ammon,

königlichem Pferdearzt in Ansbach.

Sulzbach,

in der J. E. Seidelschen Kunst- und Buchhandlung.

1808.

Die Kunst
die
Lebens- und Dienstdauer der Pferde
zu verlängern.

Ein
nützliches und nothwendiges Taschenbuch
für
Pferdeeigenthümer und Pferdeliebhaber,

von
Karl Wilhelm Ammon,
Königlichem Pferdearzt in Ansbach.

Sulzbach,
in der J. E. Seidelschen Kunst- und Buchhandlung,
1808.

Wie ein gefärbtes Glas, wodurch die Sonne strahlt,
Des Auges Urtheil täuscht und sich in allem mahlt:
So thut das Vorurtheil, es zeigt uns alle Sachen,
Nicht, wie sie selber sind, nur so, wie wir sie machen.

von Haller.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Es ist eine bekannte Sache, daß die meisten Pferde in dem besten Alter an Krankheiten sterben, oder wegen Unbrauchbarkeit zum Dienste den Händen des Abdeckers übergeben werden. Auch ist es nun, leider, bey uns so weit gekommen, daß wir ein Pferd von 10 bis 12 Jahren schon alt nennen, da doch dieß noch nicht die Hälfte der Jahre ist, welche dieß Thier zu leben fähig ist. Gewiß, es ist nichts, als die unnatürliche und unvernünftige Behandlung, welche wir uns gegen die Pferde zu Schulden kommen lassen, daran Schuld. Bey einer, der Natur dieser Thiere mehr angemessenen Behandlung würden sie nicht nur länger leben, sondern auch länger zum Dienste tauglich seyn.

Sehr viele Menschen halten, vermöge ihrer Dienstgeschäfte oder zu ihrem Vergnügen, Pferde, ohne die mindeste Kenntniß von der Natur, Wartung, Pflege und Behandlung dieser Thiere zu besitzen. Sie überlassen alles ihren Knechten; durch deren Unwissenheit und Nachlässigkeit es dann oft geschieht, daß die Pferde frühzeitig ruinirt und der Eigenthümer in Schaden versezt wird. Wenn die-

ser aber selbst einige Kenntnisse von der Wartung und Behandlung der Pferde besizt, kann dieses so leicht nicht geschehen; — es trift alsdann das Sprüchwort ein: „Des Herrn Auge macht das Vieh fett.“

Für solche Pferdebesitzer also, denen es an den nöthigen Kenntnissen der Wartung, Pflege und Behandlung der Pferde mangelt, ist das vorliegende Buch vorzüglich geschrieben. Ich hoffe, es wird sie in den Stand setzen, über jede Verfahrungsart ihrer Knechte, ob sie der Gesundheit der Pferde zum Nutzen oder Schaden gereicht, urtheilen zu können; auch werden sie daraus bisweilen ihren Knechten Belehrung geben können. Freylich werden sie im leztern Fall vielen Widerstand finden. Es ist unglaublich, wie hartnäckig nnd halsstarrig und wie sehr von Vorurtheilen und Aberglauben eingenommen manche Knechte sind. Die meisten leben in dem festen Wahne, daß Niemand die Pferde, ihre Pflege, Nahrung und Behandlung besser kenne, als sie, weil sie schon so und so lange mit diesen Thieren umgehen. Dieß Vorurtheil ist ihnen zur andern Natur geworden; deßwegen verschliessen sie Ohren und Herz vor der Stimme vernünftiger Rathgeber; deswegen behandeln sie die ihnen anvertrauten Pferde nach dem alten Schlendrian; deswegen fassen zweckmässige Vorstellungen nie Wurzel bey ihnen; und deswegen finden mögliche und wichtige Verbesserungen bey ihnen nicht Statt. Sie füttern fort

nach der alten Art; lassen, wenn das Pferd wegen Krankheit nicht fressen will, von unverständigen Schmieden das Maulräumen vornehmen; füttern sogenannte Freßpulver; lassen ihren Pferden alle Jahre zur Ader, oder purgieren sie u. s. f. — Ein einsichtsvoller Pferdeeigenthümer wird und kann dergleichen Unfug nicht dulden. Er verabschiedet lieber den Knecht, als daß er die Gesundheit seiner Pferde untergraben läßt.

Wenn es auf dem Titel dieses Buchs heißt: „Die Kunst die Lebens- und Dienstdauer der Pferde zu verlängern": so versteht sich, daß hier nicht von einer Lebensverlängerung über die Gränzen der Naturmöglichkeit die Rede ist; am Ende bleibt allemal nichts als der Tod übrig. Ich wollte damit nur andeuten, daß in diesem Buche gelehrt wird, auf welche Art und Weise die Pferde am längsten gesund und dienstfähig erhalten werden können.

Schon vor fünf Jahren erschien eine Schrift mit dem ähnlichen Titel von Hrn. Karl Hoffmann; allein dieses Werk hat mit dem meinigen nichts als den Titel gemein. Der Innhalt ist ganz verschieden. Jenes handelt von der Pferdezucht und Pferdeheilkunde, während das meinige die richtigste Wartung, Pflege und Behandlung der Pferde lehrt. Ich glaube, diese wenigen Worte werden hinlänglich seyn, jeden Irrthum zu vermeiden.

Bald nach Erscheinung der Hufelandschen: „Kunst das menschliche Leben zu verlängern,“ entwarf ich den Plan zu vorliegender Schrift. Die vielen Schwierigkeiten, welche sich bey der Ausarbeitung der einzelnen Gegenstände einfanden, haben die Herausgabe bis jezt verzögert. Indessen hat dabey der geehrte Leser nichts verloren, weil dadurch meine Arbeit an Reichhaltigkeit und Vollkommenheit gewonnen hat. Seit vier Jahren war sie meine Lieblingsbeschäftigung; und ich habe jeden Gegenstand einzeln, mit dem größten Fleisse, und so gut, als es meine Kenntnisse zuliessen, bearbeitet. Die erste Abtheilung und von der zweyten der erste Abschnitt sind ganz meine eigene Arbeit; nur bey dem zweyten Abschnitt sind hie und da andere Schriftsteller (vorzüglich die Herren Naumann, von Tennecker, Pilger und Gotthardt) — ja einigemal etwas stark benüzt worden, welches aber auch meistens angemerkt worden ist. Zum Beschluß empfiehlt sich noch einer nachsichtigen Beurtheilung

Ansbach im Monat Julius
1807.

der Verfasser.

Erste Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Kurzgefaßte Geschichte dieser Kunst.

Der vielfache Nutzen, welchen das Pferd dem Menschen in Hinsicht seiner mannichfaltigen Brauchbarkeit gewährt, muß die möglichste Sorgfalt für die Erhaltung dieses nützlichen Thieres erwecken. Es ist daher kein Wunder, wenn man schon längst auf den Gedanken kam: Sollte es wohl nicht möglich seyn, die Pferde gesund zu erhalten, und ihre Lebens- und Dienstdauer verlängern zu können? Wirklich scheint diese Idee auch schon vor vielen Jahrhunderten rege gewesen zu seyn. Bereits in den ältesten Schriften, welche wir über Viehzucht und Thierheilkunde besitzen, finden sich Spuren davon. So z. B. sagte schon Vegez, daß es besser sey, die Pferde gesund zu erhalten, als daß man ihre Krankheiten heile. *)

Nur entfernte man sich leider hierbey allzusehr von der Natur, und verfiel auf künstliche und unnatürliche Mittel. Man wollte durch

*) Melius est diligenti studio custodire sanitatem, quam aegritudinibus praestare remedia.

Arzneyen zu diesem Zweck gelangen, und erfand deßhalb mancherley sonderbare Zubereitungen. Vegez rieth, verschiedene Tränke im Frühjahre, Sommer, Herbst und Winter den Pferden einzugeben, um solche das ganze Jahr hindurch gesund zu erhalten. Einige erfanden zu diesem Zweck sehr weitläuftige Mischungen. Als Beyspiel mag allein des wackern Solleysels sogenanntes Lieutenantspulver dienen, welches nach seiner Versicherung alle andere bekannte Mittel an Vortreflichkeit bey Verhütung der Krankheiten übertreffen soll. Es bestehet aus neun verschiedenen Wurzeln, fünf Arten von Kräutern, dreyerley Saamen, und drey Arten von Misteln, welches alles dreymal mit Weingeist begossen, wieder getrocknet, und endlich gepulvert wird.

Viele von diesen weitläuftigen Zusammensetzungen haben sich bis auf den heutigen Tag im Ansehen erhalten, und werden von manchen Pferdebesitzern und Pferdewärtern sehr hoch geschäzt. Man bewahrt sie als wichtige, von den Urgroßeltern ererbte Geheimnisse sorgfältig auf, wenn gleich schon längst die Erfahrung ihre Unbrauchbarkeit gezeigt hat.

Als späterhin die Humoralpathologie ihr Haupt zu erheben anfieng, und man die Entstehung der Krankheiten allein von der übeln Beschaffenheit der Säfte herzuleiten begann, hofte man, das Leben der Pferde durch ausleerende Mittel verlängern zu können. Durch öfteres Aderlassen und Purgieren glaubte man den Körper von den (eingebildeten) bösen Säften und

Unreinigkeiten befreyen und die Entstehung von Krankheiten verhüten zu können.

Man ließ deßhalb seinen Pferden alle Jahre einigemale zur Ader, um das etwa sich angesammelte böse oder verdorbene Blut aus dem Körper zu schaffen. Man glaubte, daß blos das böse Blut durch das Aderlassen entfernt würde, das gute aber zurück bleibe. Dabey achtete man besonders auf die Jahreszeit, in der man das Aderlassen vornahm, weil man glaubte, daß in jeder Jahrszeit ein anderer Humor im Körper die Oberhand habe. Im Frühjahr sollte nämlich das Blut, im Sommer die Galle, im Herbst die Melancholey, und im Winter die schleimigte Feuchtigkeit (pituita) im Körper regieren.*) Daher sollte das Aderlassen im Frühjahr den Krankheiten am meisten vorbeugen, weil dann das Blut die Oberhand habe. Ferner sollte das Aderlassen am besten mit zunehmendem Mond, und, so viel es seyn kann, an dem Tage, da er voll ist, vorzunehmen seyn, weil da die Humores in ihrem höchsten Grad sind. In einem Solstitium (Sonnenwende) oder Aequinoctium (Tag und Nachtgleiche) hielt man das Aderlassen für gar nicht gut, weil dann gleichsam die ganze Natur leidet. Auch bey trüber Witterung scheuete man das Blutlassen, weil man fürchtete, die trübe Luft könnte, sobald die Adern von Blut leer werden, sich einziehen, u. s. w.

---

*) Solleysels wahrhaftig vollkommener Stallmeister Genf 1677.

So sehr man diesem Verfahren ansiehet, daß nur Einfalt und Unwissenheit es hat erfinden können, und so wenig Bekanntschaft mit der thierischen Oekonomie es verräth: so hat es sich jedoch bis auf unsere aufgeklärten Zeiten erhalten. Noch heutiges Tages lassen unverständige Schmiede an gewissen Tagen, Stunden und Zeiten den gesunden Pferden zur Ader, und viele Landwirthe verlangen von ihnen dringend dieses schädliche Verfahren. *)

Aber nicht allein der mit der Natur wenig vertraute Landmann hält noch auf dieses unnütze Blutvergiessen: nein, sondern auch selbst Vorsteher von Marställen glauben sich nicht von dem alten hergebrachten Schlendrian entfernen zu können. Es giebt wirklich noch hin und wieder Marställe, in denen es Mode ist, alle Jahre zu einer bestimmten Zeit (gewöhnlich im Frühjahr) sämmtlichen Pferden zur Ader zu lassen,

---

*) In einem gewissen Dorfe, welches eine Kapelle hat, die (ich glaube) dem heiligen Silverius — dem Schutzpatron der Schmiede und Vieharzte — gewidmet ist, wurde noch vor wenigen Jahren, jedesmal an dem Namenstage dieses Heiligen, den sämmtlichen Pferden im Dorfe und vielen aus der benachbarten Gegend, auf einem Wasen nahe bey der Kapelle zur Ader gelassen, und also ein förmliches Blutbad angerichtet. Man glaubte, daß dieses die Pferde ein ganzes Jahr vor Krankheit bewahre. Nun ist — so viel ich weiß — seit einigen Jahren dieser alberne Gebrauch abgekommen.

und so ein allgemeines Blutvergiessen anzustellen. In wiefern die Erhaltung dieser albernen, schädlichen Gewohnheit den Vorstehern solcher Marställe zur Ehre gereicht, überlasse ich meinen geehrten Lesern zu entscheiden.

Auch die Purgiermittel, zu gewissen Zeiten gegeben, hielten die Alten für kräftige Erhaltungsmittel der Gesundheit, und also auch für Verlängerungsmittel des Lebens. Man glaubte damit alle vorhandenen Unreinigkeiten aus dem Körper schaffen zu können, so daß das Thier gar nicht krank werden könne. Besonders wirksam hielt man die Purgiermittel, wenn sie im Abnehmen des Mondes gegeben würden, indem man glaubte, daß die Natur zu dieser Zeit nicht so sehr als im wachsenden Mond der Ablösung der Feuchtigkeiten und Unreinigkeiten, und ihrer Ausführung widerstehe. Auch hielt man dafür, daß an den Tagen, da der Mond in einem feuchten Zeichen, z. B. im Krebs, Fisch u. s. w. stehet, am besten zu purgieren sey. Man hatte eine Menge von abführenden Mitteln erdacht, welche bald mehr auf das Blut, bald mehr auf die Galle u. s. f. wirken sollten. Man wußte nicht, daß alle diese Mittel nur durch Entziehung der Säftemasse, also schwächend, wirken.

Alle diese verschiedenen Wege, welche man bisher zur Verlängerung des Lebens und der Dienstdauer der Pferde eingeschlagen hat, haben ihren Zweck verfehlt. Es war dieß auch nicht anders möglich. Man war mit der Natur des organischen Lebens und den dazu nö-

thigen Bedingungen viel zu wenig bekannt, als daß man den rechten Weg hätte finden können. Jezt, da man in allen Wissenschaften so grosse Fortschritte gemacht und in der animalischen Physik so gründliche Einsichten erlangt hat, wird es uns leichter werden, eine bessere und richtigere Methode zur Verlängerung der Lebensdauer der Pferde aufzufinden.

Zweytes Kapitel.

Ist Verlängerung der Lebens- und Dienstdauer der Pferde möglich? Und wie?

Wenn wir die Möglichkeit einer Verlängerung des Lebens untersuchen wollen, so müssen wir uns vorher eine gründliche und genaue Kenntniß der Natur des Lebens zu erwerben suchen. Wir haben hier zuerst die Fragen: Was ist das Leben? Wie erzeugt es sich? Welches sind seine Bedingnisse? zu beantworten. Ich bitte meine geehrten Leser, mir hier ihre vorzügliche Aufmerksamkeit zu schenken.

Im ganzen Reiche der Natur treffen wir das Leben nur in organisirten Körpern an. Der gemeine gesunde Menschenverstand ist darüber schon so im Reinen, daß er nirgends, als nur bey organisirten Wesen, das Leben sucht. Noch nie ist es ihm eingefallen, bey unorganischen Körpern, als da sind die Erden, Steine, Metalle u. s. w. ein Leben nur vorauszusetzen; und dieß sehr natürlich, da seine Beobachtungen ihm an denselbigen nie das lieferten, was er zu seinem Begriffe des Lebens forderte, nämlich selbstthätige Bewegungen. Daher gab er denn jenen den Namen leblose (unorganische) Wesen, um genau damit den Unterschied gegen die eigentlich organischen zu bezeichnen.

Weil nun das Leben nur in organischen Körpern angetroffen wird, so müssen wir deßhalb annehmen: daß Organisation*) die erste und nothwendigste Bedingniß des Lebens sey, eine Bedingniß, ohne welche dem menschlichen Verstande es nicht einmal möglich ist, das Leben sich vorzustellen.

Indessen ist Organisation allein noch nicht im Stande das Leben zu bedingen; es ist noch mehr dazu erforderlich. Wir sehen, wie der Mensch oder das Thier geboren wird, wie das Leben mit einem Gefühle körperlichen Wohlseyns oder körperlichen Uebelbefindens verknüpft ist, wie der Körper selbst in jedem einzelnen Theile eine zu dem Ganzen übereinstimmende harmonische Thätigkeit zeigt. Endlich tritt der Tod ein, und nun liegt die Maschine, die anfangs thätig und empfindend war, gleich einem starren Klumpen da; wo vorher aufbauende Thätigkeit war, ist jezt scheußliche Zerstörung; nichts bleibt übrig, als ein Häufchen Erde, und die künstliche

*) Jeder Theil der belebten Thierkörper hat, vermöge seines Baues, zugleich die Bestimmung, gewissen ihm ganz eigenthümlichen Verrichtungen vorzustehen. In sofern nun ein Theil derselben dazu tauglich ist, wird er Organ, so wie die besondere Mischung, Form und der bestimmte Zusammenhang seiner eigenen Bestandtheile Organisation, und der Begriff aller einzelnen Organe als Einheit, d. h., als ein für sich bestehendes Ganzes, was doch der eigentliche Thierkörper an sich selbst ist, Organismus genannt.

Form wird vertilgt. Betrachtet jenen menschlichen Leichnam: noch vor wenigen Tagen war er im Stande, ein Ebenbild seiner selbst zu zeugen. Die Adern, in denen jezt ein wenig geronnenes Blut ist, trieben mit unaufhörlicher Kraft die flüssigen reichhaltigen Theile umher. Wo jezt erstarrende Kälte den ihn Betastenden abschreckt, da erquickte die wohlthätige Wärme; wo jezt eine unbehülfliche Fleischmasse ist, da bewegten sich grosse und kleine Muskeln in den mannichfaltigsten Zusammenziehungen.

So muß also wohl in dem Körper, ausser den Theilen, die ihn zusammensetzen, noch Etwas anders seyn, wovon diese Thätigkeit abhängt? So muß, um deutlicher zu reden, noch Etwas anders da seyn, daß seine Muskeln erst zu Werkzeugen der Bewegung und seine Nerven zu denen der Empfindung stempelt? Und die Kenntniß dieses Etwas muß nicht wenig wichtig seyn, da so bedeutende Wirkungen von ihm abhängen?

Was ist nun dieß Etwas? Es ist die Eigenschaft, durch welche sich die lebenden Wesen von sich selbst im todten Zustande und von jeder unbelebten Materie unterscheiden. Es ist die Kraft, die alle organischen Körper lebensfähig macht, und welche wir deßhalb Lebenskraft*) nennen.

---

*) Sie wird auch Erregbarkeit, Reitzbarkeit, organische Receptivität genannt. Was diese Kraft eigentlich sey, können wir nicht erklären; ihr We-

Wir haben also nun zwey Bedingnisse des Lebens, nämlich Organisation und Lebenskraft. Es entsteht nun die Frage: ob diese beyden Bedingnisse das Leben zu erzeugen im Stande sind?

Ich glaube, man wird aus dem Gesagten auf die Vermuthung gekommen seyn, daß die Lebenskraft im Körper ihre Wirksamkeit gar nicht äussern kann, wenn sie nicht durch etwas anders dazu erst aufgeregt wird. Wir haben gesagt, daß sie den Körper blos lebensfähig macht; hieraus erhellt, daß sie nicht einzig zureicht, um Leben hervorzubringen. Wenn nicht gewisse andere Kräfte auf sie wirken, so bleibt sie unthätig und der Körper, trotz aller Lebensfähigkeit, dennoch todt. Denn die Fähigkeit, eine Wirkung hervorzubringen, ist nicht die Wirkung

---

sen ist uns unbekannt, und wird es wahrscheinlich, wie das Wesen anderer Kräfte, von deren Daseyn wir durch ihre Wirkungen überzeugt sind, noch lange bleiben. Wir können sie blos als Eigenschaft der belebten Körper ansehen, und ihre augenscheinliche Wirkungen überzeugen uns hinlänglich von ihrer Existenz. Ob sie übrigens ein Resultat der lebensfähigen Körpern eigenen Organisation, oder ein der Organisation blos zugetheiltes Prinzip sey, wissen wir nicht genau. Inzwischen hat die leztere Meinung mehr für sich, da öfter das Leben verlöschet, folglich jene Kraft verschwindet, ohne daß das menschliche Auge nur die geringste Spur von Störung in der Organisation wahrnehmen kann, wie z. B. bey Erfrornen, und nach der

selbst; es müssen auch Ursachen da seyn, aus denen diese Wirkung folgt. Es vermag daher keine Erscheinung des Lebens zu erfolgen, wenn nicht vorher ein ausserhalb der Lebenskraft gedachter Gegenstand diese Kraft erst zur Thätigkeit aufforderte.

Man sehe eine Bohne; wer ahndete wohl, daß in ihr der Keim zu einer grünenden und blühenden Pflanze verborgen läge? Auch wird es gute Wege haben, daß sich diese daraus entwickle, wenn sie, so wie bisher, auf dem trockenen Boden ihres Besitzers liegen bleibt. Aber steckt sie in die feuchte Erde, laßt den mit elektrischem, salzigem, und für die darinnen schlummernde Kraft reitzendem Stoff gesättigten Regen herabträufeln; die Sonnenstrahlen mit sanfter

---

Wirkung einiger Pflanzengifte. Der Sitz der Lebenskraft ist weder das Gehirn und die Nerven, noch das Herz und die andern Muskeln, noch die Gefässe ausschließlich vor andern Theilen, sondern der ganze Körper. Sie ist durch den ganzen Körper und alle seine Theile ausgedehnt, in allen Theilen sich selbst gleich. Auch ist sie nicht nach Verschiedenheit der lebenden Körper verschieden; sie ist in der ganzen lebenden Natur die Nämliche. Die Beschaffenheit und Verbindung der organischen Bestandtheile sind es, welche machen, daß die Pflanze als Pflanze, das Thier als Thier, und der Mensch als Mensch existiren; und diese Kraft thut dabey nichts, als daß sie diese verschiedenen, jeden auf seine Art existirenden Körper lebensfähig macht.

Wärme den Boden durchdringen: und munter wird der junge Keim die zersprungene Erde durchbohren und sich an den Stäben hinanwinden, die ihm die Hand des Gärtners hinstellte. — Wenn im Winter die Stubenfliege wie todt oder betäubt in den Ritzen des Zimmers liegt: wenn sich Fledermäuse und so manche andere Vögel im Winter in Klüften oder Höhlungen verkrochen haben, und nun ganz ohne merkbares Leben sind: so werden sie bey ankommender Wärme wieder aus ihrer Erstarrung erweckt und erhalten wieder durch Wärme und genommene Nahrungsmittel ihre gehörige Lebhaftigkeit. Ohne Wärme, Luft, Nahrung existirt für sie keine Aeusserung des Lebens. —

Was läßt sich aus diesen Beobachtungen und Erfahrungen folgern? Nichts anders, als: daß gewisse äussere Kräfte zur Erzeugung und Unterhaltung des Lebens unentbehrlich sind. Ich glaube, daß es wohl niemanden einfallen wird, auch nur einen Augenblick hieran zweifeln zu wollen. Denn wer sollte nicht wissen, daß kein Geschöpf ohne Luft, Wärme, Nahrungsmittel, Wasser u. s. w. leben kann.

Die äussern Kräfte, welche die Lebenskraft aufregen und in Thätigkeit versetzen, sind sehr zahlreich; und doch kennen wir gewiß noch nicht alle Aussendinge, welche auf uns und auf andere lebende Wesen Einfluß haben. Die Physik wird hoffentlich hierüber mit der Zeit

immer mehr Aufklärung geben. Diejenigen Kräfte, welche besonders auf thierische Körper wirken, sind: Luft, Wärme, Licht, Nahrungsmittel, das Blut und die übrigen Säfte, die Verrichtungen des Körpers selbst, Bewegung, Empfindung, Leidenschaften.

In Hinsicht der Wirkungsart der äussern Kräfte muß man eingestehen, daß, obwohl sie auf eine mannichfaltige Art wirken, sie dennoch in einem Punkte übereinkommen. Sie wirken nämlich alle mehr oder weniger reitzend und regen die Lebenskraft zur Thätigkeit auf. Man nennt sie deßwegen gewöhnlich mit einem Worte Reitze.

Wir haben nun alle die Bedingnisse beysammen, die nach der strengsten Forderung unsers Verstandes zum Leben nothwendig sind. Es sind deren drey; nämlich: Organisation, Lebenskraft und äußere Kräfte oder Reitze.

Wie diese Bedingnisse nun das Leben selbst konstituiren, ist bey einigem Nachdenken leicht vorzustellen. Wir denken uns die organische Materie (Organisation) begabt mit der Eigenschaft, genannt Lebenskraft, die eine Fähigkeit in sich schließt, von äussern Reitzen angegriffen zu werden und ihnen entgegen zu wirken. Nun lassen wir ein bestimmtes Maas von Reitzen auf dieselbe einwirken, welches Einwirken verhältnißmässigem Entgegenwirken entspricht. Da nun das Einwirken als fortdauernd vorgestellt

werden muß, so muß nothwendiger Weise auch das Entgegenwirken als fortdauernd vorstellig gemacht werden, wodurch eine Reihe von Lebensbewegungen nothwendig erfolgen muß. So ist also das Leben nichts anders, als ein steter fortdauernder Prozeß von zwey kämpfenden Partheyen, wo eine die andere zu vernichten droht. Wir drücken uns daher im gemeinen Leben recht gut aus, wenn wir sagen: der Kampf des Lebens. So wie eine Parthey abtritt, so hört das Leben auf. So z. B., tritt gänzlicher Mangel an Reitzen ein, so geht das Leben zu Ende. Oder verschwindet endlich alle Lebenskraft, so ist kein Entgegenwirken mehr möglich — der Lebensprozeß hat ein Ende.

Die Fragen: was ist das Leben? wie erzeugt es sich? welches sind seine Bedingnisse? dünkt mich, sind nun zureichend erklärt und somit der Grund gelegt, dasjenige zu fassen, was nun vorgetragen werden wird.

Wir kommen wieder zu unsern Hauptfragen zurück. Ist Verlängerung des Lebens möglich? Und wie? Nachdem wir uns mit der Natur des Lebens bekannt gemacht haben, wird es uns jezt leicht werden, diese Fragen zu beantworten. —

Verlängerung des Lebens ist allerdings möglich, aber nur auf folgende Art. Daß das Thier lebt, hängt, wie wir wissen, von der Einwirkung der äussern Kräfte, die wir Reitze nennen, auf die in seinem Körper gegründete

Lebenskraft ab. Mangel und Uebermaas an Reitzen, sind dem Leben gleich gefährlich; nur das Mittelmaas begünstigt es. Es ist daher Verlängerung des Lebens nicht anders möglich, als dadurch, daß wir beständig die Reitze in dem gehörigen Gleichmaas wirken lassen, damit die Lebenskraft gehörig aufgeregt werde, sich nie anhäufe, aber auch nicht zu frühe aufgezehrt werde. Denn wird die Flamme eines Lichts zu schwach, so erlöscht sie, so zu sagen, in ihrem eigenen Nahrungsstoffe, dem Oele oder Fette, oder ist sie im Gegentheil zu unmässig groß, so verzehrt sich das Licht sehr bald. Alles dieses wird durch das Folgende erst besser verstanden werden.

Vorerst muß ich aber noch bemerken, daß hier von einer Lebensverlängerung bis zum äussersten Ziele und nicht über die Grenzen der Naturmöglichkeit die Rede ist. Denn am Ende bleibt allemal nichts, als der Tod, übrig. Es ist nun einmal so, daß alles Leben unter der Sonne vergänglich ist. Menschen, Thiere und Pflanzen leben alle nur eine Zeit lang und werden jedesmal früher oder später eine Beute des Todes. Die Nothwendigkeit des Todes liegt schon in der Natur belebter Wesen. Die nämlichen Bedingnisse, welche das Leben bestimmen und erhalten, werden auch die Ursachen des Todes. Sie können nicht ewig währen, müssen aufhören und mit ihnen das Leben endigen.

Unser eigentlicher Gegenstand, den wir hier nicht aus den Augen lassen dürfen, ist das Pferd. Es wird dieses edle Thier dem Menschen auf so vielfache Art nützlich, daß es kein Wunder ist, wenn dieser wünscht, es möglichst lange zu besitzen. Eine Verlängerung der Lebensdauer dieses Thieres, ohne dabey zugleich seine Fähigkeit zu Dienstleistungen zu erhalten, würde aber ohne allen Nutzen seyn. Es kann daher hier nur in so ferne von einer Lebensverlängerung des Pferdes die Rede seyn, als dabey zugleich seine Brauchbarkeit zum Dienste mit erhalten oder verlängert wird. Ein Pferd ist nun aber so lange zum Dienste tauglich, als es völlig gesund und bey Kräften ist. Wer also die Lebens- und Dienstdauer der Pferde verlängern will, der muß zuförderst darauf bedacht seyn, den Zustand der Gesundheit zu erhalten und die etwa zustossenden Krankheiten bald möglichst zu entfernen.

Es entstehen nun die Fragen: Was ist Gesundheit? Worauf beruht sie? Und wie erhält man sie?

Die Gesundheit ist derjenige Zustand, wo alle Thätigkeiten und Verrichtungen des Körpers so kräftig leicht und ausdauernd vor sich gehen und so harmonisch zusammenwirken, daß jede derselben ihre speciellen und alle zusammen ihre gemeinschaftliche Bestimmung erfüllen. Sie ist als der natürliche Zustand jedes Thieres zu betrachten, in wieferne sie ihm ursprünglich zukommt,

kommt, und ihn in den Stand sezt, der von der Natur ihm zu Theil gewordenen Bestimmung gemäs zu leben.

Die Gesundheit beruht aber auf dem gehörigen Verhältniß der das Leben erzeugenden Bedingnisse, nämlich:

1) auf einer vollkommenen Unversehrtheit der Organisation;

2) auf dem Daseyn eines hinlänglichen Grades von Lebenskraft; und

3) auf einem gewissen Gleichmaas oder Verhältniß zwischen der Summe der Reitze und der Lebenskraft.

Wenn also ein gehöriges Maas von Reitzen auf eine mässige Lebenskraft, bey Unversehrtheit der Organisation wirkt, so befindet sich das Thier gesund.

Nachdem wir nun wissen, worauf die Gesundheit beruht, wird es uns leicht werden, die Regeln zur Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens anzugeben. Es kommt hier auf folgende drey Hauptpunkte an:

I) Daß die Organisation in ihrer vollkommenen Unversehrtheit erhalten werde. — Die Organisation des Thieres ist aber am vollkommensten, wenn die Natur am freyesten wirkt. Jede bedeutende Veränderung des natürlichen Baues ist eine Unvollkommenheit. Man muß daher bey seinen Pferden alles vermeiden, wodurch der Mechanismus ihres Kör-

pers und seine Struktur gehindert oder verlezt werden kann. Hierher gehört: gewaltsames Biegen der Glieder, unzweckmässiges Ausdehnen des Körpers (z. B. bey Reitübungen), unmässige Bewegungen oder Arbeiten, unnöthiges Setzen und Springen mit den Pferden über Gräben, Hecken, Zäune u. s. f. Vor allen dergleichen Dingen muß man die Pferde so viel, als möglich ist, bewahren; denn dadurch werden oftmals örtliche Fehler und Gebrechen hervorgebracht, die, wenn auch nicht geradezu das Leben abkürzen, doch die Diensttauglichkeit des Pferdes mehr oder weniger vermindern — ja es kann das Thier dabey auch wohl gänzlich zu fernern Diensten unbrauchbar werden.

II) Auf eine weise Oekonomie der Lebenskraft (Lebensprincip, Erregbarkeit) oder des in dem Organismus wohnenden Vermögens, die ihm eigenthümlichen Thätigkeiten hervorzubringen. Mit jeder Ausübung von Thätigkeit ist auch ein gewisser Aufwand von Kraft verbunden; durch jede wird die Lebenskraft um etwas vermindert, und der Körper seinem Untergange näher gebracht. Man muß deßhalb mit der Lebenskraft ökonomisch umgehen, d. h., jede ausgezeichnet hohe Thätigkeit, wobey allemal viel Lebenskraft konsumirt wird, nur für besondere wichtige Zwecke auffsparen, und auf alle mögliche Weise für dessen Ersatz Sorge tragen.

Den Ersatz der verlornen Kräfte (welche auch Mischung und Form in sich begreifen) bewirkt man auf zwey Wegen:

a) Durch gehörige Ruhe. — Ruhe und vorzüglich der Schlaf sind die Mittel, durch welche die Lebenskraft unmittelbar oder mittelbar ersezt wird. Die Ruhe ist verminderte Thätigkeit des Organismus — der Schlaf ist eine ökonomische Veranstaltung der Natur, bey welcher der Körper an Lebensfond mehr einnimmt, als er ausgiebt. Wenn also ein Pferd durch lange Bewegung oder schwere Arbeit ermüdet (d. h. seine Lebenskraft vermindert) ist, so wird ihm Ruhe und Schlaf seine Kräfte am besten ersetzen. Nun versteht sich von selbst, je stärker und länger die Anstrengung (Arbeit) des Pferdes war, desto längere Ruhe muß ihm auch verstattet werden; und umgekehrt, bey geringer Anstrengung bedarf es eine kürzere Zeit zur Ruhe und Erhohlung.

b) Durch die Nutrizion oder die Restauration durch Stoffe. Dieses ist derjenige Prozeß des lebenden Organismus, wo fremde Stoffe in ihn übergehen und zu seiner Erhaltung verwendet werden. Stoffe, die die meisten zu diesem Zwecke brauchbaren Theile enthalten, heissen Nahrungsmittel. Wir verstehen aber unter nährenden Stoffen alles, was die Natur zu diesem Zwecke verwendet, sie mögen in den Körper kommen auf welche Art sie wollen, zuerst den Magen oder die Haut berühren. Die Stoffe, welche durch Hülfe der Verdauungsorgane in den Organismus übergehen, scheinen zum Ersatz der gröbern Theile bestimmt zu seyn, und die durch die ganze Oberfläche der Haut und der Lungen in den Körper (die Luft nämlich)

bringen, mögen mehr für die Lebenskraft und Lebenswärme enthalten.

III) Auf ein gehöriges Verhältniß zwischen den einwirkenden Lebensreitzen, und dem gegenwärtig bestehender Grad der Lebenskraft. —

Der jedesmalige Zustand der Gesundheit ist das Resultat der Reitze, welche auf den Körper eingewirkt haben. Diese Einwirkungen kann nun der Mensch nach Willkühr leiten, er kann die schädlichen von seinen Pferden abhalten, die heilsamen auf sie wirken lassen, und das Maas derselben beschränken oder erweitern; und vermag er in einzelnen Fällen eine schädliche Einwirkung nicht gänzlich abzuhalten, so lehrt ihn doch die Erfahrung, wie er durch die Anwendung anderer Reitze ihren Nachtheil vermindern und die Gesundheit dabey behaupten kann. Man sieht hieraus, daß beynahe die ganze Kunst der Lebensverlängerung auf der richtigen Verwendung der Lebensreitze beruht.

Hier giebt es nun verschiedene Regeln, die schlechterdings beobachtet werden müssen:

1) Man lasse beständig einen mittlern Grad von Reitzen auf den Körper des Pferdes einwirken, und vermeide sowohl das Uebermaas, als den Mangel derselben. — Es ist Thatsache, daß eine gewisse Mässigkeit in der Fütterung und bey der Arbeit der Pferde, d. h., die goldene Mittelstrasse, nicht zu viel und nicht zu wenig, dasjenige Verfahren ist, wobey diese Thiere am

längsten gesund bleiben. Uebermaas an Reitz bringt Abspannung und Erschöpfung der Lebenskraft; Mangel an Reitz ist Unmaas und macht zu Dienstleistungen unfähig.

2) Man beobachte, im Ganzen genommen, eine gewisse regelmässige Lebensordnung. Denn eine fortgesezte unregelmässige Lebensordnung bringt allemal eine Zerrüttung der Körperkräfte hervor. Im Allgemeinen muß also eine gewisse Norm, eine bestimmte Regel in der Behandlung der Pferde herrschen. Eine bestimmte Menge Futter, eine gewisse Ordnung in der Fütterung, ein gewisses Maas der Arbeit, eine gewisse Zeit der Ruhe u. s. w., ist im Ganzen genommen (bis auf die im §. 3. angeführten Einschränkungen) äusserst vortheilhaft für die Gesundheit. Die Thiere nehmen dabey an Kräften zu, der Körper wird stark, thätig und bekommt eine gewisse Festigkeit und Dauer.

3) Man vermeide jedoch die allzugrosse Einförmigkeit und bringe bisweilen Abwechselung in die Lebensordnung der Pferde. Eine zu weit getriebene Regelmässigkeit bringt am Ende nachtheilige Folgen für den Körper. Er wird dadurch zu einem Uhrwerke herabgesezt, welches sobald in Unordnung geräth, als eine ungewöhnlich grosse Kraft darauf wirkt. Man darf deßhalb auf den Körper des Pferdes nicht alle Tage ganz dieselben Reitze wirken lassen. Es ist sehr gut, wenn in die Menge und Art der Nahrungsmittel bisweilen eine gewisse Abwechselung gebracht wird, damit das Thier sich an

alles gewöhnt und ihm nichts fremd ist, wenn es einmal bey irgend einer Gelegenheit etwas Ungewöhnliches zu geniessen bekommt. Mannichfaltige Bewegung im Reiten und Ziehen, mitunter auch eine starke Anstrengung, müssen angewendet werden, wenn die Muskelkraft einen Grad der Vollkommenheit erreichen soll. Diese Abwechselung vermehrt theils die Kraft und Stärke, theils gewöhnt sich auch der Körper an viele Eindrücke, so daß ihm solche nachgehends nicht mehr neu sind, also auch nicht so leicht nachtheilig werden.

4) Man sorge dafür, daß nicht allzuheftige und ungewohnte Reitze auf den Körper des Pferdes einwirken. Wer die Gesundheit dieser Thiere erhalten will, muß dergleichen abhalten. Hierher gehören nun vorzüglich Arzneyen und Gifte. Beyde wirken auf gesunde Thiere nachtheilig, stören die Harmonie der Lebensthätigkeit mehr oder weniger, früher oder später, und beyde wirken nur in Krankheiten vortheilhaft und als Mittel zur Heilung, wo sie aber auch nie anders, als unter der Aufsicht eines Arztes sollten angewendet werden. Ausserdem gehören noch vorzüglich die Ansteckungsgifte (z. B. das Räudegift, Rotzgift u. s. w.) hieher; welche man alle, so viel möglich ist, bey seinen Pferden abzuwenden oder zu vermeiden suchen muß.

5) Man gewöhne das Pferd an neue Reitze nur allmählig, und lasse solche nicht plötzlich und auf einmal auf seinen Körper wirken. Wir müssen hier dem Beyspiele der Natur folgen,

welche in allen ihren Thätigkeiten und Aeusserungen nur da Vollkommenheit ihrer Schöpfungen bewirkt, wo ein allmähliges ruhiges Fortschreiten herrscht, und die alle Sprünge haßt. Aeusserst wichtig ist diese Regel für den Landmann bey der Wartung und Pflege seines Vieches; nur vergißt er sie leider zu oft. So z. B. sollte er das an sparsames oder wenig nahrhaftes Futter gewöhnte Pferd nie auf einmal an grosse Portionen Futterkörner zu gewöhnen suchen; nur stuffenweise und ganz allmählig sollte er die gewöhnlichen Futterportionen vermehren. Eben so sollte er auch den Wechsel vom trockenen zum grünen Futter, und umgekehrt, niemals plötzlich und auf einmal, sondern nur allmählig eintreten lassen, wo sich dann gewiß keine Nachtheile dabey zeigen werden.

6) Man darf den Pferden die gewohnten starken Reitze nicht auf einmal entziehen und entwöhnen. Wenn man ein Thier irgend eine Gewohnheit plötzlich zu verlassen zwingt, so erleidet sein Körper eine Entziehung von Reitz und folglich eine Schwächung, die um so beträchtlicher ist, je länger, je öfter und je uneingeschränkter jener gewohnte Reitz auf das Thier eingewirkt hat, und je weniger seine Abwesenheit durch andere schickliche Reitze ersezt wird. Ja sogar eine schädliche Gewohnheit kann, wenn sie plötzlich unterlassen wird, schwere Krankheiten und selbst den Tod herbeyführen. Thatsachen werden dieses deutlicher machen. Wenn z. B. ein Pferd an vieles Körnerfutter gewöhnt

ist, und man entzieht ihm solches auf einmal und reicht ihm blos Heckſel und Heu, so kann es leicht dadurch in Schwäche und Krankheit verfallen. Gehet dieser Wechsel nur allmählig und stuffenweise vor sich, so wird sich das Thier nach und nach daran gewöhnen. Eben so, kommt ein Pferd, das viele und starke Arbeit gewohnt ist, plötzlich und auf einmal in Ruhe, so kann es sich Steifigkeit, Rehe u. d. gl. Krankheiten mehr zuziehen; gehet hingegen dieser Uebergang nur stuffenweise vor sich, so bringt er keine Nachtheile. Aus diesen Erfahrungen ergiebt sich, daß den Pferden niemals die gewohnten starken Reitze auf einmal dürfen entzogen werden.

7) Man sorge dafür, daß mit den Reitzen kein schneller Wechsel geschehe und sie nicht bald heftig, bald schwach auf den Köper wirken. Ich habe oben gesagt, daß eine gewisse Lebensordnung ungemein viel zur Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung der Lebens- und Dienstdauer der Pferde beyträgt. Man vermeide also alle schnelle Abwechselungen, z. B. von vieler Ruhe zu sehr starker Arbeit, von wenigem nahrhaften Futter zu vielen und reitzenden Nahrungsmitteln, von Kälte zur Wärme u. s. w.; alles dieses ist der Gesundheit nachtheilig und verkürzt das Leben.

Diese vorgetragenen Sätze enthalten den allgemeinen Plan und die Grundregeln einer vernünftigen Verlängerung der Lebens- und

Dienstdauer der Pferde. Doch gilt auch hievon, was von so vielen andern allgemeinen Regeln gilt, daß sie bey der Anwendung selbst Rücksicht auf den speciellen Fall verlangen und dadurch ihre genaue Bestimmung und Modifikationen erhalten müssen.

Vorzüglich sind es folgende Umstände, die bey der Anwendung in Betracht zu ziehen sind. Die verschiedene Konstitution des Pferdes, welches die Anlage oder bleibende Geneigtheit zu einer mehr oder weniger vollkommenen und kräftigen Gesundheit ist. Sie ist ihm angezeugt oder angewöhnt, d. h., sie ist ihm entweder von den Eltern angeboren, oder durch die Erziehung und andere Verhältnisse angewöhnt. Es giebt eine starke und schwache Konstitution. Das Pferd, so eine starke Konstitution hat, kann bey einem und demselben Gegenstande (z. B. Arbeit) seine Kräfte lange in Anspannung erhalten, ohne dazwischen zu ruhen, und ohne daß es ihm Schaden bringt. Dagegen das Pferd mit einer schwachen Konstitution zwar auch fast eben so lange unausgesezt sich anzustrengen im Stande ist, aber nicht ohne Nachtheil für seine Gesundheit. Es ist daher nothwendig, den Pferden, welchen eine schwache Konstitution zu Theil geworden ist, zwar auch anstrengende Arbeiten aufzulegen, um ihre Kräfte zu üben und zu vervollkommnen; aber man muß ihnen auch die nöthige Ruhe gestatten und durch hinlängliche Nahrung ihre Körper immer zur rechten Zeit wieder unterstützen.

Ferner das verschiedene angeborne Temperament. Genau lassen sich zwar die Temperamente bey Pferden nicht bestimmen; indeß ist doch gewiß, daß bey ihnen etwas Aehnliches wie bey Menschen Statt findet. Das eine Pferd ist träg, kalt, besitzt wenig Gefühl, hat schlaffe Muskeln, schwache Pulsirung u. s. w.; dieß ist von phlegmatischem Temperamente. Ein solches Pferd kann viele und starke Reitze vertragen, ist zu vielen und schweren Arbeiten geschickt, nur dürfen sie nicht zu rasch vor sich gehen — Ein anderes Pferd hat eine zarte Faser, einen weichen Puls, feines und weiches Haar, grosse und volle Adern; es ist von sanguinischem Temperamente. Ein solches Thier besitzt eine hohe Reitzbarkeit; und es machen daher schon geringe Reitze auf dasselbe einen starken Eindruck. Es ist rasch und feurig zur Arbeit, aber nicht von langer Ausdauer. Man lasse nie sehr heftige Reitze auf seinen Körper wirken und ertheile ihm durch stuffenweise Uebung mehr Kraft und Ausdauer.

Wieder ein anderes Pferd ist von cholerischem Temperamente. Es besitzt hohe Reitzbarkeit mit einem ebenfalls hohen Wirkungsvermögen; die Verrichtungen des Organismus gehen bey mässigen Reitzen, also für gewöhnlich, lebhaft und kräftig von statten. Bey diesem Temperamente sey man in der Anwendung der Reitze (besonders der heftigen Reitze) sehr vorsichtig und vergesse nicht, dem Körper zu rechter Zeit Ruhe zu gestatten. Das melancholische Temperament verträgt anhaltende Reitze.

Ferner die Perioden des Lebens. Je jünger das Pferd ist, desto leichter kann auch seine Lebenskraft in Thätigkeit gesetzt werden, desto empfänglicher ist es, mit andern Worten gesagt, für die Reitze, die in demselben und auf dasselbe wirken; desto erregbarer ist es. Dagegen je älter es ist, desto mehr findet auch das entgegengesezte Verhältniß Statt, d. h., desto geringer ist seine Empfänglichkeit und desto stärkere Reitze kann es vertragen.

Hieraus fliessen verschiedene sehr vortrefliche Regeln für die Gesundheitserhaltungslehre. Da die Reitzempfänglichkeit im jugendlichen Alter sehr groß ist, so muß man dafür sorgen, daß nicht zu starke Reitze, ja nicht immer sehr starke Reitze darauf einwirken, das eine könnte sehr leicht gefährliche Folgen, das andere doch eine zu starke Lebenskonsumtion zur Folge haben.

Mit dem sechsten Jahre hat das Pferd gewöhnlich seine Ausbildung erlangt und tritt dann ins männliche Alter. Die Füllenzähne sind nun durch Pferdezähne ersezt, der Körper hat seine bestimmte Grösse und Ausbildung erreicht, und ist jezt zu all den Bewegungen und Arbeiten geschickt, welche von ihm verlangt werden. Jezt ist der Körper nicht mehr so reitzempfänglich, und dabey ist dann auch seine Gesundheit mehr gesichert. Er ist im Stande, kräftige und anhaltende Reitze zu vertragen, nur dürfen sie nicht im Uebermaas angewendet werden.

Im hohen Alter hat das Pferd einen geringen Vorrath von Lebenskraft, und kann noch

mehr und kräftigere Reitze als im Mittelalter vertragen. Es hat aber jezt weniger Fähigkeit sich zu restauriren. Daraus fließt die unumstößliche Regel: alte Pferde muß man weniger anstrengen, aber ihnen mehr kräftiges Futter reichen, wenn sie noch eine Zeit lang Dienste leisten sollen.

Drittes Kapitel.

Bestimmung des eigentlichen Lebensziels der Pferde.

Man hat vielfältig darüber gestritten: ob das Ziel des Lebens bey Menschen und Thieren bestimmt sey oder nicht? Mir ist es ganz wahrscheinlich, daß jedes Geschlecht von Geschöpfen von der Natur eben so, wie es seine bestimmte Grösse und Gestalt, eigenthümliche Masse von Lebenskraft und Stärke der Organe bekommen, auch ein bestimmtes Ziel des Lebens erhalten hat, welchem sich einzelne Individuen mehr oder weniger nähern.

Das Leben ist eine fortwährende Operation von Kraftäusserungen und organischen Anstrengungen. Es bestehet in einer Regsamkeit und Thätigkeit der Organe. So wie nun jede andere physische Operation ihre bestimmte Regeln und Dauer hat, eben so muß auch die animalisch-physische Operation des Lebens ihre eigenthümlichen Gesetze und Grenzen haben. Durch Aufreibung der Lebenskraft und Abnützung der Organe muß endlich das Leben aufhören. Nach dem nun ein Geschöpf mehr oder weniger vollkommen organisirt und mit Lebenskraft versehen ist, je nach dem wird auch sein Leben länger oder kürzer währen.

Wir können daher annehmen: daß jedes Geschlecht von Geschöpfen sein bestimmtes Lebensziel hat, welches ihm zu erreichen absolut möglich ist. Wenn von den einzelnen Individuen nur wenige dieses Ziel erlangen, so widerlegt dieses noch nicht unsere Annahme. Es können allerhand günstige und ungünstige, zerstörende oder erhaltende Umstände hierauf Einfluß haben, und das Ziel, trotz seiner natürlichen Bestimmung, verrücken. Bey alledem kann aber dennoch jedes Geschlecht von Geschöpfen seine absolut mögliche Lebensdauer haben.

Welches ist nun wohl das eigentliche Lebensziel des Pferdes? Hierin sind die Meinungen sehr getheilt; einige geben den Pferden ein sehr hohes, andere ein sehr geringes Lebensziel. Die Meisten sind jedoch der Meinung, daß die natürliche Lebenszeit des Pferdes zwischen 18. und 20. Jahren, und eine längere Lebensdauer eine Ausnahme von der Regel sey. Nimmt man die tägliche Erfahrung zu Hülfe, so scheint diese Annahme auch ganz richtig zu seyn; denn wirklich sterben die mehresten Pferde vor dem zwanzigsten Jahre ihres Lebens, oder werden schon früher, wegen Untauglichkeit zu fernern Diensten, den Händen des Abdeckers übergeben. Hieraus ist aber blos ersichtlich, daß das Alter von sechszehn bis zwanzig Jahren die gewöhnliche Lebenszeit der Pferde ist;*)

*) Die gewöhnliche (relative) Lebensdauer der Pferde ist sehr veränderlich — so verschieden, als jedes

allein deßwegen ist es noch nicht das natürliche dem Pferdegeschlechte bestimmte Lebensziel. Dieß muß unstreitig höher gesezt werden, und es hindert uns nichts, es auf die äussersten Grenzen der nach der Erfahrung möglichen Lebensdauer zu setzen. Es ist hiezu genug, zu wissen, was der Natur der Pferde möglich ist, und wir können ein solches Pferd, das das höchste Lebensziel erreicht hat, als ein Ideal der vollkommensten Pferdenatur betrachten. Nun zeigt uns die Erfahrung, daß Beyspiele, wo Pferde 36. 40. und mehr Jahre alt geworden, so gar selten nicht sind. Folglich kann man mit der höchsten Wahrscheinlichkeit behaupten: das Pferd ist im Stande, ein Alter von 36 bis 40 Jahren zu erreichen. **) Sicher liegt die Fähigkeit, so lange zu existiren, in der Natur des Pferdes, absolute genommen.

Diese Behauptung bekommt nun dadurch noch ein grosses Gewicht, daß wir das Ver-

---

Individuum selbst. Sie richtet sich nach der bessern oder schlechtern Masse, aus der es formirt wurde, nach der Pflege und Behandlung von Seiten des Menschen und nach allen den vielen Umständen, die von innen und aussen auf seine Lebensdauer Einfluß haben können. Es ist hier aber nicht von der gewöhnlichen Lebensdauer, sondern vielmehr von derjenigen die Rede, welche das Pferd zu erreichen fähig ist.

**) Auch die Herren Naumann und Hartmann geben das höchste Lebensziel für Pferde so hoch an.

hältniß zwischen der Zeit des Wachthums und der Lebensdauer damit übereinstimmend finden. Man kann annehmen, daß ein Thier sechs bis siebenmal so lange lebt, als es wächst. Nun braucht ein Pferd gewöhnlich sechs volle Jahre, um sein vollkommenes Wachsthum und seine Ausbildung zu erreichen ***) — mithin giebt auch dieß dem Pferde sein natürliches Lebensziel oder seine Fähigkeit zu leben auf 36 bis 42 Jahre an.

Man wird hier einwenden: daß das hohe Alter von 36 bis 42 Jahren nicht der natürliche Zustand, sondern die Ausnahme von der Regel, und daß das kürzere Leben, welches die

***) Indem ich hier das sechste Jahr als dasjenige annehme, mit welchem die Pferde ihr Wachsthum und ihre Ausbildung vollenden, so glaube ich den Mittelweg eingeschlagen zu haben. Ich weiß es wohl, daß manche Pferdegattungen früher, und andere später sich ausbilden, betrachte aber diese als Ausnahme von der Regel. Die meisten Pferde sind mit Vollendung des sechsten Jahres ausgebildet, d. h., haben da die ihnen von der Natur bestimmte Vollkommenheit erreicht. Die Pferde, welche sich früher und schon mit vier bis fünf Jahren völlig ausbilden, sind immer von gemeiner Raçe, und von weicher Konstitution; dagegen diejenigen, welche erst mit sechs Jahren uud noch später ihre völlige Ausbildung erreichen, immer von besserer Raçe und starker Konstitution sind; auch leben sie länger.

die meisten Pferde erlangen, eigentlich der natürliche Zustand sey. Ich antworte: daß fast alle Pferde einen unnatürlichen Tod, d. h., an Krankheiten oder andern Zufällen sterben, und daß ihre gewöhnliche kurze Lebenszeit von Seiten der Menschen gesezt wird. Das Lebensende der Pferde ist demnach in den meisten Fällen gewaltthätig und fast allemal beschleunigt, so daß es immer vor der von der Natur gesezten Zeit erfolgt. Uebermässige Anstrengungen richten viele frühzeitig zu Grunde, daß sie in den besten Jahren fallen müssen. Viele werden von Krankheiten aufgerieben, viele durch starke Verletzungen, die sie im Dienste des Menschen davon trugen, vernichtet; viele im Kriege durch äussere Gewaltthätigkeiten plötzlich oder doch sicher zu früh getödet, da sie sonst noch lange hätten leben können; und derjenigen, die diesen Uebelerleidungen und Gefahren entgiengen, und also alt werden, sucht man sich, wenn sie unbrauchbar geworden sind, durch Ueberlieferung in Henkershand zu entledigen, die dann nicht zögert, ihnen den Lebensfaden absichtlich und mit Vorbedacht bald abzuschneiden. Wenigen wird demnach das Loos, ihr Ziel zu erreichen und eines unbeschleunigten und natürlichen Todes zu sterben: und fiel und fällt es Einem, so hatte und hat es dieses Glück blos einem wohldenkenden Besitzer zu verdanken, der, erkenntlich und dankbar für die bereits geleisteten Dienste, mit den unausbleiblichen Schwachheiten des Alters Geduld hat.

Es ist zum Erstaunen, wie sehr durch unsere unnatürliche Behandlung die Lebenszeit der

Pferde verkürzt wird. Man durchgehe die Liste eines Wasenmeisters oder Abdeckers über das Alter derjenigen Pferde, die ihm wegen Untauglichkeit zu fernern Arbeiten übergeben wurden, und man wird finden: daß die meisten in ihren besten Jahren Kandidaten des Schindangers wurden. Und man bedenke nur, daß es bey uns so weit gekommen ist, daß wir ein Pferd von 12 bis 14 Jahren schon alt nennen, da doch dieß erst ein Drittheil der Jahre ist, welche dieß Thier zu leben fähig ist. Gewiß! ist nichts, als die naturwidrige Behandluug, welche wir uns gegen die Pferde zu Schulden kommen lassen, die Ursache, daß nur so wenige von ihnen das von der Natur gesezte Lebensziel erreichen. Daß die Fähigkeit, ein höheres Lebensalter zu erlangen, in ihrer Natur wirklich liegt, und daß das angegebene natürliche Lebensziel, so unmöglich zu erreichen nicht ist, mögen die folgenden Beyspiele vom hohen Alter einzelner Pferde bekräftigen.

Viertes Kapitel,

Beyspiele vom hohen Alter einzelner Pferde.

Nicht gar selten sind die Beyspiele, daß Pferde ein hohes Alter erreicht haben. Würden unsere Vorfahren alles, was die Pferde betrift, sorgfältiger aufgezeichnet haben: so würde ich hier eine Menge solcher Beyspiele anführen können. So aber kann ich meinen Lesern nur mit einigen aufwarten, welche aber doch als Beweis dienen können, daß das angegebene natürliche oder höchste Lebensziel für Pferde so unmöglich zu erreichen nicht ist.

Aristoteles erzählt, daß zu Opus ein Hengst gewesen ist, der, 40 Jahr alt, noch beschälte, nur mußte man ihm, da er die Vorhand nicht mehr erheben konnte, zu Hülfe kommen.

Plinius erwähnt eines Pferdes, das 75 Jahre alt geworden seyn soll. *)

August Nipheus spricht von einem Pferde Kaiser Ferdinand des Ersten, das in einem Alter von 70 Jahren gestorben seyn soll.

Der alte wackere Marx Fugger schreibt: „Der Bassa von Osten hat zwey seiner Hauptrosse gehabt, deren keins unter 36 Jahren gewest; darauf hat er sich lassen finden, und sonst

*) Plinius Histor. animal. Libr. VIII. Sect. 66.

zu thun kein anderes gebraucht, ob er wohl andere viel gute Rosse auf der Streu stehen gehabt u. s. w. *)".

Dr. Plat gedenkt in seiner Geschichte von Oxford dreyer Pferde, die er in der Grafschaft gesehen hat, die gegen 40 Jahr alt waren; und der verstorbene Herzog von Montagne hatte eines, von welchem man zuverlässig erzählt, daß es nicht weniger als 50 Jahre alt gewesen. **)

Herr Germershausen hatte ein Pferd von 27 Jahren, und mußte solches verkaufen, weil es über alle Zäune, Schläge und Gräben wegsezte und die übrigen Weidepferde zum Schadenthun in den Fruchtfeldern mit verleitete.

Er vermuthete, daß dieses Pferd deßhalb so dauerhaft und alt geworden, weil es vor dem sechsten Jahre wenig oder gar nicht zum Dienst gebraucht worden ist. —

Eben derselbe erzählt auch, daß der verstorbene Präsident von Ribbeck zu Krappstädt, ohnweit Wittenberg, zwey Pferde gehabt, die über 40 Jahre alt waren. Er ließ sie mit Kleien und geschrotenen Körnern füttern, damit das Futter ihren Zähnen nicht zu hart seyn möchte.

---

*) Marx Fugger von der Gestüterey. Frankfurt am Main 1611.

**) Allgemeine Haushaltungs- und Landwissenschaft S. 306.

Sie hielten sich hierbey sehr gut und sahen ganz unverfallen aus. *)

Nach öffentlichen Nachrichten wurde im Jahr 1778 zu Tawasthus in Finnland ein Dragonerpferd 37½ Jahr alt erschossen, welches, da es frisch und gesund war, wahrscheinlicher Weise noch einige Jahre gelebt haben würde, wenn der Besitzer nicht hätte an dessen Stelle ein junges Pferd zu bekommen gesucht. **)

Herr Fechner sah im Jahre 1783 in Westpreußen eine litthauische Isabellstute, die im 31sten Jahre ihres Alters noch zu meilenweiten Spazierritten die besten Dienste leistete. ***)

Der preußische Pferdelieferant Markus Raphael in Breslau hatte einen alten ukrainischen Rappen, der ihm mehreremal das Leben gerettet hat. Er hatte einigemale, da er jenseits des Niesterflusses auf Pferdeeinkauf sich befand, solche Unannehmlichkeiten mit den Bewohnern dieser Gegend, die ihm leicht hätten das Leben kosten können. Allemal rettete ihn dieses Pferd, indem es mit ihm durch den breiten Niesterstrom schwamm. Aus Dankbarkeit

*) Germershausen Hausvater in systematischer Ordnung, Leipzig 1786.

**) Hartmanns Anleitung zur Pferdezucht, Tübingen 1786.

***) Brugnones Werk von der Pferdezucht, übersezt von Fechner, Prag 1790.

für diese treugeleisteten Dienste hatte es Raphael zu seinem eigenen Dienst behalten und zum Gnadenbrode bestimmt. Obgleich dieses Pferd damals schon über 20 Jahr alt war, und so viele Strapatzen gehabt hatte, so war es doch noch sehr munter und rasch; ja wenn es einige Tage gestanden und ausgeruht hatte, so gieng es wohl noch mit seinem Reiter durch. Vor einigen Jahren starb dieses brave Thier, in einem Alter von 41 Jahren. *)

Auf dem Gute Lindola, in der Nähe von St. Petersburg, lebte, nach sichern Nachrichten, 1795 ein weißgebornes Dienstpferd, das der Feldmarschall Graf Soltikow im Anfange des siebenjährigen Krieges geritten hatte. Wenn man nun annimmt, daß dieses Pferd zu Anfang des siebenjährigen Krieges fünf Jahre alt gewesen, so konnte es also im Jahr 1795 ungefähr 41 bis 42 Jahr alt seyn.

Ein Bierbrauer in hiesiger Gegend hatte noch im vorigen Jahre einen alten Schimmel von 36 Jahren, mit dem er alle vorkommende Arbeiten und Geschäfte verrichtete. Es war dieses Pferd bereits 27 Jahre in diesem Hause, und wurde von dem Eigenthümer sehr geschätzt. Noch in seinen alten Tagen zog es in dem Wagen fast einem jungen Pferde gleich und zeigte noch Stärke und Ausdauer. Krank ist es schon seit sehr vielen Jahren gar nicht gewesen.

---

*) Castor und Erichthon 4tes Quartalheft.

Ein Reitpferd des Landgrafen von Hessen Homburg wurde gegen 38 Jahre alt. Sein Herr liebte dieses edle und gute Thier so sehr, daß er es, nachdem es gestorben war, ordentlich begraben und ein Monument mit folgender Inschrift setzen ließ:

Hier liegt das beste Pferd begraben,
Das alle Tugenden vereint;
Könnte man ein Thier zum Freunde haben,
So läge hier mein Freund.

Eklipse, ein Rennpferd des Prinzen von Wallis, wurde 34 Jahre alt und starb dann an einer ihm zugestossenen Krankheit. *) Im Marstalle zu Ludwigsburg stand im Jahr 1795 ein Wallach von ächt Mecklenburgischer Raçe, ein Greis von 38 Jahren. Er war von starkem Körperbau, und stand noch sehr gut auf den Schenkeln. Er diente schon seit der lezten Kampagne des siebenjährigen Krieges, und seine Bewegungen waren demungeachtet noch regelmässig und so leicht, als man immer erwarten konnte. Nur sein Kopf und etwas gesenkter Rücken trugen die Spuren des Alters. Zwey Epidemien, welche in dem Marstalle geherrscht und gemordet haben, sind bey ihm ohne Anfechtung vorbeygegangen. **)

Ein neues sehr interessantes Beyspiel vom hohen Alter unter Pferden hat uns das Leib-

---

*) Buschendorfs Dikzionair 3ter Thl. S. 718.

**) Petersens kleine Schriften vermischten Inhalts. Hannover 1796.

pferd Friedrich des Zweyten, Namens Conde, gegeben. Es starb in Berlin auf der Thierarzneyschule, wo es bis zu seinem Ende verpflegt wurde, in dem Alter von 38 Jahren. Schon mit drey Jahren wurde es in England für den König gekauft und nach Berlin gebracht. Der König ließ es, nachdem es zugeritten worden, nach Sanssouci unter die zehn Pferde stellen, welche gewöhnlich daselbst standen. Conde zeichnete sich daselbst vor allen durch seinen schönen und starken Körperbau, durch sein frommes Wesen, durch seine Dauerhaftigkeit und Muth aus. Er scheuete sich vor keinem Gegenstand und blieb ruhig beym Kanonendonner. Der König hatte ihn so lieb, daß er ihn öfters mit Zucker und, wenn es die Jahrszeit zugab, auch mit Melonen und Feigen fütterte. Er bezeigte deßhalb auch eine besondere Liebe oder Zuneigung gegen seinen Herrn, und wenn man ihn frey gehen ließ, so gieng er gerade auf Ihn los. Nach des Königs Tode wurde dieß Pferd, wegen der besondern Zuneigung, welche Er für dasselbe geäussert hatte, anfangs dem Friedrich Wilhelms Gestüt, und nachher der Berliner Thierarzneyschule, zur Verpflegung übergeben, wo es auch bis zu seinem Tode mit der größten Sorgfalt verpflegt wurde. Es ist einigemale nach dem Leben gezeichnet und in Kupfer gestochen worden.

Nach seinem Tode erschien folgendes Gedicht:

Wenn ungestümm Du, Conde, in Gefahren
Und lenksam, wenn von Preussens Heldenschaaren
Einst Friedrich seine Heerschau hielt,

Mit sicherm Schritt den Tapfern schnell getragen,
Wohin voll Muth, den kühnen Feind zu schlagen,
Sein Auge feurig hingezielt;

Wenn stampfend und mit stolz gehobnem Haupte
Gleich Bucephale aus dir die Freude schnaubte,
Daß dich der Helden Held bestieg;
Dein Ohr sich mit der Völker Jauchzen spitzte,
Die wonnevoll der Friedensschall erhitzte,
Nach Friedrichs schwer errungnem Sieg;

Wenn du geehrt mit abgebleichten Haaren,
Noch Pflege fandst nach vierzig Lebensjahren,
Bis zu dem lezten Athemzug:
So wird, wie du am Ende vom Jahrhundert,
Von Enkeln auch das Leibroß einst bewundert,
Das Wilhelm den Gerechten trug.

Fünftes Kapitel.

Grundlagen und Kennzeichen der Lebensdauer einzelner Pferde.

Ich schreite nun zur Bestimmung der Haupteigenschaften und Anlagen, welche ein jedes Pferd durchaus haben muß, wenn es lange leben und zu langen Diensten brauchbar seyn soll. Ich hoffe, daß vielen meiner Leser die folgenden Bemerkungen recht angenehm seyn werden, da sie die Kennzeichen der Gesundheit der Pferde angeben und hierdurch den wahren Werth oder Unwerth dieser Thiere beurtheilen lehren. Was nüzt wohl das schönste Pferd, wenn es nicht gesund ist?

Die Haupteigenschaften oder Hauptgrundlagen zu einem langen Leben und zu langer Brauchbarkeit der Pferde sind:

1) Ein harmonischer und fehlerfreyer Bau des ganzen Körpers. — Der regelmässige Bau des Körpers, das Ebenmaas seiner Theile, das richtige Verhältniß der Organe, die ungehinderten Einwirkungen derselben aufeinander, Mitwirkung aller Theile mit gleicher Kraft, Thätigkeit und Ausdauer, sind vorzüglich zum langen Leben nöthig. Jedes einzelne Organ, jedes Glied für sich betrachtet, muß ebenmässig in sei-

nen einzelnen Theilen übereinstimmend gebaut seyn, damit es im Verein der übrigen die Wirkungen hervorbringen kann, welche zum Wohlseyn des Körpers erforderlich sind. Kein Theil (besonders kein Eingeweide) darf einen vorzüglichen Grad von Schwäche haben; sonst kann dieser Theil am leichtesten zur Aufnahme einer Krankheitsursache dienen, und der erste Keim einer Störung und Stockung werden. Es kann bey übrigens sehr guter und vollkommener Organisation dieß der heimliche Feind werden, von welchem hernach die Zerrüttung aufs Ganze geht.

2) Eine gut organisirte, gesunde Brust und Respirationswerkzeuge. —

Man erkennt sie an einer breiten gewölbten Brust, an einem freyen und leichten, weder zu geschwinden, noch zu langsamen Athemholen, und daran, daß das Pferd bey einer starken Fortbewegung nicht gleich kurzathmigt wird.

Das Athemholen ist eine der nothwendigsten Lebensverrichtungen. Durch das Ausathmen wird der thierische Körper unaufhörlich von einer Menge verdorbener Theilchen (kohlensaures Gas) befreyet, und durch das Einathmen erhält es dagegen den reinsten Lebenstheil aus der Luft (den Sauerstoff), wodurch das Blut und der ganze Körper erfrischt wird. Bey dieser Wichtigkeit der Verrichtungen der Brust und vorzüglich der Lunge ist nun wohl nicht zu bezweifeln, daß eine fehlerhafte Beschaffenheit der Brust die Lebensdauer der Pferde sehr

verkürzen muß. Und dagegen bey einem Pferde, wo die Organe der Brust gesund und gut beschaffen sind, läßt sich auch ein langes Leben und eine lange Brauchbarkeit hoffen.

3) Ein gehörig organisirtes, nicht zu reitzbares Herz. — Das Herz, das Haupttriebrad der ganzen Maschine ist gesund, wenn es sich leicht, kräftig und gleichmässig beweget; welches man daraus schließt, wenn der Puls stark, mässig, langsam und gleichförmig ist. Der nach Anstrengung schnellere, aber bald wieder in Ordnung kommende Puls zeigt Ebenmaas in Kraft und Wirkung an. Ueberhaupt muß der von der Verrichtung des Herzens abhangende Kreislauf des Blutes ohne alle Beschwerlichkeit, ohne alle Hindernisse, ohne Anstrengung, ohne Aengstlichkeit, vielmehr mit steter Munterkeit, Leichtigkeit bey den Bewegungen und Arbeiten, und mit freyer Respiration — von Statten gehen. Ein sehr geschwinder, beständig gereizter Puls deutet auf ein sehr reitzbares Herz, und dergleichen Thiere sind schlechte Kandidaten zum langen Leben.

4) Eine gute Beschaffenheit des Magens und des ganzen Verdauungssystems. — Es ist unglaublich, wie wichtig die normale Verrichtung des Magens ist. Der Magen ist das vornehmste Werkzeug der Verdauung. Er empfängt nicht blos die Nahrungsmittel, sondern hält sie auch zurück, und verwandelt sie also, daß sie zur Ernährung des Körpers dienen. Von seinem guten oder schlechten Zustande hängt

daher nicht nur die Quantität, sondern auch die Qualität des Ersatzes ab, welchen die thierische Maschine täglich bedarf. Es ist daher nöthig, beym Einkaufe eines Pferdes vorzüglich auf die Beschaffenheit seines Magens zu sehen. — Einen guten Magen erkennt man an dem guten, nicht allzustarken Appetit und an der leichten und vollkommenen Verdauung. Ein Pferd mit einem solchen Magen frißt weder zu hastig, noch zu langsam, und ist nichts weniger, als unersättlich. Es wird nach dem Fressen nicht aufgebläht oder aufgetrieben, verdauet das Genossene gehörig, und dieses wird leicht assimilirt. Sein Durst ist seinem Appetite angemessen, und weder zu groß, noch zu gering. Seine Ausleerungen stehen mit dem Genossenen im Verhältniß. Der Mist ist weder dünn, noch wäßricht, noch kleingeballt, hart und mit Schleim überzogen, noch widernatürlich stinkend.

5) Ein nicht allzufeuriges Temperament. — Es ist eine bekannte Sache, daß allzufeurige frische Pferde sich leicht ruiniren, und meistens frühzeitig zu Grunde gehen. Wenn man zwey ungleiche Wagenpferde hat, von denen das eine sehr feurig und das andere sehr träge ist: so wird das erstere weit früher, als das andere ausser Stande kommen, Dienste zu leisten. Also ein mittelmässig lebhaftes Temperament dient zum langen Leben.

Ich werde nun noch das Bild eines gesunden, dauerhaften, zum langen Leben bestimmten Pferdes entwerfen: Es ist ge-

wöhnlich von mittelmässiger Höhe und starkem, unterseztem Baue. Sein Knochenbau ist nicht zu fein, aber auch nicht zu grob; lezterer verräth immer einen sehr gemeinen Pferdeschlag. Der Kopf ist nicht zu schwer; der Hals weder zu lang, noch zu kurz; die Brust breit und gewölbt. Der Rücken ist gerade und nicht eingebogen; der Bauch nicht herunterhängend; die Flanken nicht aufgezogen (aufgeschürzt). Seine Beine sind gut und gerade gestellt, stark gegliedert, ohne plump zu seyn. Der Schweif äussert viel Spannkraft, d. h., leistet viel Widerstand, wenn man ihn aufheben will. Die Hufen sind nicht zu klein, ohne alle Risse und Sprünge und sonstige Fehler.

Ueberhaupt verräth sein ganzer Bau, Festigkeit, Stärke und Dauer. Alle seine Glieder sind stark; bewegen sich aber doch leicht und ohne allen Zwang und Schmerz. Die Bewegungen der Schenkel folgen in bestimmter Ordnung und in einem gehörigen Zeitmaase aufeinander und werden mit angemessener Kraft auf den Boden gesezt. Es kann viele Arbeit verrichten, ohne bald zu ermüden, und schwizt nicht leicht und nicht viel. Die Farbe seines Haares ist gleichgültig; jedoch hält man die Dunkelfarben (vorzüglich Braune und Rappen) nicht ganz unrecht für die Besten. Es ist geduldig, fromm, stehet aber munter und frisch, mit erhabenem Kopfe und funkelnden Augen vor der Krippe und spielet mit den Ketten. Seine Haut ist weder zu kalt, noch zu warm. Seine

Haare stehen nicht widerbürstig in die Höhe, sondern liegen glatt und glänzend an. Es ist nicht zu fett und zu mager; hat aber guten Appetit und verdauet leicht. Es wiehert laut vor Vergnügen, so bald es den Futterkasten aufmachen höret, oder den Knecht mit einem Bunde Heu daher kommen siehet. Es hat nicht zu viel Durst. Sein Mist ist weder zu hart, noch zu dünn, nicht stinkend; und es harnt ohne alle Beschwerlichkeit. Im ruhigen Zustande holt es frey Athem, ohne starke Ausdehnung der Brusthöhle und Erhebung der Flanken und ohne Geräusch und Aengstlichkeit. Auch bey einer starken Fortbewegung wird es nicht gleich kurzathmigt, und sein Athem gehet bald wieder leicht und gehörig von Statten.

Zweyte Abtheilung.

Erster Abschnitt.

Von den Verkürzungsmitteln der Lebens- und Dienstdauer der Pferde.

Wer seine Pferde möglichst lange gesund und diensttauglich erhalten will, muß sich zuerst mit denjenigen Dingen bekannt machen, welche einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit und Lebensdauer dieser Thiere haben und ihr Lebensziel abkürzen, damit er im Stande ist, diese Lebensfeinde zu vermeiden.

Die wichtigsten und gefährlichsten Lebensfeinde bestehen in denjenigen Dingen, welche zum Leben unentbehrlich sind (z. B. Nahrungsmittel, Getränke, Luft, Bewegung u. s. w.), wenn solche Modifikationen erleiden, wodurch sie schädlich werden.

Was die Wirkungsart der Verkürzungsmittel des Lebens anbelangt, so existirt unter ihnen ein wichtiger Unterschied. Einige von ihnen wirken langsam, succesive, oft sehr unvermerkt; andere hingegen gewaltsam und schnell, z. B. gewisse Krankheiten. Gewöhnlich

fürchtet

fürchtet man nur die Leztern, weil ſie mehr in die Augen fallend und heftiger wirken; aber ich verſichere, daß ſie faſt nicht ſo gefährlich, als jene ſchleichenden Feinde ſind, welche ihr Geſchäft im Verborgenen treiben, und alle Tage dem Thiere etwas von ſeinem Leben ſtehlen, wovon wir faſt nichts bemerken, wovon aber am Ende das Leben doch ſehr abgekürzt wird.

Wir wollen uns jedoch hier nicht aufhalten und gleich zur einzelnen Betrachtung der Verkürzungsmittel der Lebensdauer der Pferde übergehen.

Erstes Kapitel.

Elende, fehlerhafte Abkunft.

Die Erfahrung beweist bey den Thieren, wie bey den Menschen, daß schwache, kranke, gebrechliche Eltern auch wieder schwache, elende Kinder zeugen. So wie schöner und häßlicher Körperbau, gute und böse Eigenschaften sich von den alten Thieren auf die Jungen fortpflanzen: eben so erben diese von jenen den Grund zu Gebrechlichkeit, Krankheit und kurzer Lebenszeit.

Ja selbst die Fehler und Gebrechen der Großeltern erben sich bisweilen auf die Enkel fort, und diese haben manchmal mehr Aehnlichkeit mit den Großeltern, als sie unmittelbar den Eltern gleichen. Es giebt so viele Pferde, welche nach allen Regeln der Schönheit beurtheilt, in diesem Stücke nichts zu wünschen übrig lassen; allein, die Jungen, die von ihnen fallen, sind nicht die besten. Geht man hier weiter in das Geschlechtsregister hinauf, so erfährt man, daß die Eltern solcher schönen Pferde fehlerhaft und gebrechlich waren, und mithin die Füllen ihren Groseltern nacharten. Ein berühmter Pferdezüchter, Hr. Hartmann, nennt dieß Rückschläge.

Unsere Hausthiere haben eben sowohl, als der Mensch erbliche Gebrechen und Krankheiten.

Die Krankheiten, welche sich erfahrungsmässig bey Pferden fortpflanzen, sind folgende: Blindheit (vermittelst des schwarzen und grauen Staars), Dämpfigkeit oder Engbrüstigkeit,*) Koller, Nabel- und Beutelbruch,**) und verschiedene Knochengeschwülste, als: Spat, Ueberbeine, Schaale, Hasenhacken u. s. w.***) Ausser diesen Erbkrankheiten giebt es auch noch erbliche Fehler im äussern Bau. Ein Hengst mit einem Hirschhals, einem Speckhals, auswärts oder einwärts stehenden Vorderbeinen, Hohlrücken, abschüssigem Kreutz, mit Zwang- oder Flachhüfe, giebt sehr oft im mehr oder mindern Grade seinen Abkömmlingen diese Fehler. Ferner giebt es bey den Pferden auch Temperamentsfehler, die sich forterben. Die Erfahrung hat gelehrt, daß eine Pferderaçe durch Bos-

---

*) Nur die Dämpfigkeit von organischen Fehlern ist erblich; dieß gilt auch vom Koller.

**) Nach des gelehrten Viborgs Erfahrung.

***) Die Jungen erben von den Alten nicht die Krankheit selbst, sondern blos ihren mehr oder weniger starken oder schwachen Faserbau und hiermit die Geneigtheit oder Anlage zu dieser oder jener Krankheit. Vermöge dieser angeerbten Organisation oder Faserbau bekommt das junge Thier beym geringsten Zutrit von schädlichen Einflüssen die Krankheit seiner Eltern. Daher zeigen sich diese Fehler oft erst im zweyten, dritten, ja sechsten Jahre. Sehr wenig Fälle sind bekannt, wo das Füllen die Gebrechen der Eltern gleich mit auf die Welt gebracht hat.

heit, Tücke, Schlagen und Beissen, und eine andere sich durch Sanftmuth, Frömmigkeit und Gelehrigkeit auszeichnet.

Wenn diese erblichen Fehler und Erbkrankheiten sich in ein Gestüt einschleichen, so ist die natürliche Folge davon, daß sie sich jährlich vermehren, und desto mehr sich vervielfältigen, je kleiner die Heerde ist. Privatpferdezüchter und auch grosse Gestüte haben dieß oft zu ihrem größten Nachtheile erfahren; wobey ein schlimmer Umstand ist, daß das, was beym Vater oder der Mutter blosse Anlage ist, oft beym Sohn schon entwickelter Mangel wird. So können der Vater oder die Mutter recht gut gebildet seyn, aber in ihrer ganzen fehlerfreyen Bildung von weitem eine Anlage zu einem Gebrechen haben; und bey den Jungen wird diese Anlage schon ein offenbarer Fehler werden. Es gehört daher grosse Kenntniß und ein geübter Blick dazu, um einen richtigen Vergleich anzustellen, was von der Paarung verschiedener Pferde zu erwarten sey.

Vorzüglich nachtheilig ist der Lebensdauer der Pferde ein zu junges oder zu hohes Alter ihrer Eltern. Der weise Ausspruch des gelehrten Varro, daß sowohl das Greisen-, als das Kindesalter zur Zeugung ungeschickt sey, wird in der Erfahrung begründet gefunden.

Läßt man die Pferde zu jung zur Begattung, so wird die Nachkommenschaft, welche aus dem unreifen, ungeistigen Saamen erzeugt wird, gewöhnlich klein, schwach und ist von keiner

Dauer; und gebraucht man solche einst ebenmässig zur Fortpflanzung, so bringen diese wieder elende Junge, wodurch am Ende der ganze Stamm ausartet. Der berühmte Brugnone hält dafür, daß dieses die Hauptursache von dem Verfall der Gestüte in Frankreich und auch in andern Gegenden ist. Der gelehrte Gestütmeister Hartmann glaubt, daß dieses die Ursache ist, warum die wilden Pferde — die bekanntlich sehr frühe dem Fortpflanzungstrieb folgen — kleiner sind, als die, welche auf zahmen Stuttereyen fallen.

Wenn alte Hengste oder Stuten zur Fortpflanzung zugelassen werden, so giebt dieß ebenfalls eine Nachkommenschaft, die schwach, von fehlerhaftem Körperbau und von kurzer Lebensdauer ist. Das Alter ist die natürliche Folge des Lebens und der Anfang des Todes. Im Alter ist der Vorrath von Lebenskraft gering, die natürliche Wärme mangelt, die Fasern sind trocken und steif, der Blutumlauf träge und matt und der Saame unkräftig, ungeistig und nur in geringer Menge vorhanden. Läßt sich da wohl eine kraftvolle und dauerhafte Nachkommenschaft erwarten? Wo sollen zu einem so wichtigen Geschäft, als der Zeugungsakt ist, die nöthigen Kräfte herkommen?

Zweytes Kapitel.

Fehlerhafte Auferziehung der Füllen.

Kaum hat das Füllen das Licht der Welt erblickt und den ersten Athemzug gethan, so hat es auch schon mit einer Menge Feinde seines Lebens zu kämpfen, welche seiner Existenz und seinem Wachsthume mehr oder weniger Hindernisse in den Weg legen.

Lebt das Pferd in seiner natürlichen Freyheit, so übernimmt die Mutter mit sorgsamer Liebe die erste Erziehung des Füllens. Sie entfernt es von allen Ursachen, die es in unserer Sklaverey krank machen, und giebt ihm aus ihrem milchreichen Euter den ersten Unterhalt, bis die Stärke seines Körpers gröbere Nahrung verlangt, die ihm dann die Auen voll balsamischer Kräuter und die frischen Wasserquellen darbieten. So lebt das Füllen in der Freyheit, so gedeiht es unter der Liebe seiner Mutter und seines eigenen sorgsamen Instinktes; stark und muthig wächst es empor, von keiner Krankheit, von keinem Gebrechen befallen, bis ihm der Mensch seine Freyheit und mit ihr seine Gesundheit raubt.

Ganz anders verhält es sich mit den Füllen, die von uns auferzogen werden. Durch unsere verkünstelte Erziehung, durch unsere fehlervolle Wartung und Behandlung, richten wir eine Menge dieser jungen Thiere zu Grunde — machen sie zu Krüppeln. Das stete Anbinden macht ihnen auswärtsstehende schwache Beine; die

sparsame, oft schlechte Fütterung hält sie im Wachsthum zurück; die warmen dunstigen Stålle verderben ihnen die Augen, die Lungen und die Gesundheit u. s. w. Nur wenige Füllen gehen bey uns aus dem Füllenalter in das Pferdealter über, ohne nicht schon genug Zeichen des Drucks der Sklaverey, eines fehlerhaften Verhaltens und einer schlechten Erziehung mitzubringen, die der Grund der Unbrauchbarkeit, der Schwäche und der Krankheiten sind, welche die Pferde dem Dienst entziehen und sie vor der Zeit untüchtig und nutzlos machen.

Es ist ausser Zweifel, daß bey der gewöhnlichen Auferziehung der Füllen viele Fehler begangen werden, und daß dadurch vorzüglich der Grund zu dem baldigen Ruin der Pferde gelegt wird. „Jeder dieser Fehler ist groß und wahrscheinlicherweise Schuld, daß in vielen Ländern die Füllen so übel gerathen, so viele alte Gestüte verderben und so viele neue zu Grunde gehen. Die Pferdeverständigen haben viel von dieser Sache geredet; sie haben die Länder, ihre Himmelsstriche, ihr Klima, die Gräser, Luft und Wasser beschuldigt: aber weder an sich, noch an ihr Verfahren gedacht. Wenn man das Lezte mit dem Zwecke der Natur vergleicht: so haben die Leute gethan, was die Natur nicht thut. *)"

*) Instruktion zur Pferdeerzielung 1780. Stehet in Brugnones Werk von der Pferde-, Esel- und Maulthierzucht.

Die wichtigsten Fehler, welche bey der Auferziehung der Füllen begangen werden, und welche zur Verkürzung ihres künftigen Lebensziels vieles beytragen, scheinen mir folgende zu seyn:

1) „Man sperrt die Füllen in zu enge, zu warme und dunstige Ställe.“ — Schlechte Füllenställe trift man beynahe überall an. Viele scheinen allein zum Ruin der Füllen erbauet zu seyn. Sie sind eng, finster, niedrig, dumpfig, und gleichen eher einem Kerker, als einer gesunden Wohnung für Thiere. Dazu kommt noch, daß der Landmann die Fenster das ganze Jahr hindurch niemals, und die Stallthüre auch nur so selten, als möglich ist, öfnet; ferner, daß der Mist nur sparsam weggeräumt wird und überhaupt die größte Unreinlichkeit im Stalle herrscht. In solchen Ställen befindet sich beständig eine unreine, verdorbene Luft, welche die Augen und die Lungen verderbt, die Gesundheit der jungen Thiere untergräbt und den Keim zu vielen Krankheiten legt. Auch herrscht in solchen Ställen meistens ein Grad von Wärme, der das intensive Leben zu sehr beschleunigt und der Lebensdauer höchst nachtheilig ist. Die Füllen stehen fortwährend wie in einem Dampfbade oder (sogenannten) Schwitzkasten; — ihre Körper werden schwach, zart, sehr empfindlich, für jeden äussern Eindruck empfänglich, und bey der geringsten Aenderung der Temperatur der Witterung, der Jahreszeit, des Futters u. s. w. krank. Hierin liegt ein Hauptgrund, daß so viele Füllen schon in der ersten Jugend verkrüp-

peln und auf ihre ganze Lebenszeit ruinirt werden.

2)„ Manche Pferdezüchter geben den Füllen zu sparsames oder nicht gehörig gutes Futter.“— Nichts hindert wohl mehr das Wachsthum und die Ausbildung der Füllen, als wenn sie karg oder mit schlechten Nahrungsmitteln gefüttert werden. Ich sahe auf einem Gestüte fast alle Füllen an Würmern leiden und viele zu Grunde gehen, weil sie mit überschwemmtem, verdorbenem Heu gefüttert werden mußten, indem kein besseres Heu in der Nähe zu haben war. Karge, zu sparsame oder schlechte Fütterung macht die Füllen matt, schwach und elend; sie bleiben im Wachsthum zurück, bekommen lange dicke Haare, angelaufene Füsse, und lassen — wenn sie vom männlichen Geschlechte sind — das Geschröte oder den Hodenbeutel tief herabhängen. In der Folge bekommen sie Läuse oder die Räude, oder eine andere Krankheit, die schneller ihrem elenden Leben ein Ende macht.

3)„ Seltener wird der entgegengesezte Fehler begangen, wo die Füllen zu viel und zu nahrhaftes Futter bekommen.“— Was zu viel ist, ist vom Uebel — pflegt man zu sagen. Manche Leute haben so viele Freude an den Füllen, daß sie solche aus lauter Wohlwollen und Liebe zu Schanden füttern. Von dem frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein, wird hier die Krippe von gutem Futter nicht leer. Aber ein solches Verfahren taugt nichts, und ist der Gesundheit und künftigen Lebensdauer der

Thiere höchst nachtheilig. Auf diese Art erhält der Körper zu viel Nahrungsstoff, der Reitz von Nahrungsmitteln wird zu häuffig, das intensive Leben wird zu sehr beschleunigt, und das Thier bildet sich früher aus, als dem eigentlichen Gange der Natur nach geschehen sollte. Wenn es noch Füllen seyn soll, hat es oft schon die körperliche Grösse und Ausbildung eines völlig ausgewachsenen Pferdes. Ich habe solche Thiere gesehen, die mit zwey oder dritthalb Jahren vollkommen ausgewachsen waren und ihre völlige Ausbildung bis auf das wesentlichste Kennzeichen eines ausgewachsenen Pferdes — bis auf die sogenannten Pferdezähne, hatten. Solche Thiere gehen aber immer sehr frühzeitig wieder zu Grunde. Es ist ein allgemeiner physischer Grundsatz, daß je eher sich ein Geschöpf entwickelt, zur Vollkommenheit reift, desto schneller vergeht auch wieder sein Leben. Sogar im Pflanzenreiche bestätigt sich diese Erfahrung. Die langsam wachsende Eiche überlebt auf eine längere Zeit die viel schneller wachsende Weide; und am allerfrühesten nahen sich die Gewächse wieder ihrem Untergange, die in Treibhäusern schnell heranwachsen. Es scheint gleichsam die Natur jedem Geschöpfe einen gewissen Theil von Lebensstoff zugetheilt zu haben, mit welchem es wuchern könnte; und je eher es ihn verbraucht, desto früher tritt es auch von dem Schauplatze des Lebens ab. So verhält es sich nun gerade auch mit denjenigen Füllen, die von der ersten Jugend an mit überflüssiger Nahrung versorgt werden. Sie bilden sich sehr

frühzeitig aus, gehen aber gewöhnlich schon im besten Alter wieder zu Grunde.

4) „Man macht den Füllen zu wenig Bewegung.“— In diesem Punkt wird auch gar oft gefehlt. Man läßt die Füllen Wochenlang im Stalle stehen, ohne sie an die frische Luft zu lassen und Bewegung zu vergönnen. Hievon werden diese jungen Thiere faul, träge, ihr Blutlauf wird schwach, ihre Verdauung gestört, und die Ab- und Aussonderungen vermindert. In der Folge werden sie strauchhörig, matt, bekommen angelaufene Schenkel, und verfallen in einen Zustand von Kränklichkeit, welcher am Ende in wirkliche Krankheit übergehet. Erholen sich solche erbarmungswürdige Thiere auch wieder, so werden sie doch selten mehr starke, feste, dauerhafte Pferde.

5) „Man gebraucht die Füllen zu frühe zur Arbeit und ruinirt sie oft schon, ehe sie ausgewachsen sind, durch Arbeiten, die ihre Kräfte übersteigen.“— **Dieses ist der Hauptgrund, warum so viele Pferde schon im Mittelalter zum Dienste untauglich werden**, und überhaupt so selten ein Pferd ein ansehnliches Alter erreicht. Es geschieht beynahe überall von den Landleuten, daß sie ihre Füllen schon mit zwey, höchstens dritthalb Jahren vor den Wagen spannen. Sie suchen dieses dadurch zu entschuldigen, daß diese Arbeit blos Spielerey sey und nur der Bewegung halber geschehe; allein, wenn man die Sache genau betrachtet, so wird man bald finden, daß

bloß Gewinnsucht sie dazu verleitet, weil sie das junge Vieh nicht umsonst füttern wollen. Was folgt aber daraus? Da die Knochen noch nicht Festigkeit genug haben, und es den Muskeln und Sehnen noch an Kraft fehlt, so erhalten dadurch die Thiere viele örtliche Gebrechen, (z. B. Spat, Gallen, Schaale u. d. gl.) und zugleich werden ihre Kräfte frühzeitig abgestumpft und überhaupt ihre Lebens- und Dienstdauer sehr verkürzt. Wer solche Thiere ein Jahr zu früh zur Arbeit gebraucht, der wird sie desto früher wieder unbrauchbar finden; ein solches Jahr verkürzt die künftige Dienstzeit um mehrere Jahre und macht oftmals die Thiere in ihrer Jugend schon zu Krüppeln. Dergleichen Thiere werden gewöhnlich in dem besten Alter, wo sie noch stark und dauerhaft seyn könnten, die Beute des Abdeckers, entweder wegen tödlicher Krankheiten oder weil sie nun schon zu fernern Diensten untüchtig sind.

Drittes Kapitel.

Unbefriedigter Geschlechtstrieb — Verschwendung der Zeugungskraft.

Beydes halte ich für Verkürzungsmittel der Lebensdauer der Pferde.

Nach vielfältigen Erfahrungen hat unbefriedigter Geschlechtstrieb bisweilen zu Zufällen Anlaß gegeben, die das Leben in grosse Gefahr gesezt haben. So ist bekannt, daß der Koller, der sogenannte Saamenkoller, manchmal entstehet, wenn die Begierden des geilen Thieres nicht befriedigt werden, besonders bey solchen Pferden, die wenig beschäftigt, aber gut genährt und gefüttert werden. Doch pflegt dieses nur bey Hengsten und Stuten zu geschehen, die schon öfter ihren Geschlechtstrieb befriedigt haben; von solchen, die noch nie der Liebe gepflegt haben, hat man nur wenig Beyspiele, daß ihnen die Enthaltsamkeit so lebensgefährlich geworden ist. — Aber nicht allein der Koller, sondern auch noch andere Krankheiten kann die zu grosse Geilheit, wenn sie nicht befriedigt wird, veranlassen. Ich sahe im vorigen Jahre eine dem Hrn. von E. gehörige Stute, welche so oft Augenentzündung bekam, als ihre Geilheit (welche sich durch heftiges Rossen zu erkennen gab) unbefriedigt blieb. *) Dieses geschahe we-

*) Ich habe erst neulich wieder das Nämliche beobachtet.

nigstens zu sechsmalen, bis sie endlich auf einem Auge blind und hernach verkauft wurde.

Aber auch übertriebene Verschwendung des Saamens stört die Gesundheit und verkürzt das Leben. Hievon sind noch mehrere Beyspiele bekannt. Unverständige geitzige Beschälhalter lassen ihre Hengste zu viele Stuten bedecken, wovon diese nicht bloß abgemattet und entkräftet, sondern auch frühzeitig alt und unbrauchbar werden. Die Verschwendung eines so nützlichen Saftes — eines Saftes, der ein Balsam für das Blut ist und den ersten Lebensfunken für ein neues Geschöpf enthält — straft die Natur selbst. Solche ausgemergelte, abgenützte Beschäler sind einer Menge Krankheiten unterworfen, als: Abzehrung, Lungensucht, Dummkoller, Wassersucht u. s. w.

Noch mehr und geschwinder ruinirt die Verschwendung des Saamens junge Hengste, welche die ihnen zukommende Ausbildung und Vollendung des Körpers noch nicht erlangt haben. Diese richten sich sehr bald zu Grunde, so daß sie um die Zeit, wo sie die meiste Kraft, Stärke, Feuer und Ausdauer besitzen sollten und könnten, schon ruinirt, vom Alter gedrückt, krank und gebrechlich sind.

Auch giebt es Hengste, die durch Onanie sich Schaden zufügen. Sie hängen nämlich die Ruthe aus, machen solche Bewegungen mit dem Hintertheil, als wenn sie eine Stute bedecken, und schlagen zu gleicher Zeit so lange fort mit

der steifen Ruthe gegen den Bauch, bis der Saame ausspritzt. Geschieht dieses nicht zu oft, dann hat es wenig zu sagen und verliert sich von selbst mit dem Eintrit der Beschälzeit. Im Fall es aber zu häuffig geschieht, so erfolgt Schwächung des Körpers und in der Folge können gar darnach Krankheiten entstehen. Sobald ein solches Thier elend wird und abzumagern anfängt, müssen zweckmässige Maasregeln dagegen genommen werden. Am besten ist es, wenn man dem Hengste einige Stuten zu bedecken giebt. Sollte dieses nicht möglich seyn, so muß man ihn nur fleissig arbeiten lassen und von dem gewohnten nahrhaften Futter abbrechen, wornach sich dann diese häßliche Angewohnheit bald verlieren wird.

Viertes Kapitel,

Ueble Bauart und Einrichtung des Stalles — Unreinlichkeit im Stalle.

Daß die Beschaffenheit der Ställe auf die Gesundheit und Lebensdauer der Pferde einen bedeutenden Einfluß haben muß, wird jedermann einsehen, der da bedenkt, daß die meisten dieser Thiere allerwenigstens die Hälfte ihrer Lebenszeit in diesen Behältnissen zubringen müssen. In dieser Rücksicht und bey dem Werthe und der Nutzbarkeit der Pferde sollte man nun glauben, daß die Menschen von jeher eifrig darauf bedacht gewesen seyen, den Pferdestallungen die möglichste Vollkommenheit zu geben. Allein, wer dieß glaubt, der irrt gar sehr! Die meisten Wohnungen der Pferde (besonders auf dem Lande) sind Hütten, Kerker, die den Namen Ställe nicht verdienen. In ihnen ist weder für eine gesunde Lage, für Bequemlichkeit, noch für Licht und Luft gesorgt. Wie können in solchen Ställen die Thiere gesund bleiben? Müssen nicht unzählig viele allein dadurch krank werden und zu Grunde gehen?

Wenn wird man endlich einsehen, daß blos die üble Beschaffenheit der Ställe und unsere fehlerhafte Behandlung den Pferden das Heer von Krankheiten zuziehet, welches alljährlich die Zahl dieser Thiere so sehr vermindert.

So

So viel ist und bleibt Wahrheit, daß die schlechte Bauart, Einrichtung und Unreinlichkeit in den Ställen den nachtheiligsten Einfluß auf die Gesundheit der Pferde hat und sehr vieles zur Verkürzung ihrer Lebensdauer beyträgt.

Die wichtigsten Mängel und Gebrechen, welche man gewöhnlich an den Pferdeställen antrift, sind ungefähr folgende:

1) „Ist schon oft in der Lage des Stalles gefehlt und solcher auf einen niedrigen, feuchten, sumpfigen Boden angelegt, oder tief in die Erde hineingebauet." — Wer öfters die Ställe des Landmannes besucht hat, wird wissen, daß viele derselben eine äusserst niedrige, feuchte Lage haben, so daß sie beständig von Sumpf und Koth umgeben sind, wodurch man sich allemal erst einen Weg bahnen muß, ehe man in den Stall selbst kommen kann. Solche Ställe sind das ganze Jahr hindurch feucht, morastig, stinkend, so daß alles Leinen- oder Wollenzeuch, was zufälliger Weise sich darinn befindet, und selbst das Futter verdirbt. Sie sind beständig mit wäßrigten Dünsten angefüllt, die sich in trüben und kalten Tagen in grossen Wassertropfen an der Decke, den Mauern und Fenstern sammlen und in kleinen Bächen herabrinnen. In solchen Ställen herrscht den größten Theil des Jahres eine feuchte, verdorbene Luft, welche der Gesundheit und der Lebensdauer der Pferde höchst nachtheilig ist. Sie vermindert die Ausdünstung, erschlafft den ganzen Körper und giebt Anlaß zu mancherley Krankheiten.

2) „Sind oftmals die Ställe für die darinnenstehende Anzahl von Pferden nicht geräumig oder groß genug.“— Es ist aber nicht nur für die Pferde sehr unangenehm und beschwerlich, wenn sie zu nahe und gepreßt aneinander stehen, sondern sie können auch des Nachts nicht ordentlich ausruhen und sich ausstrecken, welches doch, wenn sie gedeihen sollen, von grosser Wichtigkeit ist. Auf diese Art sind die Pferde zu einem beständigen Stehen gezwungen, wobey natürlicher Weise die Füsse durch den beständigen Druck der Körperschwere leiden und am Ende Steifigkeit, Gallen und andere Nachtheile für die Füsse entstehen müssen.

3) „Sind die meisten Pferdeställe zu niedrig gebauet.“— Zu niedrige Ställe trift man nicht allein fast durchgängig auf dem Lande, sondern auch öfters in den Städten an. Sie sind aber ein Verderben für die Gesundheit des Pferdes und ein vorzügliches Verkürzungsmittel ihrer Lebensdauer. Nicht nur, daß sie allzuwarm sind, sondern sie haben auch etwas dumpfiges, feuchtes, und es herrscht fast beständig in ihnen eine ungesunde Luft.

Bey Tage gehet es noch an in solchen Ställen, denn da macht das unvermeidliche Ab- und Zugehen der Menschen, daß die Wärme nicht zu groß werden kann. Allein kommt man des Morgens hinein, nachdem die ganze Nacht hindurch die Thüre versperrt gewesen ist, und vorzüglich im Sommer, dann ist die Hitze unerträglich. Die Pferde stehen da, wie in einem

Dampfbade, verlieren unnützer Weise viel Säfte durch die vermehrte Ausdünstung und den Schweiß, werden schwächlich, weichlich und für jeden Eindruck der Witterung ausserordentlich empfindlich. Dergleichen Pferde erleiden leicht Erkältungen und sind besonders zu katarrhalischen und rhevmatischen Krankheiten geneigt. Ausserdem hat noch die warme, verdorbene feuchte Luft, die hier beständig herrscht, ihre besonderen Nachtheile.

4) „Seltener sind die Ställe allzuhoch gebauet.“ — Zu hohe Ställe haben den Fehler, daß sie im Winter zu kalt sind. Die Dünste und die von den Pferden aufsteigende Wärme sind nicht gepackt genug und steigen wegen ihrer specifiken Leichtigkeit in die obern Regionen der Luft, wirken also zu wenig auf den Körper zurück und erwärmen denselben nicht genug. Zwar sind sie im Sommer sehr gut; sie gewähren Kühlung und reine Luft, nur sollten sie aber auch den Eindruck der Kälte im Winter abhalten. Kälte ist dem Leben feind — nur unter Wärme gedeiht und wächst alles. In zu kalten Ställen nehmen die Pferde an Kräften ab, werden strauchhaarig, die Ausdünstung und Freßlust wird vermindert und verschiedene Krankheiten können auf diese Art herbeygeführt werden.

Noch einen Nachtheil der kalten Ställe muß ich anführen. Wenn nämlich die Pferde erhizt von der Arbeit kommen, so können sie noch in dem kalten Stalle sich eine Verkältung zuziehen, die ihrer Gesundheit nachtheilig ist.

5) „Fehlt es sehr vielen Ställen an Fenstern und auf solche Art an genugsamen Tageslicht.“ — Es ist auffallend, daß wir Menschen, die wir so sehr das Tageslicht lieben, doch nicht dafür sorgen, daß auch unserm Viehe die liebe Gottes Sonne behaglich werde. Man betrachte die gewöhnlichen Viehställe und man wird sich gleich überzeugen, daß es ihnen (fast durchgängig) an Fenstern und an Hellung oder Licht gebricht. Sehr viel mag der thörichte Wahn, daß die Pferde sich besser nähren und fetter werden, wenn sie dunkel stehen, hiezu beytragen. Verräth aber dieses nicht offenbar die größte Unbekanntschaft mit dem heilsamen, belebenden Einflusse des Lichts! Finstere Ställe sind nicht nur den Thieren unangenehm, sondern sie haben auch das Nachtheilige, daß sie meistens dumpfig und ungesund sind. *)

6) „Ist oftmals das Pflaster in den Ställen so beschaffen, daß es den Pferden nachtheilig wird; ja bisweilen ist wohl gar kein Pflaster vorhanden.“ — Schlechtgepflasterte Ställe sind ein grosses Ungemach für die Pferde. In ihnen können sie nicht nur nicht bequem stehen, sondern sie sind auch in steter Gefahr, in den Löchern und Unebenheiten sich Verrenkungen und ähnliche Schäden zuzuziehen. Nicht zu gedenken, daß sich auch in solchen Löchern, Schmutz und Unrath sammlet und diese Ställe deßhalb schwer zu reinigen sind.

---

*) Mehr hierüber im folgenden Kapitel: Unreine Luft — Mangel an Licht.

Noch tadelhafter sind die nicht gepflasterten Ställe, welche man hin und wieder auf dem Lande antrift. Sie schaden besonders, wenn der Boden lehmigt und weich ist. Er wird durch den Urin und die Feuchtigkeiten des Mistes aufgelöst, vermischt sich mit beyden, wird teigigt, scharf und hängt sich den Pferden in die Haare, sezt sich in die Vertiefungen der Gelenke und der Hufe und giebt Veranlassung zu Strahlfäule, Straubfüssen u. ähnl. Uebeln. Auch können die nicht gepflasterten Ställe wegen des beständigen Kothes nie recht gesäubert werden, besonders wenn feuchte Witterung einfällt.

7) „Fehlt es vielen Ställen an gut angelegtem Jauchenabzuge." In solchen Ställen sammlet sich von dem Harn und den Feuchtigkeiten des Mistes eine Jauche an, welche die Streue faulen macht und vorzüglich den Hufen der Pferde schadet. Diese werden durch die immerwährende Einsaugung scharfer Feuchtigkeiten verdorben, der Strahl fault weg, die Schenkel laufen an, und das Thier wird mehr oder weniger unbrauchbar. Ausserdem entwickeln sich noch aus der stehenden Jauche scharfe Dünste, welche die Luft im Stalle verderben und den Augen und der Brust höchst schädlich werden.

Da hier von den Mängeln und Gebrechen der Pferdeställe die Rede ist, so muß ich noch eines Hauptfehlers gedenken, den vorzüglich der Landmann sich zu Schulden kommen läßt. Ich meine die Unreinlichkeit in den Ställen. Es haben viele die üble Gewohnheit, ihren Pfer-

den auf einmal eine grosse Menge Stroh unterzustreuen und sie Wochen und Monate lang darauf stehen zu lassen, um recht vielen und guten Dünger zu bekommen. Die Meinung des Landmannes ist, daß sein Vieh nie besser, als in seinem eigenen Mist gedeihe. Was nützt aber der Mist und die faulende Streu und die sich daraus entwickelnden Dünste? Gewiß nichts Gutes; im Gegentheil muß daraus ein unausbleiblicher Schaden für die Gesundheit und das Wohlseyn der Pferde entstehen. Erstlich wird durch die Faulniß und Gährung, welche in der Streu bald überhand nimmt, viel Kohlenstoffgas oder eine andere irrespirable Gasart entwickelt, welche die zum Athmen so nöthige Lebensluft vermindert, die Luft im Stalle verdirbt und zum Einathmen untauglich macht. Zweytens werden durch das immerwährende Stehen der Pferde auf der verfaulten Streu und Mist die Hufe erweicht und schadhaft gemacht, so daß sie nachgehends von mancherley Uebeln befallen werden. Drittens, die übermässige Wärme, welche die faulende heisse Streue den Pferden an den Beinen macht, giebt zu angelaufenen oder angeschwollenen Schenkeln Anlaß. Viertens werden noch durch die Anhäufung des Mistes in dem Stalle (und durch die Aufthürmung des Mistes vor dem Stalle) im Sommer Myriaden von Insekten herbeygelockt, welche die Pferde im höchsten Grade beunruhigen und peinigen. Man blicke im Sommer die armen Thiere in einem solchen Stalle an, wie sie da unter dem Schwarme von vielen Tausenden kleiner geflügelter Un-

geheuer ihres Lebens nie froh werden, wie ihnen die nach schwerer Arbeit so nöthige Ruhe zur Marter und Qual wird. Es empört unser Gefühl, wenn wir sehen müssen, wie jene Elenden, wegen Unbesonnenheit und Nachlässigkeit ihrer Besitzer, jeden Bissen, den sie verzehren, im Kampf mit zahllosen Insekten erringen müssen.

Und doch sehe man die meisten ländlichen Einrichtungen an, die eckelhafte Unreinlichkeit der Ställe, die faulen Pfützen in denselben, den vermoderten Mist, die vor den Stallthüren noch aufgethürmten Mistberge, den Koth und Sumpf, durch welchen man sich vorher einen Weg bahnen muß, ehe man zu den Pferden gelangt. Diese verwesenden Haufen hemmen jeden Luftzug, der in die Ställe dringen und die Thiere erquicken würde; sie vereinigen ihre schädlichen Dünste mit der verdorbenen Stallluft und tödten gemeinschaftlich. Wenn wird man einmal einsehen, daß die Pferde die reinlichsten Thiere sind und die reinlichsten Wohnungen verlangen!

Noch muß ich hier einiger andern Unreinlichkeiten gedenken, welche sich die Landleute häufig zu Schulden kommen lassen. Ich meine hier die Spinneweben, das Nisten der Schwalben und das Herumlaufen des Federviehes in den Ställen. Alles dieses verunreinigt die Ställe.

Die Spinne ist zwar in unsern Gegenden nicht giftig; allein ihr Gespinste ist doch von grossem Nachtheil, besonders wenn es in so ungeheurer Menge in den Ställen angetroffen wird,

wie es auf dem Lande gar oft der Fall ist. Der Bauer hält zwar das Gewebe für unentbehrlich und nothwendig zur Vertilgung der Fliegen und Insekten, die sein Vieh ängstigen; allein mit besserm Fuge und grösserm Rechte würde er sie entbehren, wenn er seine Ställe reinigte, und die Brut des Ungeziefers, die sich in der Wärme des alten und häufigen Mistes entwickelt, zerstörte, wodurch es erzeugt wird, und seine Nester vernichtete. Schon um deßwillen sind die Spinngewebe sehr gefährlich, weil sie leicht Feuer fangen und es gerne verbreiten; der Staub, die aufgeflogenen Hülsen oder Fasern vom Futter, hängen sich darinn an und machen so aus ihnen einen wahren Zunder, der das Feuer fortpflanzt.

Eben so abgeschmackt ist der Gebrauch, den Schwalben in die Ställe Nester bauen zu lassen. Wie viel Koth wird durch diese Thiere nicht in die Ställe geschleppt! Auch verunreinigen die Excremente, welche sie im Fluge fallen lassen, nicht nur das Futter, sondern verderben auch den Pferden den Geschmack. Ferner lassen sie auch bisweilen die herumfliegenden Federn, welche sie in ihre Nester tragen, unter das Futter fallen. Und doch hält der Landmann so viel auf diese Vögel, die nur die angenehme Jahrszeit mit ihm theilen und ihn, gleich einem falschen Freunde, im Ungestümm des Winters verlassen. Er prophezeyt sich Glück für sein Vieh da, wo sie seine Ställe würdigen bey ihm einzukehren, und ist leichtglaubig genug,

zu wähnen, daß, wenn er sie barmherzig aufnimmt, sein Vieh von Krankheiten befreyt bleiben wird.

Eben so ist auch das Federvieh aus den Viehställen auf die Höfe zu verbannen. Es sucht sich Futter in den Ställen und verunreinigt das Heu mit seinen Federn. Daß verschluckte Hühnerfedern zu Koliken Anlaß gegeben haben, wollen geschickte Pferdärzte beobachtet haben.

Fünftes Kapitel.

Unreine Luft — Mangel an Licht.

Eines der größten Verkürzungsmittel der Lebensdauer der Pferde ist die verdorbene unreine Luft, welche man so häufig in den Wohnungen dieser Thiere antrift.*)

Es ist zu verwundern, daß der Landmann, er, der den Genuß einer reinen Luft am meisten zu schätzen im Stande seyn sollte, da ihn seine Geschäfte so oft in derselben leben lassen, so wenig für ihre Erhaltung in den Ställen seines Viehes Sorge trägt. Hier ist weder für Fenster, noch, wenn eins da ist, dafür gesorgt, daß es geöffnet werde; ist ja ein Luftloch im Stalle vorhanden, so ist doch solches den größten Theil des Jahres zugemacht. So wie die Witterung nur etwas rauh wird, so wird gleich jede Oefnung — ja bey einiger Kälte sogar das Schlüsselloch — verstopft, damit ja kein Luftzug eindringen kann; man ist bange und fürchtet, daß dieses Element die Thiere berühre.

*) Von der freyen atmosphärischen Luft ist hier nicht die Rede; diese ist, wenige Veränderungen abgerechnet, stets die nämliche. Auch wird sie wohl schwerlich jemals so viel fremde Stoffe bey sich führen, daß sie die Benennung unrein verdient.

Nun kommt noch dazu, daß die Ställe auf dem Lande meistens sehr niedrig gebauet und gewöhnlich mit einer ziemlichen Anzahl von Vieh angefüllt sind; ferner daß sie nur selten ausgemistet werden, und die Streue nach alt herkömmlichem Brauch mehrere Wochen lang liegen bleibt, bis sie recht durchgefault und zu einem guten Dünger geworden ist. Wie ist es anders möglich, als daß die Luft in solchen Ställen einen hohen Grad von Verderbniß annehmen muß! Zuerst verderben die Ausdünstungen von den Thieren und von ihren Excrementen schon die Luft; und dann kommt noch dazu, daß lebende Geschöpfe in einer gewissen Quantität Luft den reinen Stoff oder die Lebensluft aufzehren, und dafür unreine, zum Athmen untaugliche Stoffe mittheilen. Auf diese Weise kommt es am Ende so weit, daß kein Thier mehr einen Athemzug von Luft thun kann, welches nicht schon kurz vorher in der Lunge eines andern Thieres verweilt und kranke, abgenüzte Stoffe aufgenommen hätte. So entstehet eine allgemeine schleichende Luftvergiftung, die nothwendig die Gesundheit unterbrechen muß. Zwar wird sie nur langsam untergraben, aber desto gewisser und schlimmer sind die Folgen. Am Ende kommen immer schwere Krankheiten (z. B. Husten, Dämpfigkeit, Augenentzündung, bösartige Fieber u. s. w.) zum Vorschein.

Warum sehen nun aber die allerwenigsten Menschen den üblen Einfluß, den die verdorbene Stallluft auf die Gesundheit der Pferde hat, ein? Weil man nicht immer gleich üble Folgen

davon wahrnimmt. Man fasset keinen Glauben, wenn die Sünde wider die Natur sich nicht auf der Stelle bestraft. Wenn dieses nicht geschiehet, so ist es blos dem glücklichen Zufalle beyzumessen.

Es ist ein Glück, daß die Pferde im Frühjahre und Sommer zuweilen auf die Weide gelassen werden, und im Winter und Herbste wegen Arbeiten öfters aus dem Stalle genommen werden müssen. Wäre dieses nicht der Fall und könnten alsdann die armen Thiere sich nicht an der frischen reinen Luft laben und erholen: so würden die traurigen Folgen von der verdorbenen Stallluft häufiger und auffallender zu bemerken seyn. Auch ist hier die ausserordentliche Zudringlichkeit der äussern Luft in den Stall durch alle Ritzen und besonders beym Aufmachen der Thüren, welches doch unvermeidlich ist, mit in Anschlag zu bringen. Ferner scheint die Gewohnheit, die alles erträglich und weniger schädlich macht, den Pferden auch ihren schützenden Fittig zu leihen. Die Natur des Thieres gewöhnt sich allmählig an die schlechte Luftart und diese bringt dann weniger Nachtheil. Indessen bleiben dennoch die nachtheiligen Folgen davon niemals aus — früher oder später kommen Krankheiten, welche dem Leben den Untergang drohen, die man aber dann gewöhnlich andern Ursachen zuschreibt.

Was ich hier gesagt habe, gehört zunächst für den Landmann; jedoch ist mein Wunsch, daß auch manche der sich gescheuter dünkenden

Herren Stadtbewohner sich darum annehmen möchten. Denn auch in der Stadt giebt es Leute, die ihr Vieh in niedrige dumpfige Ställe versperren und sorgfältig jede Ritze und Spalte vermachen, damit ja Gottes Sonnenlicht den Thieren nicht behaglich werde! Auch in der Stadt giebt es Menschen, welche den alten Schlendrian lieben, und denen das Wohlbefinden ihrer Pferde wenig am Herzen liegt!

Weniger nachtheilig für die Gesundheit der Pferde ist der Mangel des Lichts. Indessen, wenn dieser Mangel auch nicht ein Verkürzungsmittel des Lebens genannt werden kann, so ist er dennoch nicht ohne Folgen. Denn nicht blos für die vegetabilische, sondern auch für die animalische Welt ist das Licht von der größten Wichtigkeit. Die Erfahrung hat uns hierüber verschiedene Belehrungen gegeben. Entziehet man, z. B., einer Pflanze den Zutritt des Lichts, so wird sie bey aller Pflege, bey der besten Wartung, zuerst ihre grüne Farbe und dann ihre Kraft verlieren, darnach wird sie im Wachsthum zurückbleiben und endlich gar verbutten. Selbst der Mensch wird durch ein lichtloses Leben bleich, schlaff und stumpf und verliert zulezt die ganze Energie des Lebens, wie so manches traurige Beyspiel lange im dunkeln Kerker gesessener Personen zeigt. Eben so verlieren Thiere, welche lange des Lichts beraubt sind und an dunkeln finstern Orten wohnen, ihre Farbe, Lebhaftigkeit und Wuchs. Dieses beobachtet man, nach der Aussage von glaubwür-

digen Augenzeugen, besonders an nordischen Thieren, in Ländern, welche dem Nordpole zunächst liegen, besonders zur Zeit, wo dort mehrere Monate gleichsam eine immerwährende Nacht herrscht. Ein gleiches gilt von Thieren, welche in finstern Felsenklüften einen grossen Theil des Jahres verborgen sind. Diese sind nach so langem finstern Aufenthalte ganz bleich, äusserst reitzbar und empfindlich für jeden Eindruck, besonders für das Licht.

Nach diesen Erfahrungen ist also das Licht ein besonderes thätiges Agens in der Natur, welches auf die vegetabilische und animalische Welt einen entschiedenen Einfluß hat. Wir können daraus abnehmen, daß der Mangel des Lichts unsern Hausthieren auch nachtheilig seyn muß. Und doch stimmt unser Verhalten mit der Natur, mit der angebornen Neigung, mit dem Bedürfnisse der Thiere nicht überein. Gewöhnlich sind unsere Viehställe eben so finster als leer an reiner Luft, und sie gleichen in dieser Hinsicht den Gräbern und Kerkern — sie sind fürchterliche Einöden des Lebens thierischer Wesen. O warum ist man so unbarmherzig und gönnt seinen Thieren den Lebensfreund, das Licht, nicht? Warum läßt man sie ihres Aufenthalts nicht froh werden? Es ist traurig, daß man seine Pferde lieber erblinden läßt, ehe man für Fenster und genugsames Tageslicht in den Ställen sorgt. Gewiß sind die finstern Ställe eine Hauptmitursache der häufigen Augenkrankheiten und der so häufig vorkommenden

Blindheiten und schlechten Augen unter den Pferden. Beständig wie in Finsterniß vergraben, muß das Auge endlich die Kraft verlieren, Gegenstände deutlich aufzufassen und darzustellen, wenn sie von den dem Auge fremd gewordenen Lichtstrahlen dahin getragen werden.

Sechstes Kapitel.

Schlechte und verdorbene Nahrungsmittel.

Der Genuß von schlechten und verdorbenen Nahrungsmitteln ist der Gesundheit höchst nachtheilig und kann durch Erzeugung gefährlicher Krankheiten das Leben sehr abkürzen. Nicht nur, daß dergleichen Nahrungsmittel der Organisation nicht Stoffe genug, zum Wiederersatz der täglich verloren gehenden Theilchen liefern, sondern sie sind auch nicht im Stande, als kräftige Reitze auf den Magen und die allgemeine Erregbarkeit (Lebenskraft) zu wirken. Sehr natürlich muß daher das Verdauungsgeschäft schwach und unvollkommen werden, das Blut und die übrigen Säfte müssen an Güte und inzitirender Eigenschaft verlieren, und weil sie nicht mehr mit der erforderlichen Kraft auf die Gefässe wirken können, so muß auch die Lebensthätigkeit an Stärke nachlassen und ein allgemeiner Schwächezustand eintreten. Viele gefährliche Krankheiten (z. B. Durchfall, Ruhr, Dämpfigkeit, übelartige Druse, bösartige Fieber u. s. w.) können dem Genusse von schlechten oder verdorbenen Nahrungsmitteln folgen. Man will sogar epidemische Krankheiten haben entstehen sehen, wenn bey Kriegsheeren in belagerten Städten oder nach Ueberschwemmungen den Pferden schlechtes und verdorbenes Futter eine Zeit lang fortgereicht werden mußte.

Es entsteht nun die Frage: Welches Futter ist schlecht, und welches ist verdorben zu nennen? Zwischen schlechtem und verdorbenem Futter findet einiger Unterschied Statt. Schlechtes Futter ist dasjenige, welches entweder von einer geringen Art (z. B. sehr leichter Haber) oder auf einem schlechten Boden gewachsen ist (z. B. das Heu, welches auf niedrigen sumpfigen Wiesen wächst und lang, dickhalmigt, schilfigt ist). Verdorbenes Futter ist alles, was während der Erndte auf dem Felde oder während des Aufbewahrens auf dem Boden Schaden gelitten hat. Hieher gehört: dumpfiger, mulstiger, schimmlicher Haber, schimmliches, unreines, staubiges, durch Ueberschwemmung verdorbenes Heu, grünes Futter, welches durch langes Liegen im Stalle sich erhizt hat und in Gährung übergegangen ist, überhaupt jedes Futter, das von seiner natürlichen Güte und Eigenschaft verloren hat.

Nicht minder nachtheilig für die Lebensdauer der Pferde ist schlechtes und verdorbenes Wasser. Schlechtes Wasser ist dasjenige, welches viel fremdartige Theile enthält oder aus aufgethauetem Eise oder Schnee erhalten wird u. s. w. Verdorbenes Wasser ist eigentlich jenes, welches in Sümpfen oder in Pfützen und sogenannten Lachen stehet, desgleichen in Gräben und Teichen zusammenlauft, die keinen beständigen Ab- und Zufluß haben. Je kleiner solche Behältnisse sind, desto schädlicher ist das in denselben befindliche Wasser, indem sie gemeiniglich viel Schlamm enthalten, durch wel-

chen das Wasser faul und verdorben wird. Eine Menge Pflanzen wachsen in dem Schlamm, viele Wasserinsekten halten sich da auf, vieles Ungeziefer laicht in solche stillestehende Teiche, das Wasser wird faul, riechend, warm und verdorben. Die vielen Gewürme, welche darinn enthalten sind, verrathen schon beym ersten Anblick dessen verdorbene und schädliche Eigenschaft. Es scheint ein solches Wasser der Vitalität zuwider zu seyn; denn es sezt die Lebensthätigkeit schnell und in einem beträchtlichen Grade herab und erzeugt Krankheiten, deren Zufälle einen hohen Schwächegrad verrathen, z. B. heftige Koliken, bösartige Fieber u. dgl. In niedrigen, sumpfigen Gegenden können solche Beyspiele häufig beobachtet werden, überhaupt herrschen dort die meisten Krankheiten unter den Thieren.

Eine besondere Schädlichkeit besizt auch dasjenige Wasser, welches von aufgethauetem Eise oder Schnee erhalten wird. Es mag seine Schädlichkeit hauptsächlich darinnen liegen, daß das genannte Wasser unfähig ist, die Einwirkungen der atmosphärischen Luft aufzunehmen; eine Nothwendigkeit, ohne welche kein gutes, gesundes Wasser denkbar ist.

Die meisten Wasser, welche weit unter der Erde fortlaufen, nehmen, nachdem sie über oder durch Körper fliessen, verschiedene Eigenschaften an. Sie erhalten auf diese Weise nicht blos erdigte und salzigte, sondern auch metallische Theile. Je nach dem diese Stoffe mehr oder weniger der Gesundheit nachtheilig sind, leidet

auch mehr oder weniger die Lebensdauer der Pferde darunter. Jedoch kommt hier erstaunlich viel auf Gewohnheit an. Manche Pferde haben sich so an diese Wasser gewöhnt, daß sie solche fast ohne allen Nachtheil trinken können; dagegen andere durch den Genuß derselben alsbald krank werden.

Ein Wasser, das viele Gyps- und Kalktheile bey sich führt, muß dem thierischen Körper insoferne sehr nachtheilig werden, als es in dem Magen und den Gedärmen eine Menge gedachter Theile absezt und zurückläßt, welche dann nicht nur viele von den zur Absonderung des Nährstoffs bestimmten Gefässe verstopfen, sondern auch noch das Ueble haben, daß sie sich an einem oder dem andern Orte ansammlen, sich auf diese oder jene Weise verbinden und so diejenigen Körper bilden, welche den Steinen gleich in den Eingeweiden der Thiere nicht selten gefunden werden und denselben wegen ihrer Grösse nicht nur die heftigsten Schmerzen, sondern selbst auch, und zwar leider sehr oft, den elendesten Tod verursachen.

Metallhaltige Wasser sind, besonders wenn sie viel Eisen enthalten, sehr zusammenziehend, und deßhalb fähig, verschiedene Eingeweide des Hinterleibes, als die Milz, die Leber und die Gekrösdrüsen zu verhärten und den Grund zu Magerkeit, Wassersucht u. dgl. Uebel zu legen.

Wasser, welches viel von den so mannichfaltigen Salzarten enthält, ist nicht nur dem

Geschmack der Pferde zuwider, sondern die Salztheile schwächen auch den Magen und Darmkanal und stören die Verdauung.

Wie prüft man aber, ohne besonders einen weitläuftigen chemischen Prozeß anzustellen, das Wasser in Rücksicht seines Gehalts an fremdartigen Theilen?

Da hier die Farbe trügt, so muß man seine Zuflucht zum Geschmacke nehmen, womit man es bey zweckdienlicher Uebung ziemlich weit bringen kann. Enthält das Wasser Kalk- oder Gypstheile, so schmeckt es streng und herbe; enthält es Glaubersalz, Bittersalz, Salpeter u. s. w., so schmeckt es bitterlich; enthält es Kochsalz, so schmeckt es salzigt; enthält es Eisentheile, so schmeckt es dintenartig; ist es schwefelhaltig, so riecht es wie faule Eyer; ist es aber sumpfig und verdorben, so hat es einen dumpfen und faulen Geschmack. —

Siebentes Kapitel.

Unordnung in der Fütterung.

Wenn das Pferd noch in seiner ursprünglichen Freyheit lebte, so würde es sich nach seinem Instinkte Nahrung suchen, und würde jedesmal nur so viel zu sich nehmen, als zur Ernährung seines Körpers und Erhaltung seiner Gesundheit unumgänglich nöthig ist. So aber ist es der Sklave der Menschen und lebt von diesen ganz abhängig, darf nicht fressen, was und wenn es ihm schmeckt, nicht das, was sein Instinkt verlangt; das, was ihm der Mensch vorlegt, was es der Hunger zu geniessen zwingt, muß es zu sich nehmen, wenn es seinem Gebieter beliebt, es ihm zu geben. Wüßten alle Menschen, die mit Pferden umgehen, diese Thiere gehörig zu schätzen und zu behandeln, kennten sie ihren Instinkt, ihre Natur, so würde diese Sklaverey nicht so drückend seyn. So aber geschiehet es nur allzuoft, daß die Menschen theils aus Unwissenheit, theils aus Unbedachtsamkeit, den Pferden bald zu viel, bald zu wenig Nahrung reichen. Dieses untergräbt ihre Gesundheit und verkürzt ihnen das Leben und ist eine Hauptquelle der vielen Krankheiten, welchen das Pferdegeschlecht unterworfen ist.

Viele Menschen sind mit der falschen Einbildung behaftet, daß die Raufen und Krippen nie

leer seyn dürfen. Sie geben den Pferden bey weniger Arbeit oder Müssiggang zu vieles und nahrhaftes Futter. Sie gedenken damit denselben etwas zu Gute zu thun, und freuen sich, wenn solche recht fett und dickleibig werden, indem sie in der Meinung leben, daß die Stärke des Leibes mit der Gesundheit in gleichem Verhältniß stehet. Aber diese Leute irren gar sehr. Fette Pferde neigen sich nicht nur weit mehr, als mässig beleibte, zu Krankheiten, sondern sehen auch in den Augen des Kenners verunstaltet aus. Die Fettigkeit und Stärke des Leibes verstellt den schönen schlanken Wuchs des Pferdes, sie giebt dem ganzen Körper, so wie seinen einzelnen Theilen, einen grossen und weiten Umfang, welcher das schöne Ebenmaas, so ein Theil gegen den andern von Natur aus hat, aufhebt. Der ganze Körper wird plump, ungeschickt, träge und zu den thätigen Bewegungen, die von einem Pferde gefordert werden, fast unfähig, weil die zu bewegende Last grösser geworden ist und die zur Bewegung gehörigen Werkzeuge (Muskeln) nicht verhältnißmässig stärker sind. Solche schwerfällige Pferde gerathen schon bey gelinder Arbeit in Schweiß und sind nicht im Stande, irgend eine Arbeit auf eine etwas lange Zeit fortzusetzen, ohne durch ihre Trägheit zu ermatten, und ohne wirkliche Gefahr für ihre Gesundheit und ihr Leben.

Wenn Hr. Klark meint, daß kein Zustand oder Beschaffenheit des Körpers mehr zu Krankheiten neiget, als der eines fetten und vollen

Leibes, so hat er nicht unrecht. Es ist ausser Zweifel, daß eine Menge Krankheiten aus dieser Quelle ihren Ursprung nehmen: denn zu vieles nahrhaftes Futter kann auf dreyerley Art der Gesundheit nachtheilig werden. Erstlich strengt es die Verdauungskraft zu sehr an, schwächt sie dadurch und verursacht Unverdaulichkeit, Verstopfung, Durchfall, Kolik u. dgl. Oder zweytens vermehrt es (wenn es durch kräftige Verdauungsorgane bearbeitet wird) unverhältnißmässig die Menge des Blutes und der übrigen Säfte, beschleunigt die Zirkulation und erhöhet die Lebensthätigkeit über den mittlern Grad, welcher allein Gesundheit giebt. Auf diese Weise entstehen Krankheiten von Uebermaas an Blut oder von zu grosser Stärke der Lebensthätigkeit, welche bey zweckwidriger Behandlung leicht den Tod herbeyführen. Oder drittens, das Uebermaas an Stärke ist blos schnell vorübergehend, und es entstehet durch Ueberreitzung eine Schwäche der Lebensfunktion, welche nicht minder gefährliche Krankheiten nach sich ziehet.*)

Auch ein grosser Verderb beym Füttern, ist das Viel auf einmal. Träg und nachlässig schüttet der Knecht des nachsichtigen Herrn das Futter den Pferden auf einmal in die Krippe,

---

*) Wenn ich hier etwas umständlich gewesen bin, so geschahe es blos deßhalb, um manchen Herren, die beständig haben wollen, daß ihre Pferde wie die Mastochsen im Stalle stehen sollen, die Augen zu öfnen.

was er ihnen in gebrochenen Gaben nach und nach reichen sollte. Daß sie sich überfressen, das Futter warm schnaufen, es verderben, und aus Ueberdruß verschütten, es ohne zu kauen verschlingen, an all' diesen Betrachtungen hindert ihn sein Hausgötze, die Gemächlichkeit. Denn wenn er sich selig preist, so ists gewiß in Erinnernug jener Zeiten, wo er geschäftslos seinen Körper ausstopfte, mit Nichtsthun die Zeit tödtete und bequem auf das ruhige Lager sich hinstreckte. Aus eben dem Grunde verdrießt ihn die Mühe, das vorräthige Futter aus den Ställen zu entfernen und es der Begierde des Viehes nicht Preis zu geben. Er ahndet nicht, daß eine Kette, ein Riem oder Strang, der Stärke eines Pferdes, nur Bindfaden sind, die es zerreißt; er ahndet nicht, daß seine Pferde sich an dem hingestellten Futter überfressen und seiner Nachlässigkeit heftige Koliken, Zerreissung des Magens und plötzlichen Tod verdanken können. Er bebt, wenn sein Pferd aufgebläht von verschlossenen Winden stöhnt und mit dem Tode ringt, wenn es krampfhaft sich windet, sich auf die Erde wirft und vom grausamsten Schmerz gefoltert wird, den es, zu klagen unvermögend, blos durch Gebärden ausdrückt. Er bedenkt aber dabey nicht, daß er selbst zu diesem Uebel die erste Veranlassung war, denkt nicht, daß das Uebermaas des hingeworfnen Futters Gift sey; daß alles Gute in der Welt Gift wird, sobald es in Mißbrauch ausartet. Es ist seltsam, daß alle Erfahrungen, alle Unglücksfälle, aller Schade, die Menschen

nicht klüger macht, daß sie immer wieder in dieselben Fehler verfallen, wenn gleich widrige Ereignisse sie dafür züchtigen.

Es ist bemerkenswerth, daß nicht mit jedem Nahrungsmittel die Pferde gleich leicht überfüttert werden können. Mit blähenden Pflanzen (z. B. frischem Korn, grünen Wicken, jungem Klee) und mit Hülsenfrüchten kann solches am leichtesten geschehen. Jedoch kann auch ein Pferd mit jeder Körnerart überfüttert werden, wenn ihm nämlich zu viele Körner auf einmal in die Krippe geschüttet werden. Es geschieht gar oft, daß leichtsinnige Knechte ihren Herren die Futterkörner stehlen und, aus Furcht entdeckt zu werden, die ganze Quantität auf einmal in die Krippe geben. Das Pferd verschluckt die Körner mit Begierde, will nichts übrig lassen und überfrißt sich. Dieses geschieht gar oft von Knechten, die ihre Pferde lieben und sie doch nicht gehörig zu behandeln verstehen. Am häufigsten habe ich diesen Unfug in Bräuhäusern mit dem Malz beobachtet.

Sehr nachtheilig und lebensverkürzend ist es, wenn man den Pferden bey vieler und harter Arbeit zu wenig Futter reicht. Es ist traurig und unbarmherzig, wenn Leute ihren Pferden, die täglich mit schweren Arbeiten überhäuft und entweder zu anhaltenden Ritten gebraucht oder stets im Wagen zum Fortschaffen schwerer Lasten genöthigt werden, eine nicht hinlängliche Menge nahrhaftes Futter reichen. Eigennutz oder Dürftigkeit verleiten die meistenmale, die Thiere darben zu lassen. Geitzige

Pferdeverleiher füttern ihre Pferde zu Hause sehr kärglich, und hoffen, daß diejenigen, welche diese armen Thiere zum Reiten verlangen, wenn sie mit ihnen fortkommen wollen, solche schon unterwegs brav füttern werden. Aber wie oft täuschen sich diese geitzigen Menschen. Viele Reiter sind eben so unbarmherzig, als der Herr Pferdeverleiher, und das Thier muß abermals darben, oder wird doch nur sehr sparsam gefüttert. Ich habe von diesen Leuten und von armen Fuhrleuten und Hauderern Pferde gesehen, die man wohl lebende Skelette nennen konnte.

Bey so wenigem Futter bekommt der Körper nicht Stoff genug, um den Zweck der Nahrung, Wiederersetzung und Erhaltung, erreichen zu können. Zu wenig Futter giebt keine Kraft und Gedeihen. Die Verdauungsorgane werden zu wenig angestrengt und gerathen in einen Zustand von Schwäche, welcher sich bald dem ganzen Körper mittheilt. Die Blutmasse und alle übrigen Säfte werden weniger, wirken nicht mehr kräftig genug auf die Gefässe; daher wird der Kreislauf matt und die Lebensfunktion sinkt herab. Von Tage zu Tage magert das Thier mehr ab, verliert an Kräften zur Arbeit; es wird ein Opfer des Mangels, bekommt lange straubige Haare, wassersüchtige Geschwülste unterm Bauch, an den Füssen u. s. w., und mancherley Krankheiten, welche gewöhnlich die traurige Scene beschliessen.

Fast auf dieselbe Art, wie zu weniges Futter, wird auch **unkräftiges Futter** der

Gesundheit arbeitender Pferde nachtheilig. Viele Landleute füttern ihre Pferde beynahe allein mit Hexel, Heu und Gras und lassen ihnen nur äusserst selten einige Körner zukommen. Sie glauben, wenn sich die Pferde nur den Ranzen voll gefressen haben, ist es gleichviel von was. Aber wo sollen die Kräfte herkommen? Das überflüssige Heufutter treibt zwar den Leib aus einander und giebt den Pferden ein bauchiges Ansehen, aber keinen Muth, kein Feuer, keine Energie. Solche Pferde haben einen beengten Athem, sind viel durstig, langsam und träg bey der Arbeit und sind bey weitem nicht so stark, dauerhaft, gesund und lebhaft, als jene, die mehr Körner und weniger Hexel und Heu erhalten. Auch sind sie mehr den Krankheiten ausgesezt, leiden an Verdauungsfehlern, Blähungen, Würmern und Erschlaffung und werden früher zum Dienst untauglich.

Noch ein Fehler bey der Fütterung der Pferde, nämlich der, daß diese Thiere nicht ordentlich und zu rechter Zeit gefüttert werden, kommt öfters in den Wirthschaften vor. Knechte, die ihrem Vergnügen nachgehen, verfallen nur zu oft in diesen Fehler; sie versäumen die gesezte Zeit zum Füttern, die Pferde hauen sich vor Hunger die Hufen zu Schanden, fressen an den Krippen und Rauffen und verschlingen nachher das Futter ganz, verdauen es nicht, es gereicht ihnen also auch nicht zur Nahrung. Dabey kommen die Pferde noch in Gefahr, sich zu überfressen, wo sie sich heftige Koliken und den Tod zuziehen können.

Auch ist ferner noch eine fatale Gewohnheit im Gebrauch, welche der Gesundheit der Pferde ebenfalls sehr nachtheilig ist. Ich meine die Vorliebe mancher Herren für sogenannte Freßpulver und andere Arzneien, um den Appetit zu vermehren. Bey allen Arkanenkrämern werden solche Mittel gekauft, alle Roßarzneibücher werden um Rath gefragt, alle Kurschmiede sollen solche himmlische Magenstärkungen verschaffen. Dem Herrn folgt der Kutscher; er füttert Sevenbaum, Fönum grácum, Antimonium und Schwefel, oder Glaubersalz und Wachholderbeeren, und bindet seinen Pferden ein Gemisch von Kalk und Kammfett auf die Trense. Der Bauernknecht läßt seinen Urin über ihr Futter, pulvert Hirnschädel von Menschen, um das Nämliche zu bewirken. Der spekulative Roßkamm giebt ihnen schwarzen Bilsensaamen und Salz, nebst dem Staube von den Kätzchen der Haselstaude. Was nuzt dieß alles? — Nichts! — Es schadet, vergiftet und untergräbt die Gesundheit. Man verderbe den Pferden nur nicht zuerst durch Uebermaas oder sonst auf irgend eine Weise ihren Appetit, so wird man all dieser Quacksalbereyen überhoben seyn können. Man lasse den Instinkt der Thiere den Wegweiser seyn, sie sind oft klüger, wie die Menschen, und überschreiten das Maas der Sättigung nicht leicht. Man gebe ihnen reines Futter, aber nicht Ueberfluß, und man wird jene Schmierereyen sehr wohl entbehren können.

Achtes Kapitel.

Vernachlässigung der Reinigung der Haut und des Badens.

Die Vernachlässigung der Reinigung der Haut ist auch ein Verkürzungsmittel des Lebens. Wer dieses nicht auf den ersten Blick einsieht, dem müssen die wichtigen Verrichtungen dieses Organs gänzlich unbekannt seyn.

Die Haut ist den Thieren nicht, wie man gewöhnlich dafür hält, allein zum Schutz gegen Witterung, Regen, Sonnenschein u. s. w. gegeben, sondern sie ist auch eins der vorzüglichsten Aussonderungsorgane des Körpers, ohne dessen unaufhörliche Thätigkeit und Gangbarkeit, weder Gesundheit, noch langes Leben bestehen kann. Man kann sie das größte Reinigungsmittel des thierischen Körpers nennen. Unaufhörlich verdunsten auf ihrer Oberfläche durch eine unendliche Menge kleiner Gefäßchen, die wir Schweißlöcher nennen, auf eine unbemerkbare Weise, eine Menge verdorbener abgenützter und verbrauchter Theilchen. Durch diese Aussonderung (Ausdünstung genannt) verliert der Körper den größten Theil des verdorbenen, zum Leben untauglichen Stoffs und viele überflüssige Wärmetheilchen. Ferner ist die Haut eines der wichtigsten Restaurationsmittel des thierischen Körpers. Sie enthält bekanntlich ausser den Aussonderungsgefässen

noch andere Gefässe, die einer Einsaugung fähig sind, und welche beständig eine Menge nützlicher Stoffe aus der Atmosphäre dem Körper zuführen. Da sich die eingesogenen Stoffe hauptsächlich dem lymphatischen System mittheilen, so wird die Haut für diese Gefässe das, was die Lunge für die Blutgefässe ist.

Aus diesen Betrachtungen ergiebt sich nun, welch ein wichtiges Geschäft die Reinhaltung der Haut (das Putzen) zur Erhaltung der Gesundheit der Pferde ist, und welche nachtheilige Folgen die Vernachlässigung desselben nothwendig haben muß.

Bey Vernachlässigung der Reinigung der Haut sammelt sich Staub und andere Unreinlichkeiten in den Haaren und auf der Haut, welche bald durch die Ausdünstung und den Schweiß gleichsam zu einer Kruste werden. Diese Kruste unterbricht oder verhindert nun nicht allein das für den thierischen Körper so wichtige und wohlthätige Ausdünstungsgeschäft, sondern verschließt auch die einsaugenden Gefäßchen der Haut und verhindert, daß das Blut auf diesem Wege keine Erfrischung mehr erhalten kann, welches zu manchen die Gesundheit zerstörenden Uebeln Anlaß giebt. Ausserdem verursachen noch die in der Staubkruste befindlichen scharfen Partikelchen einen widernatürlichen Reitz auf der Haut, welcher das Pferd zum Jucken und Reiben zwingt, und den Grund zu Hautkrankheiten legt. Die Räude, der sogenannte Mähnengrind, das Wegreiben der Haare an

der Schweifrübe, die Mauke, Raspe u. d. gl. Hautübel mehr, haben sehr häufig ihren Ursprung der vernachlässigten Reinigung der Haut zu verdanken.

Auch die Vernachlässigung des Badens oder Schwemmens bringt der Gesundheit der Pferde Nachtheile. Wenn es gleich nicht geradezu ein Verkürzungsmittel des Lebens genannt werden kann, so läßt sich doch auch nicht abläugnen, daß wir dadurch ein Mittel zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens mehr verabsäumen. Nicht nur, daß wir auf diese Weise der Haut ein vorzügliches Reinigungsmittel entziehen: sondern es muß auch zugleich der ganze thierische Körper ein Erfrischungsmittel entbehren.

Neuntes Kapitel,

Allzuviele und zu schwere Arbeiten — zu viele Ruhe.

Beydes sind Verkürzungsmitttel der Lebens- und Dienstdauer der Pferde.

Nichts raubt diesen Thieren so sehr ihr gutes Ansehen und macht sie so schnell und vor der Zeit alt und mürbe, als zu viele und zu anstrengende Arbeiten. Es wird dadurch der Prozeß des Lebens zu sehr beschleunigt, die Kräfte zu bald erschöpft, es entstehet Magerkeit und Schwäche, frühzeitige Steifigkeit der Schenkel, frühes Alter und baldige Unbrauchbarkeit. Wenn die Arbeit oder Bewegung zu unmässig, anhaltend und erschöpfend ist, kann das Thier auf der Stelle sich Krankheiten (z. B. den sogenannten Verschlag) zuziehen oder gar gleich der Tod erfolgen. Man hat Beyspiele gesehen, wo Pferde (besonders bey Parforcejagden) in vollem Laufe hingestürzt und todt liegen geblieben sind.

Es entstehet nun die wichtige Frage: welche Arbeit oder Bewegung ist unmässig oder zu anstrengend? Ich antworte: Jede, die über den Grad der Müdigkeit, den Zuruff der Natur nach Ruhe und Erholung, fortdauert und mit dem gänzlichen Erschöpfen der Kräfte des Thieres verbunden ist. Auf eine andere Art weiß ich diese Frage nicht zu beantworten.

ten. Denn ein bestimmtes Maas von Arbeit läßt sich hier nicht angeben, da die Kräfte der Pferde zu sehr verschieden sind, so daß dieselbe Arbeit für das eine Pferd heftige oder unmässige Arbeit seyn kann, welche für das andere nur eine geringe Anstrengung ist. Es kommt hier sehr viel auf Grösse und Stärke des Körpers und auf die Gewohnheit an. Man kann immer annehmen, daß je seltener ein Pferd zur Arbeit kommt, je unbedeutender die Arbeit ist, an die es gewöhnt ist, desto weniger ist es fähig, starke Arbeiten ohne Nachtheil für seine Gesundheit auszuhalten.*)

Nicht viel weniger nachtheilig für die Gesundheit der Pferde ist **Unthätigkeit** oder

*) Ich kann diese Gelegenheit unmöglich vorbeygehen lassen, ohne eine Bemerkung über das Reiten mancher jungen Herren zu machen. So oft diese Herren ein Pferd besteigen, fliegen sie gleichsam mit demselben dahin, ohne zu bedenken, daß darunter die Gesundheit der Kreatur leiden muß. Da werden Sporn und Peitsche in Bewegung gesezt, bergauf und bergab gesprengt über Gräben und Hecken gesezt und das Wohlseyn des armen Thieres dem quälenden Vergnügen aufgeopfert. O! Unvernunft; — Ihr sezt euer eigenes Leben in Gefahr und riskirt Hals und Beine zu brechen. Es thut dem fühlenden Menschen wehe, wenn er solche Schinderey mit ansehen muß. Man sollte solche heftige Anstrengungen des Pferdes nur auf Fälle der Noth, wo man die Geschwindigkeit des guten Thieres bedarf, versparen.

zu viele Ruhe. Das Pferd scheint seinem ganzen Baue nach von der Natur zur Bewegung und Arbeit bestimmt zu seyn. Seine Neigung und Liebe zur Bewegung und Thätigkeit giebt dieß zu erkennen. Daher bekommt ihm Unthätigkeit und viele Ruhe so übel. Alle Verrichtungen des Körpers nehmen dabey an Stärke ab, die Kräfte verschwinden, die Gefässe wirken mit weniger Kraft auf die enthaltenen Säfte, der Blutumlauf wird schwach und die Ausdünstung und die andern nöthigen Ab- und Aussonderungen werden vermindert. Nach und nach bemeistert sich eine gewisse Schlaffheit und Schwäche des ganzen Körpers, die Pferde werden matt, träge, schwitzen schon bey gelinder, wenig angreifender Arbeit und verfallen in eine Art von Kränklichkeit, die zulezt zu den gefährlichsten Zufällen Anlaß giebt. Angelaufene Schenkel, sogenannte Wasserfüsse, Wassersucht, Rehe, Mauke und viele andere Uebel sind oftmals Folgen des langen Einsperrens der Pferde in ihre Ställe.

Manchmal ist der Fall, daß die Pferde bey vieler Ruhe auch noch vieles nahrhaftes Futter bekommen. Dieses beobachtet man gar häufig an Pferden, die blos zum Spazierenfahren oder Spazierritten oder zur Parade gehalten werden. Haben solche Pferde gesunde kräftige Verdauungsorgane, welche das viele Futter gehörig verarbeiten können, so verfallen sie bald in einen Zustand von Fettigkeit, welcher sie beynahe zu jeder Arbeit unfähig, aber

zu Krankheiten desto geneigter macht. Ist ihre Verdauungskraft gering und kann der schwache Magen das viele Futter nicht verarbeiten, so entstehet Unverdaulichkeit, Blähungen, Verstopfung, Koliken und ähnliche Uebel.

Zehntes Kapitel.

Verschiedene Mißbräuche und üble Gewohnheiten bey der Wartung und Behandlung der Pferde.

Es haben sich bey der Wartung und Behandlung der Pferde verschiedene üble Gebräuche und Gewohnheiten eingeschlichen, denen man es gleich beym ersten Anblicke ansieht, daß nur Einfalt und Unwissenheit sie hat erfinden können. Wenn solche auch nicht geradezu Verkürzungsmittel des Lebens genennt werden können: so müssen wir doch ihrer erwähnen, weil sie den Pferden mehr oder weniger Beschwerden verursachen, oder ihre Brauchbarkeit vermindern, oder doch Vergehungen wieder die Natur sind. Ich rechne hierher: das Ausscheeren und Abschneiden der Ohren, das Englisiren oder Schweifabschneiden, das Abraspeln der Huf, das Aufbrennen der Hufeisen, das Maulräumen oder Maulputzen, die grausame Mißhandlung der Pferde mit Schlägen u. d. gl. mehr.

Das Ausscheeren der Ohren haben viele Pferdewärter im Gebrauch, weil sie glauben, die Ohren dadurch schöner und niedlicher zu machen. Allein dieses Verfahren ist nichts weniger, als lobenswürdig. Denn erstlich: kann es häßliche Ohren nicht schöner machen; und zweytens: nimmt es den Ohren jene Haare,

welche ihnen die Natur sorgfältig gegeben hat, um den Gehörgang sowohl gegen Insekten zu schützen, als auch das leichte Eindringen anderer Schädlichkeiten zu hindern. Es kann nachher Staub und Regen tief ins Ohr fallen und dem Thiere nicht nur unangenehme Empfindung, sondern auch endlich Taubheit verursachen. Nur in dem Fall, wenn diese Haare zu lang sind und zu den Ohren herausstehen, sollte man sie um etwas verkürzen.

Das Ohrenabschneiden oder Ohrenstutzen ist eine thörichte, alberne Mode, welche vom Auslande zu uns gebracht worden ist. Nicht nur, daß die Pferde darnach (wenigstens vor der Hand) kopfscheu werden; sondern es wird auch das Gehör durch eine so beträchtliche Verkleinerung der Ohrmuschel, welche doch die Natur zum Auffangen des Schalls bestimmt hat, merklich vermindert. Ausserdem hat es auch noch den grossen Nachtheil, daß das empfindliche Gehörorgan nicht mehr hinreichend vor Regen, Schlossen, Wind u. s. w. geschüzt ist; daher denn dergleichen verstümmelte Pferde ihrem Reuter durch Schütteln mit dem Kopfe und durch Unruhe zu Zeiten sehr lästig werden.

Das Englisiren (welches man auch Stutzen, Bürzeln, Schweifschnitt u. s. w. nennt) ist allein durch Nachahmungssucht und Gewinnsucht bey uns in Deutschland so allgemein eingeführt worden. Der Beyfall, der den englischen Pferden gegeben wird, machte, daß man

diese Operation auch bey uns unternahm, um den deutschen Pferden ein englisches und besseres Ansehen zu geben. Es ist aber erst noch eine Frage, ob dadurch den Pferden wirklich ein besseres Ansehen gegeben werden kann. Einem Pferde, das ein gutes, regelmässig gebautes Kreuz und einen schönen Schweif hat, kann es unmöglich seine Schönheit erhöhen: und sind diese Theile nicht regelmässig und schön gebauet, so ist an Verschönerung nicht zu gedenken. Ausserdem ist diese Operation noch zweckwidrig und grausam. Die Natur hat dem Pferde den langen, vollen Schweif nicht blos zur Zierde, sondern auch zum Schutz gegeben, um in den heissen Sommertagen sich damit des peinigenden Ungeziefers erwehren zu können. Und wir rauben ihm diese Waffe und geben es den nachstellenden blutgierigen Insekten Preis, gegen welche Mückengarne und Fliegennetze nur äusserst wenig schützen! Die Engländer können hier zur Noth entschuldigt werden, indem es in ihrem Lande ausser der Stubenfliege (vermuthlich wegen der kalten Sommernächte) wenig dergleichen Insekten giebt — so daß man auch im heissesten Sommer die Viehbremse selten oder gar nicht antrift.*) Indessen ist es den Engländern in Deutschland mit ihren gestuzten Pferden auch übel ergangen. So erzehlt ein glaubwürdiger Schriftsteller, daß die englische Reuterey im Jahr 1743 bey Dettingen und in dem siebenjährigen Kriege in den Lagern bey

*) Hartmann a. a. Ort.

Fritzlar, Wilhelmsthal u. s. w., um der abgestuzten Schweife und der Plage von den Fliegen willen, die meisten Pferde verloren, und bey Minden kam dieselbe aus dieser Ursache in solche Unordnung, daß die Armee in Gefahr stand, darüber die Schlacht zu verlieren. Und dieses ist auch die Ursache, warum seitdem die brittische Kavallerie ungestuzte Pferde reitet.

Wenn also das Englisiren solche bedeutende Nachtheile hat, warum unternehmen wir diese Operation? Weil es Mode ist! Gewiß ein schlechter Beweggrund zu einer so schmerzhaften und grausamen Operation. Daß es den Pferden ein besseres, weniger gemeines, nettes und vorzüglich leichtes Ansehen giebt, — wie Einige behaupten, — ist wohl mehr Einbildung, als Wirklichkeit. Unser Geschmack ist nun einmal durch Gewohnheit verdorben und da halten wir ein an seinen Gliedern verstümmeltes Thier für schöner, als eins das in seiner natürlichen Gestalt da stehet.

Ich finde für nöthig, auch auf zwey schädliche Gewohnheiten der Schmiede beym Beschlagen der Pferde aufmerksam zu machen. Ich meine das Abraspeln der Hufe und das Aufbrennen der Hufeisen. Hierdurch wird jährlich einer grossen Menge von Pferden die Hufe verdorben und fast die meisten Hufkrankheiten nehmen daher ihren Ursprung. Was das Abraspeln der Hufe betrift, so wollen die Schmiede dadurch die Hufe schön, glatt und klein machen; allein, sie stiften dadurch keinen

geringen Schaden. Erstlich berauben sie dem Huf seine Oberhaut, welche ihn vor dem Austrocknen der Luft schützt, und folglich machen sie das Horn spröd und brüchig; und zweytens macht es auch den Huf zu dünn und schwach und auf diese Weise wieder zu vielen langwierigen und oft unheilbaren Hufschäden geneigt. Ein Mann, der seine Pferde liebt, gerne gesund und geradegehend hat, lasse ihre Hufe niemals beym Beschlagen beraspeln, es sey dann, daß der Schmied mit der Raspel nur den scharfen Rand der Wände abstossen wollte, welches nicht ohne Nutzen ist. Aber von der Krone bis zu dem Eisen lasse er nicht zu, daß sie beraspelt werden.*)

Nicht minder nachtheilig ist den Hufen das Aufbrennen der Hufeisen. Die Schmiede wollen damit erstlich den Huf gleich (eben) brennen, weil sie nicht so viel Geschicklichkeit besitzen, ihm ordentlich niederschneiden zu können; zweytens wollen sie auch das Horn damit weich machen, damit es sich mit leichterer Mühe schneiden läßt; und drittens sehen sie zu gleicher Zeit dabey, ob das Eisen auch

---

*) Es ist im Grunde an dieser löblichen Gewohnheit nur die Nachlässigkeit und Faulheit der Schmiede Schuld. Sie denken, das accurate Ausschneiden nimmt mir zu viel Zeit weg, ich will schon mit der Raspel helfen. Ob dieses Verfahren dem Huf schadet oder nützt, ist ihnen gleichviel; auch gedenken sie wenig daran.

recht auf den Huf paßt oder nicht. Allein, so bequem dieses Verfahren dem Schmied das Beschlagen macht, so nachtheilig ist es für die Gesundheit der Hufe. Es trocknet sie zu sehr aus, macht sie spröde und brüchig und legt den Grund zu vielen Hufkrankheiten, als: Hornspalten, Hufschwinden u. dgl. Wer seine Pferde lieb hat und ihre Hufe im guten Stande erhalten will, der leide niemals von dem Schmiede das Aufbrennen der Hufeisen; und ist derselbe zu eigensinnig, um von seiner Gewohnheit abzugehen, so rathe ich zu einem andern zu gehen, der weniger eigensinnig ist. Man lasse sich von dem Schmiede nichts weiß machen und nehme auch keineswegs die von ihm gepriesene Hornsalbe an, die er nur empfiehlt, um das wieder gut zu machen, was er mit dem Aufbrennen verdorben hat. Diese (oft aus scharfen Bestandtheilen zusammengesezte) Salbe ist nicht im Stande, durch Feuer zerstörte und verstümmelte Theile wieder herzustellen.

Eine nicht minder fatale Gewohnheit bey der Wartung der Pferde ist diese, daß viele Knechte ihre Pferde, sobald sie nicht recht fressen wollen, zum Schmied führen und das Maulputzen oder Maulräumen vornehmen lassen. Der Schmied ist gleich zur Operation bereit, wenn er gleich einsiehet, daß solche der Gesundheit mehr nachtheilig, als vortheilhaft ist, bloß weil sie für seinen Geldbeutel nützlich ist. Er greift sogleich nach den dazu nöthigen Instrumenten und schlägt mit einem Meissel und Ham-

mer die vorstehenden Spitzen von den Zähnen weg. Daß der schlechte Appetit von übler Verdauung oder von irgend einer Krankheit herrühren könne, wie es doch meistens der Fall ist, daran wird nicht gedacht. Nun wird aber dieses Verfahren schon dadurch nachtheilig, daß man gewöhnlich dabey unterläßt, etwas Nützliches anzuwenden; und dann werden die Zähne dadurch los gemacht und der Spitzen, welche zum Zerbeissen der harten Fütterung unentbehrlich sind, beraubt. Nur in äusserst seltenen Fällen ist das Maulräumen nützlich anzuwenden, und zwar nur dann, wenn ein oder mehrere Bakenzähne an einer oder der andern Seite des vordern Kinnbackens so weit herauswachsen, daß sie über die Zähne des Hinterkinnbackens hinweg gehen und das Zahnfleisch desselben erreichen. In diesem Fall, kann freylich nicht anders, als durch ein behutsames Abfeilen oder Abbrechen des hervorragenden Zahns dem Uebel abgeholfen werden. Doch kommt dieser Fall nur sehr selten vor, und kann daher ohnmöglich den Schmieden so oft Veranlassung zum Maulräumen geben, als sie diese Operation vornehmen.

Eine andere üble Gewohnheit, welche besonders manchen Stallknechten eigen ist, muß ich hier zur Sprache bringen. Ich meine die äusserste Roheit und Grausamkeit, womit viele dieser Leute die Pferde behandeln. Ich rede nicht von Fluchen und Schimpfen, das ist pöbelhaft; sondern von dem Schlagen, Stossen, Necken und Peinigen der Thiere. Oft ge-

schieht das im Allgemeinen und es werden dadurch die Pferde störrisch, scheu, ungezogen und boshaft gemacht. Manchmal geschieht es nur gegen Pferde, welche die Knechte nicht leiden können; diesen lassen sie ihren ganzen Zorn fühlen, sie gehen mit wahrer Bestialität zu Werke, deren verworfene Menschen ganz würdig sind. Sie lassen die Wuth an ihnen aus, welche die Herrschaft durch Verweise erregt, sie stossen sie herum, nehmen bey jeder Gelegenheit gleich die Peitsche oder gar Prügel zur Hand und mißhandeln die unschuldigen Thiere. Geduld, Sanftmuth, gute Worte sind eher die Mittel, jeden Zweck zu erreichen und das Thier zutraulich, fromm und folgsam zu machen, nicht Mißhandlungen, welche für den Menschen entehrend sind und das Thier durch die Furcht, welche sie ihm einjagen, widersetzlich machen.

Hat man boshafte Thiere, so bestrafe man sie; allein immer mit Maas und Ziel, und auch bey der Bestrafung verläugne man die Menschlichkeit nicht, und bediene sich ihrer mehr als eines Mittels, ein unvernünftiges Thier zu zähmen, als es zu quälen und zu peinigen.

„Ehret die Gottheit in ihren Werken, ruft „die Stimme der Natur, ihr seyd zu ihren Priestern berussen, und nicht zu ihren Henkersknechten.*)

Es wird wohl schwerlich einen denkenden Menschen geben, welcher nicht zugestehen muß,

*) Wekhrlins Paragraphen.

daß es Pflichten giebt, die er seinem Schöpfer, seinen Nebenmenschen und sich selbst schuldig ist: allein daran denken nur sehr wenige, daß sie auch Pflichten gegen ihre Nebengeschöpfe, gegen die ihnen untergebenen Thiere, zu beobachten haben. Viele Menschen wähnen, daß nur alles um ihrentwillen erschaffen und alle Thiere ihren Mißhandlungen unterworfen seyen, ohne jemanden Rechenschaft davon geben zu dürfen, weil ihnen kein Gesetz solche Verbindlichkeit auferlegt. *) Was ist gewöhnlicher, als daß viele Menschen die Thiere, die ihnen die Natur unterordnete, als Wesen betrachten, deren Unlust oder Lust dem Schöpfer eben so völlig gleichgültig ist, als ihre Freude oder Schmerz dem fühllosen Menschen.

Aber der Schöpfer, der den Menschen zum Glück und das Thier zum frohen Daseyn schuf,

*) In London ist ein solches löbliches Gesetz wider diejenigen, die mit dem Viehe unbarmherzig umgehen. Da die armen Thiere sich leidend verhalten müssen, so ist es der Menschheit einer aufgeklärten Nation würdig, sie wider die Grausamkeit der Menschen zu schützen. Solche Anklagen geschehen öfters und werden mit keiner Nachsicht behandelt. Die Geldstrafen sind fünf Schilling, zehn Schilling, auch mehr, nach dem Ausspruche der Magistratspersonen und Friedensrichter, die hier nach Beschaffenheit der Umstände verfahren. Hieraus entstehet die gute Wirkung, daß man mit Thieren wie mit vernünftigen Kreaturen umgeht. Siehe v. Archenholz England und Italien 1 B. 2 Th. 1786.

wird gewiß die Seufzer des gemißhandelten Thieres nicht unbemerkt lassen; er wird selbst das Unrecht zeichnen, das der begeht, der aus vorsätzlicher Unwissenheit, Nachlässigkeit, Uebereilung oder Leidenschaft den Thieren einen grössern Grad körperlicher Schmerzen verursacht, wo ein geringerer hinreichend gewesen wäre, seine vernünftige Absicht zu fördern. — Der Mensch, der seinen Hund, sein Pferd, seine Hausthiere tyrannisch behandelt, ist gewiß nie ein wahrhaft guter Hausvater gegen sein Gesinde; derjenige, der fühllos die Thiere Hunger, Noth und Schmerzen leiden läßt, wird auch kalt und hart vor seinen hungrigen Brüdern vorüber gehen können. Wer ein sanftes, fühlendes Herz besizt, wird gewiß jedem Thiere alle unnöthige Leiden sorgfältig ersparen; er wird nie vergessen, daß es eben dieselben Sinneswerkzeuge hat, vermöge seines Körpers eben so empfindet, wie der Mensch; er wird es nie in Lagen bringen, wo es unnöthige Angst und Beschwerden erleidet; er wird ihm die Nahrung geben, welche mit seiner Natur übereinstimmt und sich für seine Gesundheit und das Verhältniß seiner Arbeit schickt; er wird sich gewiß bemühen, die Kenntnisse zu erhalten, wodurch er den Thieren ihren Dienst erleichtern, ihr Ungemach, ihre Qualen mindern kann.

Noch muß ich hier die Bedeckungen der Pferde in den Ställen als Mißbrauch und üble Gewohnheit aufführen. Man erschrickt oftmals, wenn man diese Thiere in dicke wol-

lene Einhüllungen vergraben sieht, die vom Kopfe bis zum Schweif das ganze Thier gegen die Luft isoliren. Dieß ist höchst schädlich: indem die Haut hierdurch in einer beständigen vermehrten Ausdünstung erhalten wird, wird sie zu empfindlich gegen Eindrücke der Luft, die mindeste Kälte affizirt schon heftig das Pferd, und macht es zu Rhevmatismen und allerley Krankheiten, die von unterdrückter Ausdünstung herrühren, geneigt. Warum verpantzert man aber auch diese Thiere so? — Würde ihnen wohl nackt die Luft oder die Kälte schaden? Erstlich ist ja das Pferd mit Haaren bewachsen, die im Winter dichter und länger werden, wo also die Natur schon sorgt, daß ihnen der Frost nicht schade; zum andern ist die Haut des Pferdes nicht so empfindlich, daß es so leicht, besonders wenn es daran gewöhnt ist, die Kälte empfindet; wir sehen das an Pferden in Lagern und an solchen, die nie bedeckt werden. Weit leichter erkrankt ein solches Pferd, das man sehr warm hält, als eins, das an die Kälte gewöhnt ist. Mich däucht daher, man könne das Zudecken im Stalle, wenigstens im Sommer, füglich ganz unterlassen und würde keinen Schaden davon haben.

Warum halten manche **Böcke in den Pferdeställen?** — Weil der Teufel sich zuweilen des Nachts die Freyheit nimmt und die Pferde reitet!!! Ein allgemeiner Bauernglaube in vielen Gegenden von Deutschland. Die Pferde sind oft unruhig, haben sich überfressen

oder sonst einen geringen Krankheitsanfall, wovon sie schwitzen; auch ist ihnen zuweilen der Stall zu warm. Nun denkt sich die Unvernunft abgeschmakter Köpfe den Teufel als Bereiter, der des Nachts in die Ställe komme und die Pferde warm reute. Weil nun Seiner Gestrengen der Herr Beelzebub lieber Böcke reuten: so wird ein Bock in den Stall gestellt, damit der höllische Spazierritt, zum Vergnügen des Herrn Teufels, auf einer ihm gefälligen Kreatur möge vorgenommen werden, die Pferde aber verschont bleiben.

So erzählt der Aberglaube; zuweilen sucht man die Sache zu bemänteln und giebt vor, daß die Ratten den Bocksgeruch nicht vertragen könnten, also nicht in solche Ställe kämen. Allein dieses ist eine leere Ausrede. Man sollte doch einmal anfangen, sich solcher Dummheiten und Albernheiten zu schämen, die aber leider noch zu sehr eingerissen sind. Wie viele Albernheiten müssen erst aus den Köpfen der Menschen mit grossen Prätensionen geschaft werden, ehe noch die Reihe an die Böcke in den Pferdeställen kommt!

Eilftes Kapitel,

Gifte, sowohl physische, als kontagiöse.

Unter Giften verstehen wir alle die Substanzen, welche schon in geringer Menge sehr nachtheilige und zerstörende Wirkungen im thierischen Körper hervorbringen können. Es giebt deren in der Natur sehr viele und von mannichfaltiger Art. Einige wirken heftig, andere schleichend, einige schnell, andere langsam, einige sichtbar, andere unsichtbar, und es ist nicht zu läugnen, daß sie unter die gefährlichsten Feinde des Lebens gehören.

Es ist zwar ein grosses Glück für die Pferde, daß sie vom Schöpfer mit einem besondern Instinkt versehen sind, vermöge dessen sie meistens dasjenige meiden und nicht fressen, was ihrer Gesundheit nachtheilig ist oder sie gar tödten könnte; und daß folglich Vergiftungen nicht so häufig bey ihnen möglich sind, als bey den Menschen. Allein einestheils ist dieser Instinkt durch die Sklaverey, in der wir die Pferde halten, sehr vermindert oder verwischt; anderntheils sind diese Thiere auch nur selten sich frey überlassen, daß sie ihrem Instinkte folgen können. Wie leicht kann sich nicht unter ihr gewöhnliches Futter etwas Giftiges verstecken, welches sie mit hineinfressen, wenn sie es gleich für sich allein unberührt liegen gelassen haben wür-

würden! Und wie oft muß nicht ein Pferd aus Noth und grossem Hunger etwas zu sich nehmen, welches es sonst nicht gefressen hätte!

Die Kenntniß der Gifte ist daher für den Landwirth und jeden Pferdeeigenthümer von grossem Nutzen. Nur ist zu bedauern, daß wir noch nicht so weit darinn gekommen sind, als wohl zu wünschen wäre. Sie durch Versuche und Beobachtungen zu erlangen ist mühsam, kostspielig und erfordert sehr viel Zeit; und von den bisher gemachten Erfahrungen sind nur wenige mit der nöthigen Aufmerksamkeit, Kenntniß und Klugheit gemacht worden. Beynahe möchte ich sagen, daß das meiste, was wir davon wissen, durch Analogie aus der Kenntniß der Menschengifte erlangt worden ist. Ich werde nun meinen Lesern über diesen wichtigen Gegenstand einige Kenntnisse und Begriffe mittheilen, die zur Vermeidung dieser Feinde des Lebens höchst nöthig sind.

Es ist ein grosses Vorurtheil, daß man nur das gewöhnlich für Gift hält, was durch das Maul in den thierischen Körper aufgenommen wird. Durch alle, sowohl äusserliche, als innerliche Flächen und Theile des Körpers kann Vergiftung geschehen, insofern sie alle Nerven und einsaugende Gefässe haben; also durch die ganze Oberfläche der Haut, die Nasenhöhle, die Lunge u. s. f. Der Unterschied liegt darinn, daß die Wirkung in manchen Theilen langsamer, in manchen schneller erfolgt, auch daß manche Gifte vorzüglich auf diesen, andere auf jenen Theil wirken.

Ich theile (nach Hufeland) alle Gifte in zwey Klassen, in physische und kontagiöse (ansteckende), welche leztere sich dadurch unterscheiden, daß sie sich immer in einem lebenden Körper erzeugen und die Kraft haben, in einem andern das nämliche Gift hervorzubringen.

Die physischen Gifte kann man wieder in mineralische und vegetabilische eintheilen.

Die wichtigsten mineralischen Gifte sind folgende:

Der Arsenick (Arsenicum album et rubrum), Operment, unter den Namen Rattengift am meisten bekannt; das heftigste Gift unter allen Giften. Er wirkt ätzend, zernagend, und verursacht Entzündung im Magen- und Darmkanal, heftige Bauchschmerzen, Krämpfe, Zittern, Lähmungen und schnellen Tod. Oftmals ist er in den Ställen als Gift wider die Ratten aufgestellt worden, und auf diese Weise den Pferden unter das Futter gekommen; nie kann man daher in solchen Dingen vorsichtig genug seyn. Nach Hrn. Frenzels Versicherung sollen viele Pferdehändler und Kutscher die Gewohnheit haben, ihren Pferden Arsenick unter das Futter zu mischen, um solche dadurch fetter zu machen, welches ihnen auch bald glücken soll, indem die Pferde von solchen kleinen Gaben Arsenick aufdunsen und dem Anscheine nach fetter werden. Nachher sollen sich aber jedesmal die traurigsten Folgen zeigen; sehr bald verliert sich das Fett wieder, die Thiere werden mager, elend, und sterben bald nach der gottlosen, tollen Füt-

terung, indem die innern Theile des Thieres zernagt und zerfressen werden. — Auch äusserlich an den Körper gebracht, kann der Arsenick schreckliche Zufälle verursachen.*)

Der Quecksilbersublimat (Mercurius sublimatus corrosivus) kommt in seiner Wirkung sehr viel mit dem Arsenick überein. Er verursacht Magen- und Gedärmeentzündung, Brand und den Tod. Zum Glück kommt diese Art der Vergiftung bey Pferden nur höchst selten — vielleicht gar nicht vor, wenn nicht ein ungeschickter Thierarzt bisweilen damit Schaden anrichtet.**)

Das Bley (Plumbum) und die davon herrührenden Zubereitungen, als: Bleyweiß, Bleyglätte, u. s. w. sind für den thierischen Körper ein gefährliches und langsam tödtendes Gift, vorzüglich im verkalkten Zustande. Nach Perzivals Bericht verursachten die Wiesen, worauf mit Bley geschwängerte Grubenwasser sich ergossen, bey den weidenden Pferden und Kühen ein Leibgrimmen. In den Edinburgischen Versuchen vom Jahr 1761 wird gemeldet, daß die Thiere, welche sich nahe an Schmelzhütten, wo

*) Die besten Gegengifte gegen Arsenickvergiftung sind: fette Milch, alle Fette, Oele, Seifenwasser u. d. gl. Den Vorzug vor allen Mitteln soll aber doch die Schwefelleber verdienen.

**) Seife, Milch, Oel und besonders Pottasche verhindern die schädliche Wirkung des Sublimats, und sind mithin Gegengifte.

Bley geschmolzen wird, aufhalten, die sogenannte Bleykolik, die die Menschen dasiger Orte öfters befällt, ebenfalls bekommen, und durch die davon aufsteigenden Dünste getödtet worden sind; selbst die daselbst wachsenden Kräuter, welche von diesen Dünsten eine bläuliche Farbe erhalten, sollen ihnen schädlich gewesen seyn.

Alles Bley wirkt als schleichendes Gift, und verursacht Verstopfungen, Auszehrungen, Lähmungen, Krämpfe und Koliken.

Das Kupfer (Cuprum) und von diesem das verkalkte oder oxidirte Kupfer, der Grünspan (Viride aeris). Eine solche Vergiftung, so wie die von Spießglanzbereitungen, Zinkvitriol u. d. gl. mag wohl nur durch den unverständigen Gebrauch dieser Dinge als Arzney vorkommen.

Die vegetabilischen Gifte (Gifte aus dem Pflanzenreich), deren Anzahl sehr groß ist, sind für uns vorzüglich wichtig, indem die Pferde ihnen am meisten ausgesezt sind. Sie tödten auf zweyerley Art; nämlich theils betäubend (durch Ueberreizung), theils durch Schärfe, Entzündung und Brand.

Zu den Pflanzengiften werden gewöhnlich gezählt:

Der gemeine Eibenbaum, Taxus (Taxus baccata),

Der giftige Stechapfel) Datura Stramonium),

Tollkraut, Tollkirsche, Wolfskirsche, (Atropa Belladonna),

Nachtschatten (Solanum nigrum)
Bittersüß (Solanum Dulcamara)
Taback (Nicotiana Tabacum)
Bilsenkraut (Hyosciamus niger)
Waldanemone (Anemone nemorosa)
Küchenschelle (Anemone pratensis)
Eisenhütlein (Aconitum napellus)
Gelber Sturmhut (Aconitum lycortonum)
Die Hahnenfußarten (Ranunculus flammula, acris, sceleratus u. s. f.
Gefleckter Schierling (Conium maculatum)
Wasserschierling (Cicuta virosa)
Zeitlosen (Colchicum autumnale)
Die Wolfsmilcharten (Euphorbia)
Gelber und rother Fingerhut (Digitalis lutea et purpurea)
Schwindelhaber (Lolium temulentum)
Giftige Rebendolde (Oenanthe crocata)
Kirschlorbeer (Prunus laurocerasus)

Ausser diesen Pflanzengiften werden nachfolgende Gewächse den Pferden für schädlich gehalten*):

Gelbes Labkraut (Gallium verum)
Wegebreit (Plantago maior)
Flachsseide (Cuscuta europea)
Saamkraut (Potamogeton natans) und die übrigen Arten
Mausöhrlein (Myosotis scorpioides)
Steinsaamen, Steinhirse (Lithospermum officinale)

*) Nach Angabe meines vortreflichen Lehrers, Herrn Prof Naumann in Berlin. Siehe dessen Werk über die Pferdewissenschaft.

Ochsenzunge (Anchusa officinalis)
Hundszunge (Cynoglossum officinale)
Schwarzwurz (Symphitum officinale)
Wilde Ochsenzunge, Natterkopf (Echium vulgare)
Gelber Weidrich (Lysimachia vulgaris)
Halskraut (Campanula trachelium)
Kleines Halskraut (Campanula glomerata)
Königskerzen (Verbascum nigrum, Thapsus)
Spillbaum (Evonymus europaeus)
Guter Heinrich (Chenepodium bonus Henricus)
Weisser Nabel (Hydrocotyle vulgaris)
Wassermerdi (Sium latifolium)
Wassersteinbrech (Oenanthe fistulosa)
Wasserfenchel (Phellandrium avuaticum)
Hundspetersilie (Aethusa cynapium)
Kletterkörbel (Scandix anthriscus)
Taumelkörbel (Chaerophillum temulentum)
Grindwurz (Rumex acutus)
Wassergrindwurz (Rumex aquaticus)
Haaricher Weidrich (Epilobium hirsutum)
Flöhkraut, Wasserpfeffer (Poligonum hydropipes)
Fleckiges Flöhkraut (Polygonum persicaria)
Einbeere (Paris quadrifolia)
Wasser Lilie (Butomus umbellatus)
Fette Henne (Sedum Telephium)
Postkraut (Sedum paluslre)
Kleine Post (Andromeda polifolia)
Steinbrech (Saxifraga granulata)
Geißfuß (Spirea ulmaria)
Fünffingerkraut (Potentilla reptans)

Tormentille (Tormentilla erecta)
Siebenfingerkraut (Comarum palustre)
Kristopfelskraut (Actea spicata)
Klapperrose (Papaver)
Seerosen (Nymphea lutea et alba)
Güldengünsel (Aiuga pyramidalis)
Waldnessel (Stachys sylvatica)
Schwarzer Andorn (Ballota nigra)
Weisser Andorn (Marrubium vulgare)
Wirbeldost (Clinopodium vulgare)
Helmkraut (Scutellaria gallericulata)
Klapperhahnenkamm (Rhinanthus crista-galli)
Läusekraut (Pedicularis palustris)
Leinkraut (Antirrhinum linaria)
Braunwurz (Scrophularia nodosa aquatica)
Töschelkraut (Thlapsi bursa pastoris)
Sophienkraut (Psisymbrium Sophia)
Kleiner Storchschnabel (Geran. cicutarium)
Ruprechtskraut (Geranium robertianum)
Sumpfstorchschnabel (Geranium palustre)
Blutstorchschnabel (Geranium sanguineum)
Wilder Lattig (Lactuca scariola)
Gelbe Mausöhrlein (Hieracium pilosella)
Grosse Kletten (Aretium Lappa)
Färbescharte (Serratula tinctoria)
Wiesendistel (Cricus oleraceus)
Krebsdistel (Onopordon acanthium)
Zweyzahn, Stuparsch (Bidens tripartita et cernua)
Wasserdosten, (Eupatorium cannabium)
Katzenpfötchen (Gnaphalium arenarium et dioicum)

Dürrwurz (Erigeron canadense et acre)
Huflattig (Tussilago farfara)
Pestilenzwurtz (Tussilago petasitis)
Jakobskraut (Senecio Iacobea)
Ruhreland (Inula dyssenterica)
Flöhaland (Inula pulicarica)
Wolverlei (Arnica montana)
Wasserwundkraut (Coreopsis bidens)
Eisenwurz (Centaurea scabiosa)
Ruhrkraut, Filzkraut (Filago germanica)
Ackerruhrkraut (Filago arvensis)
Wiesendüngel (Serapias longifolia)
Zehrwurz (Arum maculata)
Rohrkolben (Tyha latifolia)
Igelskolben (Spargamum erectum)
Hasenriedgras (Carex leporina)
Fuchsegger (Carex vulpina)
Zaunrübe, Gichtrübe (Bryonia alba).

Am wichtigsten und fruchtbarsten scheint mir die Klasse der kontagiösen oder ansteckenden Gifte zu seyn, zu der ich nun komme, und ich erbitte mir hiebey die größte Aufmerksamkeit. Denn die physischen Gifte meidet das Pferd, vermöge seines Instinkts, gewöhnlich selbst; allein dem Ansteckungsgift ist es weit mehr ausgesezt, und sie sind ihm oft unvermeidlich, wenn nicht der Eigenthümer selbst sorgsam hierauf Acht giebt. Auch schaden die physischen Gifte immer nur dem Individuum, das sie in den Leib bekommt, wogegen die Ansteckungsgifte die besondere Kraft besitzen, sich in jedem Körper von neuem zu erzeugen und so ins Unendliche fortzupflanzen.

Kontagiöse oder Ansteckungsgifte sind diejenigen, die sich nie anders, als in einem lebenden thierischen Körper erzeugen, und die Kraft besitzen, wenn sie einem andern mitgetheilt werden, sich in demselben zu reproduziren und die nämliche Krankheit hervorzubringen, als der erste hatte. Jede Thierklasse hat ihre eigenen Ansteckungsgifte, die auf andere nicht wirken. So hat das Pferdegeschlecht die seinigen, welche den andern Thieren nichts anhaben, z. B. das Rotzgift, Wurmgift, Drusengift; das Rindvieh das Viehseuchengift u. s. w. Nur drey Ansteckungsgifte sind mir bekannt, welche mehreren Thieren eigen sind, nämlich: das Wuthgift, das Krätzgift und das Pockengift.

Die eigentliche Natur der Ansteckungsgifte ist uns unbekannt. Sie sind feine unsichtbare Stoffe, die uns blos durch ihre Wirkungen einige Kenntnisse von ihrer Existenz und ihren Eigenschaften geben. Es ist sonderbar, daß manchmal (z. B. beym Impfen) so wenig Ansteckungsgift an den Körper gebracht wird und doch alsbald Ansteckung erfolgt. Es muß das Ansteckungsgift entweder einer andern Flüssigkeit seine spezifike Beschaffenheit mittheilen, oder es muß sich sonst auf irgend eine Art im Körper vermehren. Einige nehmen an, daß das Ansteckungsgift, sobald es in einen gesunden thierischen Körper eindringt, in Gährung kommt und auf solche Art sich vermehrt. Wahrscheinlicher ist wohl, daß das Ansteckungsgift, wenn es an den gesunden thierischen Körper gebracht wird,

in gewissen Gefässen eine eigene kränkliche Nachahmung verursacht, wodurch die ansteckende Materie erzeugt wird. Am Ende mag das Ansteckungsgift sich so vermehren, daß alle Flüssigkeiten die ansteckende Eigenschaft erhalten. Auf diese Weise läßt sich erklären, warum beym Rotz der Nasenfluß, der Speichel und mehrere Säfte ansteckend sind.

Die Mittheilung der Ansteckungsgifte kann auf mannichfaltige Art geschehen. Bey den meisten gehört aber durchaus unmittelbare Berührung des Gifts selbst dazu, wenn es sich mittheilen soll; diese unmittelbare Berührung des Gifts kann sowohl an dem Körper des kranken Thieres, als auch an einem andern Körper, mit dem sich das Gift verbunden oder an den es sich angehängt hat (z. B. abgesonderte Theile als: Nasenfluß u. s. w. Decken, womit das kranke Thier behangen, Krippen, Wände u. s. f.), geschehen.

Es scheint aber zur Wirkung aller dieser Gifte nicht blos die Mittheilung oder Ansteckung von aussen, sondern auch eine gewisse Disposition oder Empfänglichkeit des Körpers, sie aufzunehmen, zu gehören. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß manche Pferde sehr leicht, manche sehr schwer, manche gar nicht angesteckt werden können; ja daß manche Ansteckungsgifte nur einmal auf den thierischen Körper wirken, weil durch eine Vergiftung die ganze fernere Empfänglichkeit dafür auf immer aufgehoben wird, wie wir solches bey dem Viehseuchengift wahrnehmen.

Meine Absicht ist hier vorzüglich, Pferdeeigenthümer in den Stand zu setzen, die Ansteckungsgifte, welchen ihre Pferde ausgesezt sind, zu vermeiden. Ich werde daher zuerst einige allgemeine Regeln angeben, wie man seine Pferde überhaupt vor Ansteckung sichern kann, und dann die Ansteckungsgifte, welchen das Pferdegeschlecht unterworfen ist, einzeln durchgehen und ihre Erkenntniß und Verhütung bestimmen.

Die besten Regeln, wodurch man seine Pferde überhaupt vor Ansteckung jeder Art schützen kann, bestehen in folgenden:

1) Man lasse seine Pferde so wenig als möglich mit fremden Pferden in Berührung kommen, es sey nun auf der Strasse, oder im Stalle. Am allerwenigsten gebe man sie zum Anspannen neben Pferden, von deren Gesundheitsumständen man nicht genau unterrichtet ist, her.

2) Man hüte sich, seine Pferde eher in fremde Ställe zu bringen, bevor man nicht die Krippe gesäubert, die alte Streue weggeschaft und alles gehörig gereinigt hat. Sollte die Krippe sehr unrein und nicht wohl zu reinigen seyn, so stelle man das Pferd, wenn es sich thun läßt, mit dem Hintertheil gegen die Krippe und lasse es aus dem Futterbeutel fressen.

3) Ist man durch den Drang der Umstände gezwungen, seine Pferde in Ställe zu bringen, wo Ansteckung zu fürchten ist, da thut man wohl, wenn man die äussern Theile der Nase und auch das innere der Nasenlöcher mit Lein-

oder Baumöl bestreicht. Durch diesen fettigen Ueberzug wird die äussere Haut dieser Theile vor dem Eindringen der ansteckenden Materie geschützt, indem diese Theile gerade diejenigen sind, in welche gewöhnlich das Drusen- und Rotzgift bey dem Anstecken inokulirt wird. Wenn man den verdächtigen Stall verläßt, so reinigt man die mit dem Oele bestrichenen Theile wieder durch das Abwaschen mit Seifenwasser.

4) Man beobachte ausserdem bey seinen Pferden die größte Reinlichkeit, sowohl in Hinsicht des Stalles, als des Pferdes selbst. Bekanntlich haftet das Ansteckungsgift da, wo Unreinlichkeit herrscht, am leichtesten.

5) Man sorge für reine Luft in dem Stalle durch öfteres Aufmachen der Fenster und Thüren.

6) Herrschen schon im Orte ansteckende Seuchen, so kann man noch ausserdem Räucherungen veranstalten. Man bedient sich dazu entweder des Essigs, oder der Salpetersäure. Will man sich des Essigs zum Räuchern bedienen: so darf solcher nicht auf glühende Kohlen oder glühende Steine gegossen werden, sondern man muß ihn in einem flachen erdenen Geschirr über ein Kohlenfeuer setzen und allmählig abdampfen lassen. Noch vorzüglicher zur Verhütung ansteckender Krankheiten ist die Salpetersäure. Man entbindet die sauren Dämpfe aus dem Salpeter durch Vitriol- oder Schwefelsäure und läßt sie in dem Krankenstalle sich verbreiten.

Die Erfahrung hat die vortrefliche Wirkung dieser Dämpfe hinlänglich bewährt.*)

---

*) In einem französischen Werke wird die Räucherung mit salzsauren Dämpfen als vorzüglich nützlich bey epidemischen und ansteckenden Krankheiten angerühmt. Man soll in einer tiefen, nicht glasirten Schüssel ein halb Pfund See- oder gemeines Kochsalz thun, die Schüssel dann auf ein Kohlenbecken setzen und in den Stall, den man durchräuchern will, tragen, nachdem aus demselben alles Vieh und alle leicht feuerfangenden Materien, die sich in der Nähe befinden, entfernt worden sind. Man rührt dann das über dem Feuer stehende Salz mit einem hölzernen Stocke um, damit es nicht in kleine Klumpen zusammengehe, und wenn es so heiß ist, daß man die Hand nicht darinn leiden kann, so schütte man zu diesem erwärmten Salz so schnell als möglich, jedoch mit vieler Vorsicht, ein Viertelpfund konzentrirte Vitriol- oder Schwefelsäure. Sobald die Säure auf das Salz geschüttet wird, muß die Person, die sich dieser Verrichtung unterzogen, so schnell als möglich sich entfernen, um nichts von den weissen, in Menge aus der Schüssel aufsteigenden Dämpfen einzuschlucken, die für den menschlichen Körper höchst nachtheilig sind. Die Thüren, Fenster und Zuglöcher des Stalles müssen darauf auf das genaueste verschlossen werden; und dieselben dürfen nicht eher wieder geöfnet werden, als bis alle Dämpfe völlig verschwunden sind. Ist der zu durchräuchernde Ort sehr weitläuftig, so macht man den Versuch an mehreren Stellen zugleich. — Dieses Verfahren kann nach allen seuchenhaften Krankheiten zur Räucherung der Ställe mit Nutzen angewendet werden.

7) Der Stall, worinn mit ansteckenden Krankheiten behaftete Pferde gestanden haben, muß auf das sorgfältigste gereinigt werden. Alles Spinngewebe, nebst anhangenden Halmen, wird sorgfältig ausgekehrt, die innwendigen Wände und der Fußboden mit heissem Wasser abgewaschen; Holzwerk, Eimer, Schaufeln und anderes Stallgeräthe, mit scharfer Lauge gescheuert und aller Unrath mit dem im Stalle befindlichen Mist, wenigstens zwey Schuh tief unter die Erde gebracht werden. Wenn dieß alles mit der gehörigen Sorgfalt geschehen ist, so müssen alle Fenster und sonstige Oefnungen des Stalles aufgemacht werden, damit ein hinlänglicher Luftzug entstehe. Erst nach Verlauf von mehreren Wochen dürfen die Fenster zugemacht und gesunde Thiere wieder eingestellt werden. Das in dem angesteckten Stalle vorräthige Futter muß mit Salz und Wachholdermehl bestreut werden.

Ich komme nun zur Betrachtung der einzelnen Ansteckungsgifte, welchen die Pferde ausgesezt sind.

1. Das Rotzgift.

Dieß Gift wirkt blos auf das Pferdegeschlecht, d. h., es theilt sich blos den Pferden, Eseln und Maulthieren mit. Für andere Thiere ist es unschädlich und kann ihnen nicht einmal durch die Einimpfung mitgetheilt werden.

Vor einigen Jahrzehenden wollten verschiedene berühmte Roßärzte den Rotz schlechterdings für keine ansteckende Krankheit passiren lassen. Einer (Hr. Robertson) gieng so weit,

daß er sagte: wenn er ein Pferd hätte, das 200 Dukaten werth wäre, so würde er keine Scheu tragen, solches zu einem rotzigen hinzustellen und mit demselben fressen und saufen zu lassen. Manche meiner geehrten Leser haben vielleicht aus einem alten Roßarzneybuche die nämlichen gefährlichen Grundsätze angenommen. Für diese muß ich bemerken, daß neuere Beobachtungen und Versuche nun völlig entschieden haben, daß der Rotz eine ansteckende Krankheit ist, die sich auch durch die Einimpfung fortpflanzen läßt. Der berühmte Prof. Viberg impfte drey und vierzigmal mit der Materie, die den rotzigen Pferden aus der Nase fließt, und allemal mit Erfolg. Selbst mit Blut, Speichel, Harn u. s. w. konnte er die Ansteckung bewirken.

Diese Versuche setzen es ausser Zweifel, daß der Rotz ansteckend ist. Nur ist er in keinem so hohen Grade ansteckend, wie wieder Einige geglaubt haben. Wäre er so sehr anstekend und könnte er sich auf so vielerley Wege ausbreiten, so müßte die Krankheit unter den Pferden, bey welchen er sich eingestellt hat, schneller um sich greifen und allgemeiner seyn, als gewöhnlich der Fall ist. Die Erfahrung lehrt, daß sich der Rotz nur sehr langsam fortpflanzt, daß das rotzige Pferd nur das zunächststehende ansteckt und sich die Ansteckung weiter von diesem auf die nächsten Pferde verbreitet. Oft sieht man auch, daß ein rotziges Pferd zwischen andern steht, ohne sie anzustecken. Könnte sich die Ansteckung durch die Ausdünstung fortpflanzen: wie gefährlich müßte es nicht im Allgemeinen seyn,

da rotzige Pferde so oft auf Reisen, in Ställen und auf Weiden mit gesunden Pferden zusammen kommen.

Blos durch unmittelbare Berührung gehet das Rotzgift von rotzigen Pferden auf gesunde über. Es kann dieses auf zweyerley Wegen geschehen, und zwar:

1) Vermittelst der einsaugenden Gefässe, welche sich auf der innern Bekleidung der Nasenhöhle ausbreiten. So wie Rotzmaterie *) an diese Gefässe gebracht wird, so wird sie alsbald dem ganzen Körper mitgetheilt. Diese Materie kann auf mancherley Weise an und in die Nasenlöcher gebracht werden, z. B. durch Berührung der Nase rotziger Pferde mit gesunden; durch Fressen aus Krippen, aus denen vorher rotzige Pferde gefressen haben und an welchen Rotzmaterie hängen geblieben; durch Haber oder Hekselfutter, in welches Rotzeiter gefallen; überhaupt durch Berührung eines jeden Körpers mit den Nasenlöchern, wenn derselbe mit Rotzmaterie, Speichel u. s. w. von rotzigen Pferden beschmiert ist.

2) Vermittelst der einsaugenden Gefässe der Haut, wenn Rotzmaterie an sie gebracht wird. Nur gehört dazu, daß die Rotzmaterie nicht blos in den Haaren kleben bleibt, sondern auch selbst die Haut berührt. Daher kann sich durch

*) Hierunter verstehe ich hier die den rotzigen Pferden aus der Nase fliessende Materie.

durch Striegel und Kardetschen, die bey rotzigen Pferden gebraucht und zufälliger Weise mit Rotzmaterie beschmirt worden sind, die Ansteckung ebenfalls ausbreiten. Noch geschwinder und um vieles leichter geschieht die Ansteckung, wenn eine Verletzung der Haut, z. B. ein Schnitt oder Riß zugegen ist.

Auf andern Wegen scheint sich der Rotz nicht fortzupflanzen. So verursacht z. B. die Verschluckung der Rotzmaterie keine Ansteckung. Es mag das Rotzgift durch die Wärme, den Magensaft, überhaupt durch den Prozeß der Verdauung vernichtet werden. Daraus ist Viborgs, Kerstings und meine eigene Erfahrung zu erklären, daß keine Ansteckung entsteht, wenn man Trensen aus dem Maule rotziger Pferde nimmt und sie bey gesunden gebraucht. So ist auch der Rotz durch die unmerkliche Ausdünstung nicht ansteckend. Vielfältige Erfahrungen haben gelehrt, daß gesunde Pferde sehr lange neben rotzigen stehen können, ohne angesteckt zu werden, wenn nur ihre Nasen nicht mit den Nasen der Leztern in Berührung kommen. Es wird die unmerkliche Ausdünstung zu bald in der Luft aufgelöst und zerstreut, als daß sie das Ansteckungsgift behalten und Ansteckung bewirken könnte.

Um die Ansteckung des Rotzes verhüten zu können, ist dem Pferdeeigenthümer höchst nöthig, sich mit den Kennzeichen dieses gefährlichen und unheilbaren Uebels bekannt zu machen. Ich halte es deßhalb für nothwendig, hier mei-

nen Lesern die wichtigsten Kennzeichen des Rotzes anzugeben. Es sind folgende:

1) die innere Nasenhaut ist entweder bleyfärbig, oder gelbroth, oder braunroth, oder sie ist sehr hochroth und entzündet.

2) Aus einem Nasenloche (selten aus beiden Nasenlöchern) fließt eine schleimige Materie, die bald dünne, bald dicke, bald gelblicht, bald bläulicht, bald mit Blut und grünen Körnern vermischt, oft stinkend ist.

3) Untersucht man den Kehlgang oder die Genaschen, so findet man daselbst gewöhnlich eine geschwollene Drüse *), die rund, kugelförmig und unschmerzhaft ist. Jedoch ist dieß Zeichen unsicher, denn die Erfahrungen neuerer Roßärzte haben es ausser Zweifel gesezt, daß ein Pferd rotzig seyn kann, ohne daß eine lymphatische Drüse im Kehlgange angeschwollen ist.

4) Das sicherste Kennzeichen des Rotzes sind die chankrösen Geschwüre auf der innern Nasenhaut, von welchen oft die ganze innere Bekleidung der Nase wie besäet ist oder die auch nur einzeln zu sehen sind.

Man kann ein Pferd mit Sicherheit für rotzig erklären, wann es im Kehlgange einen oder mehrere runde, harte, unschmerzhafte, an der Kinnlade festsitzende Knoten sitzen hat, wenn

*) Selten trift man zwey Drusenknoten oder geschwollene Drüsen an.

zu derselbigen Zeit eine dünne oder dicke, gelbliche oder grünliche oder graue Materie aus der Nase fließt, und wenn sich körnigte, grützartige oder auch andere Geschwüre auf der innern Nasenhaut vorfinden. Uebrigens kann dabey das Pferd ganz gesund, lebhaft und munter seyn, glatt und wohlgenährt aussehen und mit vielem Appetit sein Futter geniessen; oder auch im Gegentheil abgezehrt, mager und elend seyn.

Die Regeln zur Verhütung des Rotzes reduziren sich auf folgende zwey:

1) Man muß die Entstehung des Rotzes zu hindern suchen. Dieses kann vorzüglich dadurch geschehen, daß man jede vorhandene Druse sogleich zu heilen sucht, und indem man jedes mit dem Wurm behaftete Pferd sorgfältig von dem gesunden absondert, weil beyde Uebel (vorzüglich gerne der Wurm) in den Rotz ausarten können. Zugleich vermeide man so viel wie möglich alle Stallungen, in welchen rotzige Pferde stehen oder gestanden haben, und suche alles Zusammenspannen mit dergleichen Pferden und das Anspannen an solche Wagen, an welchen rotzige gezogen haben, zu vermeiden. Auch darf man die Geschirre, Decken u. dgl. von rotzigen Pferden, ehe sie auf die gehörige Art und Weise gereinigt sind, nicht auf gesunde Pferde legen. Ueberhaupt muß man, so viel möglich ist, die Ansteckung zu vermeiden suchen.

2) Man muß den entstandenen Rotz sogleich zu beschränken und durch wirksame Mittel

ganz zu vernichten suchen. Die Mittel dazu sind:

a) die unverzügliche Tödtung und Einschartung der rotzigen Pferde. In den meisten Staaten ist auch ein Gesetz dazu vorhanden: aber leider fehlt die nöthige Aufsicht, daß auch dieß Gesetz immer und überall in Erfüllung gehe. Ueberall giebt es noch Quacksalber, die sich rühmen den Rotz heilen zu können. Allein ihre ganze Kunst besteht darinn, denselben auf eine Zeit lang zu stopfen, wo er dann wieder über kurz oder lang ausbricht und nicht selten die Ansteckung weiter verbreitet.

Aber mit der Tödtung des rotzigen Pferdes allein ist noch nicht das Rotzgift vernichtet und es vermag sich dann noch eben so leicht zu verbreiten, als wenn das rotzige Pferd noch lebte. In dieser Hinsicht muß

b) der Stall, in welchem das rotzige Pferd stand, und das Zeug, das bey demselben gebraucht worden ist, auf das sorgfältigste gereinigt werden.

Bekanntlich verliert das Rotzgift seine ansteckende Kraft, wenn die Feuchtigkeit, womit es verbunden ist, vertrocknet, oder wenn es einer starken Hitze ausgesezt wird. Daher ist leicht den Ställen und Geräthschaften die Ansteckungskraft zu benehmen. Man wäscht alles mit kochend heissem Wasser ab, und die Geschirre, welche das nicht vertragen, sezt man auf diese oder jene Weise in die Wärme, bis sie ganz trocken sind. Den Boden in den Stän-

den und die Rinnen derselben spült man gleichfalls mit kochendem Wasser aus; demnächst lüftet man den Stall, damit er eben so wie die Geräthe trocken werde, bevor er wieder bey gesunden Pferden gebraucht wird. Das erwähnte Waschen gilt aber nur von den Theilen die das Pferd berührt haben könnte. Es ist unnöthig die Decke, alle Stände im Stalle, womit das Pferd in keine Berührung hat kommen können, zu waschen. Wer den Grund und Boden des Standes recht geschwind austrocknen will, kann sich dazu des glühenden Sandes bedienen, womit alles belegt wird.

2. Das Wurmgift.

Auch das Wurmgift pflanzt sich allein auf das Pferdegeschlecht fort, und verschont alle andere Arten der Hausthiere. Es scheint die größte Verwandtschaft mit dem Rotzgifte zu haben; denn bald kommt in dem Verlaufe des Wurms der Rotz dazu, bald gesellt sich umgekehrt der Wurm zum Rotz.

Nach des berühmten Professor Viborgs Erfahrung ist der Wurm nicht allein durch Berührung, sondern auch durch die Ausdünstung ansteckend. Man hat sich hiervon durch Versuche überzeugt, welche in den kranken Ställen der Dänischen Thierarzneyschule mit Genauigkeit angestellt worden sind. Je wärmer der Stall ist, desto ansteckender ist der Wurm. Wo dieser sich in einem Stalle eingefunden hat, der mehrere Pferde enthielt, greift er gemeiniglich mehrere und zuweilen selbst die Pferde an,

welche von dem Ansteckenden weit wegstehen. Wie weit die ansteckende Atmosphäre oder der Dunstkreis des Wurms sich erstrecke, läßt sich nicht wohl bestimmen; soviel lehren indessen diese Erfahrungen, daß man das Pferd, welches den geringsten Zufall von Wurm zeigt, sofort von den übrigen trennen muß.

Die Kennzeichen des Wurms sollten jedem Pferdebesitzer bekannt seyn, damit er im Stande ist, die an dieser gefährlichen, meistens unheilbaren Krankheit leidenden Pferde zu erkennen und seine eigenen Pferde vor deren Gemeinschaft zu verwahren. Es sind folgende:

Das Pferd bekommt entweder hin und wieder auf dem Leibe verhärtete Beulen, die gemeiniglich so dick, wie Wallnüsse, oft auch kleiner oder grösser sind, und ganz fest in der Haut liegen. Oder es stehen diese Beulen nebeneinander und sehen einer knotigen Schnur oder einem Rosenkranz gleich. Seltener findet man statt der Knoten einen räudigen Ausschlag und breite wülstige Geschwülste. In der Regel nimmt man die Beulen und Geschwülste auf den vordern Lippen, an den Seitentheilen des Kopfes, des Halses, des Bauches, der Schultern, der vordern und hintern Schenkel wahr. Anfangs sind die Knotenbeulen klein, ohne Entzündung und Schmerzen, nur ist die Haut etwas gespannt. Nach und nach vergrössern sie sich, werden entzündet und gehen in Eiterung über. Das Eiter quillt zwischen den Haaren hervor, kleistert sie zusammen und tödtet ein

Stück der Haut, welches ausfällt und ein rundes, speckartiges, zugleich etwas ausgehöhltes Geschwür hinterläßt. Das Eiter der Geschwüre ist dünner, bisweilen mit Blut gemischt, scharf, verursacht Haarausfall, macht die Haut wund, und riecht in einem hohen Grade übel, wenn die Geschwüre alt werden und um sich fressen.

Die besten Mittel zur Verhütung des Wurms bestehen in folgenden Regeln:

1) Man sorge dafür, daß die gesunden Pferde nie mit wurmigen Pferden in Gemeinschaft oder in einem Stalle zu stehen kommen. Sollte das eine oder das andere Pferd wirklich den Wurm bekommen, so muß es, so wie man seine Krankheit gewahr wird, alsbald einen besondern Stall für sich erhalten.

2) Auch wenn das wurmbehaftete Pferd geheilt zu seyn scheint, so bringe man es nicht gleich wieder zurück in den Stall zu gesunden Pferden. Man kennt viele Beyspiele, daß solche Pferde bald nachher rotzig geworden sind, oder die erste Krankheit wieder zum Ausbruch gekommen ist. Man muß daher immer das Pferd, das vom Wurm geheilt ist, noch ein halbes Jahr für sich allein stehen lassen, wenn man gleich nicht das geringste Zeichen von Rotz oder Wurm daran wahrnimmt. Braucht man es zur Arbeit, so muß man es allezeit mit Pferden von geringem Werth anspannen und stets genau darauf Acht geben.

3) Ställe, worinn ein wurmiges Pferd gestanden hat, und das Zeug, das an ihm ge-

braucht worden ist, müssen, um das Ansteckungsgift zu vertilgen, eben so, als wenn es der Rotz gewesen wäre, wovon das Pferd angesteckt gewesen, behandelt werden.*)

4) Den gesunden Pferden Vorbauungsarzneyen zu geben, kann ich nicht anrathen. Besser thut man, wenn man ihnen eine gesunde Pflege und Wart angedeihen läßt.

3. Das Drusengift.

Ob die Druse ansteckend sey, wird von einigen Roßärzten geläugnet und von andern behauptet. Allein, daß sie wirklich ansteckend ist, haben neuere Versuche mit diesem Ansteckungsgift bis zur unbezweifelten Entscheidung gebracht. „Man hat von jungen Pferden, welche Druse hatten, den Nasenfluß genommen, und in die Schleimhaut von Füllen eingerieben. Diese standen Meilen weit von dem kranken Orte entfernt und befanden sich in einem Stalle, wo man nicht den mindesten Zufall von der Druse gespürt hatte, und nichts destoweniger zog man ihnen durch eine solche Impfung die Druse zu. Diese Versuche hat man in mehreren Jahren mit demselben Erfolg und selbst mit der Materie aus Drusengeschwüren wiederholt.**) Herr von Bouwinghausen nahm von einem jährigen Füllen Drusenmaterie und inokulirte damit drey ganz gesunde zweyjährige Füllen auf der Stelle, wo empyrische Thierärzte die Maus zu schneiden

*) Siehe den vorigen Artikel: Rotzgift.

**) S. Viborg a. a. Ort, 3. B. 262. S.

pflegen, und sie wurden alle drey von der Druse angesteckt.*)

Die Kennzeichen, die uns die Gegenwart der Druse zu erkennen geben, sind fast jedem, der nur irgend mit Pferden umgegangen ist, bekannt. Die vorzüglichsten derselben sind folgende:

1) Im Anfange zeigen sich gewöhnlich Fieberanfälle, mit mehr Hitze, als Frost, Niedergeschlagenheit, Mattigkeit, verminderte Freßlust u. s. w. Oftmals ist aber auch das Pferd dabey munter, frißt mit dem gewöhnlichen Appetite und scheint seinem Betragen nach gar nicht krank zu seyn.

2) Nach einigen Tagen tröpfelt helles Wasser aus der Nase, welches aber bald dicker wird und sich in einen weißlichen oder gelben Schleim verwandelt.

3) Dabey hat das Pferd einen rauhen Husten oder bezeigt ihn zu haben, wenn man ihm in etwas die Luftröhre unter dem Luftröhrenkopf mit den Fingern zusammendrückt.

4) Gewöhnlich findet sich auch eine Geschwulst unter den Kinnbacken (seltener an einer andern Stelle des Kopfes) ein, welche heiß und entzündet ist. Doch kann auch ein Pferd die Druse haben, ohne daß eine solche Geschwulst zugegen ist.

---

*) S. von Bouwinghausen Abhandlung über Druse und Strengel 18. S.

Dieses sind die gewöhnlichsten Zeichen oder Symtome der Druse. Oft finden sich noch andere ein, wenn die Krankheit mehr bösartig ist. Uns hierüber weitläuftiger einzulassen, ist hier der Ort nicht.

Die Regeln zur Verhütung der Druse reduziren sich auf folgende:

1) Bekanntlich entsteht die Druse durch schnellen Wechsel in der Fütterung von grünem und trockenem Futter, und in der Temperatur, d. h. der Wärme und Kälte, und endlich durch Ansteckung. Wer demnach seine Pferde vor der Druse bewahren will, muß sich hüten, der drey genannten Punkte sich schuldig zu machen.

2) Hat man aber einmal ein drusiges Pferd im Stalle, so sondere man solches sogleich von den gesunden ab. Man verhüte, daß nie ein gesundes Pferd mit dem kranken aus einer Krippe fresse und aus einem Wassereimer saufe. Man verhüte, daß nie ein drusiges Pferd an einem offenen Brunnen gelassen werde, um daselbst getränkt zu werden. Ich weiß, daß auf solche Art viele gesunde Pferde von einem einzigen drusigten sind angesteckt worden.

4. Das Räudegift.

Ich verstehe darunter den Stoff, der sich von einem räudigen Pferde auf ein gesundes Pferd fortpflanzen und ihm die Räude mittheilen kann. Dieses Gift theilt sich nur durch unmittelbare und genaue Berührung mit. So darf ein gesundes Pferd das räudige nur mehr-

malen in dem eingeschlossenen Stalle berühren, oder ein Geschirr von ersterm aufgelegt erhalten, das vorher nicht gereinigt wurde, so wird es gleichfalls über kurz oder lang räudig werden. Ausser dem Stalle geschieht, vermöge sicherer Beobachtungen, die Ansteckung nie so leicht, als in dem Stalle, vermuthlich weil die reine Luft das Gift zersezt, so wie es mit der Ausdünstungsmaterie aus dem Körper hervortritt.

Die Kennzeichen der Räude sind folgende: dem Pferde jukts am ganzen Leibe, welches es durch mancherley Stellungen und Bewegungen (besonders durch Reiben und Kratzen) verräth. Die Stelle, wo es sich reibt und krazt, ist warm und aufgedunsen; die Haare werden los und fallen aus. Wo diese weggehen, ist die Haut mehligt, schuppicht, und unter diesen Schuppen trift man kleine Blattern an. Wird nicht bey Zeiten Hülfe geschafft, so fressen diese kleinen Blattern oder Geschwürchen um sich und bilden ganze Borken, durchfressen die Haut und werden hart und schwielig. Der Hauptsitz der Räude ist der Haarschopf, die Mähnen, der Hals, die Schulterblätter, die Schweifwurzel, die Schenkel; von hieraus pflegt sie sich erst über die übrigen Körpertheile zu verbreiten.

Die Regeln zur Verhütung der Räudeansteckung sind folgende:

1) Man sey dafür besorgt, daß die gesunden Pferde nicht mit solchen Pferden in Berührung kommen, die mit der Räude behaftet sind, und daß ihnen keine Geschirre aufgelegt werden,

welche vorher räudige Thiere getragen haben. Nur wenn die Geschirre vorher mit heisser Lauge abgewaschen, mehrere Wochen getrocknet und dann frisch eingeschmiert worden sind, können sie ohne Gefahr für die gesunden Thiere gebraucht werden.

2) Sollten sich unvermuthet bey einem oder dem andern Pferde Spuren von der Räude zeigen, so muß dasselbe sogleich von den gesunden Pferden getrennt und so gestellt werden, daß es von selbigen nicht berührt werden kann.

3) Man beobachte die größte Reinlichkeit im Stalle, und striegle und putze die Pferde fleissig. Bekanntlich ist Unreinlichkeit eine Hauptquelle der Räude, und man findet auch gewöhnlich dieses Uebel nur in nassen, unreinen Ställen.

4) Man sorge beständig für gute und gesunde Nahrung. Es ist dieß zur Verhütung der Räude höchst nothwendig, da die Erfahrung gezeigt hat, daß solche Pferde, die schlechtes, verdorbenes Futter bekommen, sehr gerne von der Räude befallen werden.

5. Das Wuthgift.

Dieß Gift erzeugt sich bey Thieren und Menschen, welche die Wuth (oder sogenannte Wasserscheu) haben. Ursprünglich entsteht es bey den Hunden (auch einigen andern fleischfressenden Thieren); von diesen aber empfangen sie der Mensch und andere Thiere.

Es ist vorzüglich dem Speichel beygemischt und kann nicht wohl durch blosse Berührung

mitgetheilt werden, sondern es gehört immer dazu, daß es entweder in eine Wunde (z. B. beym Biß), oder auf Theile mit zarter Oberhaut (z. B. Lippen, Geschlechtstheile) gebracht werde. Die Wirkung dieses schrecklichen Giftes ist: daß es nach längerer oder kürzerer Zeit die Zufälle der Wuth in dem angesteckten Thiere ebenfalls hervorbringt. Oft liegt das Gift mehrere Monate im Körper, ohne daß dieser angefochten wird; manchmal bricht aber auch die Wuth schon nach wenigen Wochen oder Tagen aus.

Die Kennzeichen der Wuthvergiftung sind folgende: Nachdem das Pferd von einem wüthenden Thier gebissen worden ist, wird es später (die Zeit ist unbestimmbar) traurig, unruhig und muthlos. Es läßt den Kopf tief zur Erde herabhängen, seine Augen sind trübe, das Maul ist voll Geifer und Schaum, der Appetit zum Futter und die Lust zum Saufen verliert sich — ja nicht selten (doch nicht immer) scheuet das Thier das Wasser und alles Flüssige. So lange es kein Wuthparoxismus anwandelt, verhält es sich ruhig; wenn aber dieser es überfällt, dann wird sein Blick wild, die Augen funkelnd, es schnaubt und brauset und sezt entweder mit den Vorderfüssen in die Krippe oder geht auf Menschen los und beißt um sich her. Man hat sich alsdann wohl in Acht zu nehmen, daß man dem wüthenden Pferde nicht zu nahe kommt; ja selbst dann darf man ihm nicht trauen, wenn es wieder ruhig wird, indem der kleinste Umstand, das Anwehen eines geringen Lüftchens

unversehens den Wuthparoxismus wieder hervorbringen kann. Kann das wüthende Thier nichts in der Nähe mit seinen Bissen erhaschen, so beisset es sich selbst in die Brust und in die Schenkel und zerfleischt sich in wenig Augenblicken auf eine scheußliche Art. Die Zufälle des rasenden Kollers sind fürchterlich; aber die wüthenden Anfälle eines tollen Pferdes sind weit schrecklicher, — nichts geht über den schauderhaften Anblick, wenn sich das wüthende Thier selbst zerfleischt.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß das Gift des tollen Thieres meistens eine Zeit lang in der Stelle der Mittheilung liegen bleibt, ehe es eingesogen und so dem ganzen Körper mitgetheilt wird. Auf diese Erfahrung gründet sich folgende Verhütungsregel der Wuth. Man muß gleich nach dem Bisse das Gift wegzuschaffen und zu vernichten suchen. Dieses geschieht dadurch, daß man die Wunde gleich mit starkem Salzwasser auswäscht, dann Einschnitte macht (skarifizirt), bis gar kein Blut mehr herauskommt. Hierauf wird die Wunde mit dem glühenden Eisen mehr oder weniger tief ausgebrannt und dann mit einer Sublimatauflösung in Wasser verbunden und wenigstens sechs Wochen in starker Eiterung erhalten. Innerlich kann das Tollkraut (Atropa Belladona) oder der Quecksilbersublimat (Hydrargyrum muriaticum corrosivum) gegeben werden, wozu aber der Rath eines Thierarztes nöthig ist.

Sollte troz dieses Verfahrens dennoch die Wuth ausbrechen, so ist am besten, wenn man

das Pferd gleich todtschlagen läßt, weil man die Heilung nicht unternehmen kann, ohne sich selbst der größten Gefahr auszusetzen. Auch kennen wir gegenwärtig noch immer kein Mittel, welches in diesem Zustande mit Sicherheit anzuwenden wäre. Man sollte überhaupt mit Thieren, bey denen die Krankheit einmal ausgebrochen ist, nicht viele Umstände machen, sondern sie alsbald tödten, theils um sie von ihrem schrecklichen Leiden zu befreyen, theils auch um die weitere Fortsetzung des Uebels zu hindern.

6. Das Nerven- oder Faulfiebergift.

Dieses Ansteckungsgift kann sich bey jedem Nerven- oder Faulfieber, wenn es heftig wird, erzeugen, und sich dann nicht blos durch Berührung, sondern auch durch die nahe Atmosphäre des kranken Thieres den Gesunden mittheilen. Es ist deßhalb grosse Vorsicht bey dieser Art Fieber auf Seiten der Oekonomen und Pferdebesitzer vonnöthen, wenn sie das Uebel nicht weiter wollen verbreiten lassen.

Ich empfehle zur Verhütung dieses Gifts folgende Regeln:

1) Sobald ein Pferd einen heftigen Fieberanfall bekommt, so trenne man es sogleich von den gesunden Pferden und stelle es allein in einen Stall. Sollte sich auch nachher zeigen, daß das gegenwärtige Uebel nicht ansteckend war, so kann diese Vorsicht doch niemals Schaden bringen.

2) Man öfne fleissig die Fenster und Thüren, damit im Stalle beständig eine reine, frische

Luft herrsche. Reine Luft unterhält eine gesunde Vegetation und zernichtet alle kontagiösen Ausflüsse.

3) Man räuchere alle Tage einigemal den Stall mit Essig (am besten Weinessig) aus, giesse ihn aber nicht, wie es gewöhnlich geschieht, auf einen heissen Stein, sondern lasse ihn, wenn er kochend ist, in eine flache Schüssel dampfen.

4) Man lasse den gesunden Pferden eine vorzügliche Pflege und Wartung angedeihen, und sorge besonders für Reinlichkeit und für gesunde und gute Nahrungsmittel.

Zwölftes Kapitel.

Vorbauungskuren.

Unter Vorbauungskuren verstehet man die Anwendung von Mitteln, welche gewissen Krankheiten vorbeugen oder sie verhüten sollen. Aus den folgenden Betrachtungen wird es sich ergeben, daß sie auch zu den Verkürzungsmitteln des Lebens gezählt werden müssen.

Entweder ist das Thier, bey welchem man eine Vorbauungskur gebrauchen will, wirklich ganz gesund, oder es befindet sich schon in der Anlage zu offenbarer Krankheit. Ist es der erstere Fall, so ist gar keine Vorbauungskur, d. i., eine solche, welche einer Krankheit vorbauen soll, anwendbar, da kein Grund vorhanden ist, aus welcher die Ankunft einer Krankheit zu befürchten wäre, indem fast jeder offenbaren allgemeinen Krankheit immer eine Anlage dazu vorhergehet. Der Name Vorbauungskur, ist also in dieser Hinsicht ein Wort ohne Sinn, und eine solche Kur, wenn sie in Arzneimitteln oder in einem derselben gleichkommenden Verhalten bestehet und in solch einem Falle unternommen wird, muß erst eine Krankheit erzeugen, von welcher vorher nichts zugegen war. Denn durch jede solche Kur muß die Lebensfunktion eine beträchtliche Veränderung ihrer Stärke erleiden. Befindet

sich die Lebensfunktion, so wie es der Gesundheit gemäs ist, in der gehörigen Stärke, so muß hierdurch eine beträchtliche Abweichung von der gehörigen Stärke derselben, d. h., es muß Krankheit bewirkt werden.

Befindet sich hingegen bey dem Pferde die Anlage zu irgend einer offenbaren Krankheit, so ist im eigentlichsten Verstande dasselbe auch schon nicht mehr gesund; nur daß die in seinem Körper liegende Krankheit unsern Sinnen noch nicht merkbar wird. Es ist also nicht mehr die Krankheit an sich (denn diese ist schon da), sondern blos ihre Vermehrung zu dem Grade zu befürchten, in welchem sie zu einem deutlich wahrnehmbaren Uebel wird; und kann also auch in diesem Falle nicht der Krankheit selbst, sondern nur ihrer Vergrösserung vorgebauet werden. Die Kur, welche gegen eine solche verborgene Krankheit angewandt wird, kann daher auch nicht Vorbauungskur heissen. Denn wenn sie dieß seyn sollte, so müßte eine jede gegen eine allgemeine Krankheit angewandte Kur eine Vorbauungskur genannt werden, indem keine allgemeine Krankheit ohne ein mehr oder weniger bemerkbares Zunehmen oder verschlimmern denkbar ist. *)

Hieraus ergiebt sich, daß es nicht allein unnütz, sondern auch wirklich schädlich ist, wenn wir unsere Pferde mit Vorbauungskuren quälen. Doch dieß sind nur die Resultate von den Wir-

---

*) Röschlaubs Pathogenie, 2ter Theil, §. 1188 — 1190.

kungen oder Folgen dieser Kuren im Allgemeinen; man erlaube mir nur, daß ich mich noch auf den hauptsächlichsten Einfluß dieser Kuren einzeln einlasse. Gewöhnlich bestehen solche in Aderlassen, Laxiermitteln, dem Gebrauch des Glaubersalzes u. d. gl. Hierher gehören auch noch die Frühlingskuren.

Das Aderlassen und Laxieren wird gewöhnlich im Frühjahr oder im Herbste vorgenommen. Der Grund zu dieser Gewohnheit liegt in dem Glauben, daß es nothwendig sey, die von einem halben Jahre zum andern in dem Körper des Pferdes sich ansammelnden Unreinigkeiten nebst dem bösen Blute auszuführen, indem sie sonst die Ursachen zur Entstehung irgend einer Krankheit werden könnten. Wie und wodurch dergleichen Meinungen sich bis auf unsere Zeiten haben erhalten können, dieß wird freylich für manchen denkenden Menschen ein wahres Problem seyn; und zwar um so mehr, da wir wissen, daß die Thierheilkunde seit vierzig Jahren sehr beträchtliche Fortschritte gemacht hat. Allein, wenn man noch jezt einem ganz gewöhnlichen Schmied, der allenfalls wohl einen baufälligen Wagen auszubessern versteht, aber nicht einmal den Huf kennt, auf welchen er das Eisen nagelt, und eben so wenig einen Begriff von dem lebenden thierischen Körper hat, wenn man einem solchen Menschen, sage ich, das Leben und die Gesundheit seiner Thiere anvertrauet, so wird alle Verwunderung sehr bald verschwinden.

Das Aderlassen hat, nach allgemein bestätigten Erfahrungen, eine Schwächung der Lebensfunktion zur Folge und muß solche zur Folge haben, da das Blut unter die wichtigsten und nöthigsten Potenzen für den lebenden Organismus gehört.*) Mattigkeit, Schwachheit, Schweiß,

---

*) Das Blut ist für den thierischen Körper von äusserster Wichtigkeit, theils als Reitz, theils als Stoff. Durch seine Einwirkung als Reitz sezt es die wichtigsten Theile des Körpers in Bewegung, namentlich das Herz und die Systeme der Arterien und Venen mit ihren hundert und aber hundert Zerästelungen, welche sich durch alle Theile verbreiten und deren Thätigkeit über den ganzen Organismus Leben und Wärme ausströmt. Ist wenig Blut vorhanden, so ist Puls und Herzschlag schwach, und alle Lebensthätigkeit geht träge, matt und unvollkommen von Statten; wird dem Körper plötzlich viel Blut entzogen, so stockt das Leben und seine Thätigkeit wird sehr geringe, es entsteht Ohnmacht; und wird die Quantität des Bluts noch mehr vermindert, z. B. bey Wunden, so kann das Leben gar nicht bestehen und es erfolgt plötzlicher Tod (Verblutung). — Als Stoff betrachtet ist das Blut nicht minder wichtig; es ist allein die Quelle aller festen und flüssigen Theile der thierischen Organisation, wirkt bey der ersten Ausbildung des Körpers und ersezt den Verlust, welchen er durch Anstrengung der Kräfte, durch Abnutzung und Auflösung der festen Theile und durch Aussonderung der Säfte täglich erleidet; aus ihm bilden sich Knochen, Muskeln, Nerven und Häute u. s. w., und die grössere oder ge-

Zittern, u. d. gl. Zufälle mehr, welche man nach übelangebrachter Aderlaß entstehen sah, sind bestätigende Belege zu unserer Behauptung. Vorzüglich schädlich ist daher das Aderlassen denjenigen Pferden, welche sich schon in einem geschwächten Zustande befinden, und die durch viele Arbeit oder Futtermangel entkräftet sind, indem es solchen allerwenigstens ihren Zustand verschlimmert, wo nicht gleich in offenbare Krankheit stürzt. Auch wenn das Pferd vollkommen gesund ist (d. h. die Lebensfunktion sich in gehöriger Stärke befindet), muß bey einer grossen Verminderung der Blutmasse eine nachtheilige Herabsetzung oder Schwächung der Lebensthätigkeit erfolgen.

Es ist auffallend, daß, obgleich schon öfters von den Vorbauungsaderlässen üble Folgen sind beobachtet worden, sie dennoch von Niemand gefürchtet werden. Zur Schande unsrer aufgeklärten Zeiten wird noch heutiges Tages in manchen herrschaftlichen Marställen und vielen Privatställen zu einer gewissen Zeit allen Pferden ohne Ausnahme zur Ader gelassen und so ein allgemeines Blutvergiessen angestellt. Den mit der Natur wenig vertrauten Landmann kann ich

---

ringere Vollkommenheit dieser Theile hängt von seiner Beschaffenheit ab. — Wie unbesonnen ist es daher, diese köstliche Feuchtigkeit muthwillig zu verspritzen! Gütige Natur, wie oft hat man dich schon mißverstanden!

den albernen Glauben an die Vorbauungsaderlässe nicht so sehr verdenken; er versteht es nicht besser und niemand belehrt ihn darüber, er ist froh, daß seinen Thieren das (eingebildete) verdorbene böse Blut genommen wird, während der dienstfertige, unwissende Schmied sich über die Paar Groschen Biergeld freuet, die ihm das unnütze Blutvergiessen einträgt. Dieß verderbende, verheerende Verfahren für die Pferde muß jedem gefühlvollen Menschen die empörendsten Empfindungen verursachen. Den Mißbrauch der Gifte sucht man mit löblicher Sorgfalt zu verhüten; aber jenes auf dem geradesten Wege das Leben anfeindende Mittel wendet man, ohne zu wissen warum, an und thut den Thieren damit den allergrößten Schaden. Gewiß ist es, daß alljährlich eine grosse Anzahl Pferde dadurch in Krankheiten gestürzt und vielen das Leben verkürzt wird. Denn wenn gleich die üblen Folgen von diesem Verfahren sich nur selten sogleich auf der Stelle zeigen, so bleiben sie doch niemals aus und geben früher oder später zu den gefährlichsten Zuständen Anlaß.

„Allein"— höre ich hier einwenden — „manches kräftige starke Pferd, das bey mässiger „Arbeit und vielem nahrhaften Futter gut ver„dauet, hat doch gewiß eine zu grosse Blutmenge, „welche ihm jezt schon allerhand Unbequemlich„keiten bewirkt und leicht eine gefährliche Krank„heit zuziehen, oder doch eine durch andere Ur„sachen herbeygeführte Krankheit gefährlich ma„chen kann." Ich läugne dieß nicht: allein ich

behaupte (mit einem gewissen Arzte), daß man, um einen Topf voll guter Brühe vor dem Ueberlaufen zu bewahren, klüger handelt, man macht kein zu starkes Feuer, oder nimmt nöthigenfalls etwas von der Feuerung hinweg, als daß man einen Theil der Brühe hinweggießt; ich behaupte, daß es rathsamer ist, die zu grosse Vollblütigkeit zu verhüten, und wenn sie ja eingetreten ist, durch sparsames oder weniger nährendes Futter, mehr Arbeit u. d. gl. zu vermindern, als das Uebermaas an Blut durch eine Aderlaß für den Augenblick wegzuschaffen, indeß durch Fortsetzung der nämlichen Fütterungs- und Behandlungsart die neue Erzeugung desselben Uebermaases begünstigt wird.

„Aber manches Pferd — höre ich hier „abermals einwerfen — das einmal an das „Aderlassen gewöhnt ist, bekommt allerley Zu„fälle, wenn das Aderlassen zur bestimmten Zeit „übergangen wird, und wird erst dann davon „befreyet, wenn ihm wieder Blut abgezapft wird.“ Das Faktum ist richtig, aber der Schluß, den man zu Gunsten des Aderlassens daraus zieht, ist falsch. Wenn einem gesunden Thier zum erstenmale zur Ader gelassen wird, so werden seine Adern durch die Verminderung der Blutmasse, als ihres natürlichen Reitzes, geschwächt, ihre Reitzbarkeit wird erhöht, sie werden so empfindlich, daß sie nun die gewöhnliche Menge Blut, die sich allmählig wieder erzeugt, nicht mehr ertragen können, und hiervon entstehen nun jene übeln Zufälle. In diesem Zustande

muß man ein solches Thier einem vorurtheils- freyen Arzt anvertrauen, welcher durch zweck- mässige Mittel dem Adersysteme hinlängliche Kraft ertheilen wird, um die gehörige Quantität Blut gut zu ertragen. Läßt man aber wieder aufs neue zur Ader, so wird jene Schwäche ver- mehrt, folglich stellen sich mit der Zeit jene Zu- fälle, welche blos Produkte dieser Schwäche sind, immer von neuem ein, und der Aderlaß wird in immer kürzern und kürzern Perioden schein- bar nöthig.

Die Laxiermittel oder Purganzen ver- dienen so wenig, wie das Aderlassen, als Vor- bauungsmittel betrachtet, eine Empfehlung. Sie wirken reitzend auf die Gefässe des Darmkanals, so daß diese den Darmschleim in grosser Menge absondern, und bewirken mittelbar oder unmit- telbar eine solche Erschlaffung der Muskelfie- bern des Darmkanals, daß er, anstatt kräftig auf dem Chymus (Speisebrey) einzuwirken, ihn zu verarbeiten und die eigentlich nahrhaften Theile auszuziehen, ihn unverdaut ausleert. Theils durch diese Erschlaffung der Muskelfasern, theils durch die damit verbundene Ausleerung der vielen zur Verdauung bestimmten Säfte wird der Kör- per ungemein geschwächt; es entsteht davon schlechte Verdauung, Verstopfung oder Durchfall, Kraftlosigkeit, und öfters wiederholter Gebrauch von Purganzen giebt zu unzähligen Krankheiten Anlaß. Aufmerksame Beobachter haben ferner die Beobachtung gemacht, daß überhaupt die Anwendung der abführenden Mittel bey Pfer-

den nur äusserst selten angezeigt ist, welches auch schon die fürchterlichen grossen Gaben, in welchen man diesen Thieren dergleichen Mittel geben muß, wenn sie einige vermehrte Ausleerung bewirken sollen, bestätigen. Sehr selten wird es der Fall seyn, daß von der auszuleerenden Masse etwas im Darmkanale verhalten oder zurückgeblieben ist; und dann wäre wirklich eine Purganz angezeigt, wenn nicht, sobald der Organismus überhaupt mehr Kraft bekommt und sobald vorzüglich der Darmkanal kräftiger wirkt, dieß wieder von selbst ausgeleert würde; es verschwindet dann die Wirkung (die Zurückhaltung) zugleich mit der Ursache (Schwäche des Darmkanals), indeß durch Purganzen blos die Wirkung entfernt, die Ursache aber vermehrt wird.

Es ist ein äusserst thörichter Glaube vieler Pferdebesitzer (auch mancher Aufseher über herrschaftliche Marställe), daß man alle Jahre ein oder mehrere Male den Körper des Pferdes durch Purganzen von den in ihm durch genossene Nahrungsmittel und Getränke angesammleten Unreinigkeiten und Schlamm ausfegen müsse. Man betrachtet auf diese Weise den thierischen Körper wie eine leblose Maschiene, seine Höhlen wie die Wassergänge einer Mühle, wo das durchlaufende Wasser nach und nach Schlamm absezt und eine Reinigung nöthig macht, und denkt nicht daran, daß etwas Aehnliches in einem thierischen Körper nur dann erfolgen kann, wenn seine Werkzeuge nicht in ihrer ganzen

Vollkommenheit, und schon mehr oder weniger geschwächt sind. Man bedenkt nicht, daß der lebende Körper mit einer todten Maschiene gar nicht in Vergleichung darf gebracht werden. Der Topf, in dem man täglich Wasser kocht, wird, wenn er nicht täglich gereinigt wird, endlich freylich von einer erdigten Rinde überzogen, welche sich aus einem Niederschlage des Wassers bildete; aber deßwegen darf man ja nicht glauben, daß dasselbe auch in dem Magen des Pferdes Statt findet, der, so lange er gesund ist, in immer fortdauernder Bewegung die ihm anvertraueten Nahrungsmittel verdaut und fortbefördert. Es ist bey der Wartung und Pflege der Pferde ein Hauptgesetz: daß man dem Magen keine grössere Menge, und keine andern Nahrungsmittel anvertrauet, als es zu fressen und nach Verhältniß seiner Kräfte zu verdauen im Stande ist. In diesem Gesetze liegt wahrlich das Geheimniß, welches jedes Laxier- oder Purgiermittel unnöthig macht. Niemals, als in offenbarer Krankheit, und dann nur nach Verordnung eines geschickten Arztes, sollte man den Pferden Purgiermittel geben. Ich sahe wirklich einigemal durch den Mißbrauch dieser Mittel Pferden den Tod verursachen.

Vor einiger Zeit hat man das Glaubersalz als Vorbauungsmittel gegen Krankheiten den Pferden häufig gegeben. Es war fast kein bedeutender Privatstall, wo der Eigenthümer nicht seine Pferde mehr oder weniger mit diesem Arzneymittel quälte. Gegenwärtig ist es schon wie-

der etwas aus der Mode gekommen. Was von den Laxiermitteln gesagt worden ist, gilt auch größtentheils von dem Gebrauche des Glaubersalzes. Pferde, welchen man dieses Salz häufig reicht, verlieren nach und nach die ganze Kraft der Verdauung, und mit ihr die Energie des Lebens. Man kann durch den anhaltenden Gebrauch desselben die gesündesten Pferde krank machen.

Was ist von der sogenannten Frühlingskur oder Graspurganz zu halten? Vor Zeiten, wo noch mehr, als jezt, an den Pferden gekünstelt ward, pflegten die alten Roßärzte mancherley Kuren im Frühjahr als Vorbauungsmittel gegen Krankheiten zu verordnen. Daher findet man beym Columella, Fugger, Marinelli, Rosselmini u. m. a. mancherley Arten von Graspurganzen angegeben. So wählten z. B. Einige ein Gemisch von Gerste, Bockshorn, Haber, Wicken u. s. w.; und andere rühmten das Aderlassen, nebst abführenden und sogenannten blutreinigenden Arzneyen. Die Herren Bourgalat, Abilgaard, Brugnone u. m. verlangten, daß man während der Frühjahrsfütterung in zwölf bis vierzehn Tagen zur Ader lassen solle. Auch heutiges Tages giebt es noch Leute, die ihren Pferden, ehe sie solche auf die Weide bringen oder ihnen grünes Futter im Stalle geben, vorher zur Ader lassen oder ein Purgiermittel reichen.

Aber alle diese Verfahrungsarten taugen schlechterdings nichts. Sie sind — wie überhaupt

alle Vorbauungskuren — ein Verderben für die Gesundheit der Pferde. Es erfolgt hievon — theils durch das Laxieren, welches das junge frische Gras erregt, theils durch das vorhergehende Aderlassen — allemal ein sehr beträchtlicher Säfteverlust, welcher nothwendiger Weise eine Schwächung des Körpers zur Folge haben, und wodurch die ganze thierische Oekonomie in eine der Gesundheit höchst nachtheilige Unordnung gebracht werden muß.

Dreyzehntes Kapitel,

Krankheiten und deren unvernünftige Behandlung.

Es ist auffallend, wie groß die Anzahl der Krankheiten ist, welchen das Pferdegeschlecht unterworfen ist, und wie viele Pferde alle Jahr dadurch in dem besten Alter eine Beute des Schinders werden. Viele, ja wirklich die meisten dieser Krankheiten, sind unsere eigene Schuld, und haben ihre Entstehung unsrer zweckwidrigen, unnatürlichen Wartung und Behandlung dieser Thiere zu verdanken. Es wird dieses schon dadurch offenbar, daß die wilden Pferde, welche sich selbst überlassen in Wüsteneyen leben, nur äusserst selten, ja fast gar nicht krank werden.

Unter den Krankheiten selbst herrscht eine grosse Verschiedenheit. Einige vollenden ihren Lauf in sehr kurzer Zeit, sind mit grosser Lebensgefahr verbunden und widerstehen oftmals der zweckmässigsten Behandlung. Andere sind chronisch, d. h., sie währen länger, ehe sie geheilt werden oder den Tod herbeyführen. Manchmal wird die Krankheit zwar geheilt, sie hinterläßt aber eine solche Schwächung oder Destruktion edler Organe, daß der auf diese Weise angegriffene Körper nicht mehr das Ziel erreichen kann, das ihm eigentlich bestimmt war. *)

*) So hinterläßt die Lungenentzündung manchmal eine Vereiterung oder Anwachsung der Lunge, wodurch Lungensucht, Dämpfigkeit u. d. gl. hervorgebracht wird.

So sehr die Krankheiten dem Leben gefährlich sind, so ist es doch nicht minder die mangelhafte Behandlung derselben. Noch immer haben die mehresten Menschen, welche sich mit Heilung der Viehkrankheiten beschäftigen, weder Kenntnisse vom gesunden, noch kranken Zustande, noch von den anzuwendenden Heilmitteln. Fast überall befindet sich die Thierheilkunst noch in den Händen unwissender Schmiede, einfältiger, dummer Hirten*) und abergläubischer, betrügerischer Scharfrichter und Schinder. Nur sehr wenige von diesen Leuten haben sich einige Erfahrung erworben, und sind dadurch in den Stand gesezt, einige Krankheitsformen mit Erfolg zu behandeln. Die meisten von ihnen sind aber ganz unwissend, und haben weder Bücher, noch Instrumente. Ein altes, elendes, höchst fehlerhaftes, vom Herrn Urgroßvater ererbtes Rezeptbuch ist der ganze grosse Büchervorrath, und wenn sie auch mehr Bücher hätten, so könnten sie doch solche so wenig lesen, als verstehen. Einer lehrt den andern; daher

*) Ich glaube nicht, mich hier zu stark ausgedrückt zu haben; denn die Einfalt und Dummheit der meisten Hirten geht weit über allen Glauben. Das Streichen einzelner Theile, Segensprechen u. dgl. albernes Zeug sind die Mittel, womit sie heilen wollen. Ein gewisser Hirte sagte, als man ihm den Gebrauch des Troikars beym aufgebläheten Vieh rieth: „Was Gott will ersticken, können Menschen nicht erquicken." Wahrlich ein türkischer Glaube!

ist der Lehrling eben so klug (oder vielmehr unwissend), als sein Meister. Den gemeinen Mann kennen sie jedoch wie Taschenspieler, und wissen sein Zutrauen auf eine unglaubliche Weise zu gewinnen.

Manche von diesen Pfuschern sprechen — stolz auf ihre ausgebreitete Praxis — mit vieler Zuversicht von ihrem Heilverfahren, und haben wohl gar den Muth, sich über diejenigen zu erheben, welche die Thierheilkunst wissenschaftlich erlernt haben. Aber es ist lächerlich, solche Leute von ihrer Erfahrung und Praxis aufschneiden zu hören. Was hilft Theorie! hört man sie nicht selten schreyen; Erfahrung oder Praxis ist besser. Wissen diese Leute wohl, was Theorie oder Praxis heißt? Gewiß nicht; die ächte Praktik ist nichts anders, als die bey sich ereignenden Vorfallenheiten wohl angewandte und in Ausübung gebrachte Theorie. Nun versteht es sich, daß derjenige, welcher die meiste Theorie besizt, auch der beste Praktiker seyn muß, wenn er anders mit der erforderlichen Beurtheilungskraft begabt ist; und daß im Gegentheil der Vernünftigste ohne alle theoretische Grundsätze oder ohne alle Gelehrsamkeit überhaupt in der Ausübung niemals etwas Sicheres, etwas Gutes bewirken kann;*) daß die von so-

*) Gerne gestehe ich indessen ein, daß in der Thierheilkunst alle Theorie, die nicht auf Erfahrung gegründet und dadurch bekräftigt ist, nur sehr geringen Werth besize und allezeit unsicher sey.

genannten Praktikern unternommenen und etwa gelungenen Kuren nur ein Gerадewohl, ein Ungefähr, ein glückliches Schicksal, und daß endlich ihre ganze Heilungsart nur Empirie ist. Solche Praktiker wandeln im Finstern; sie wollen ein künstliches Uhrwerk ausbessern, von dessen Beschaffenheit, Verrichtung, Zusammenhang und Mechanismus seiner Theile sie keine Kenntnisse besitzen. Sie betreiben eine schwere Kunst ohne Grundsätze, ohne Regeln — und wollen geschickte Männer geworden seyn, ohne Unterricht und ohne einen geschickten Lehrmeister gehabt zu haben.

Auffallend ist dem unpartheyischen Beobachter die Zuversicht, womit oft sogar Männer von bekannter Einsicht solche Tausendkünstler anhören und ihnen ihre Pferde anvertrauen. Gewöhnlich ist der Wahlspruch solcher Menschen: was ich nicht heilen kann, heilt keiner; damit schrecken sie die Dummen ab, andere Hülfe zu suchen, und anticipiren für einen allenfallsigen üblen Erfolg bey ihren Kuren im Voraus eine Entschuldigung. Oft geben sie die unbedeutendsten Uebel für höchstgefährliche Krankheiten aus, nur damit man glauben soll, sie hätten durch ihre Geschicklichkeit die Todesgefahr abgewendet. Auch geben sie den Krankheiten nicht nur allerley barbarische Namen, sondern legen auch ihren Heilmitteln mysteriöse Benennungen bey, so wie sie selbst unter allerhand abentheuerlichen Titeln bekannt sind. Ich hörte einst einen solchen Kerl ein Strengelpulver anpreisen; er

ver-

versicherte, dieß hab ihm sein Bruder aus Rußland geschickt und der Kaiser fabrizirte es selbsten; die Leute glaubten es und kauften ihm sein Bockshornsaamenpulver ab. In der Bergstrasse ist ein Schmied unter dem Namen des Türkenschmieds weit und breit bekannt. Sein Vater, so erzählt die Fabel, habe die Kunst, Pferde zu heilen, in der Türkey gelernt, und dadurch hat der Mann ungeheuern Zulauf."

„Auch prahlen dergleichen Menschen mit allerley Büchern, Erbstücken vom Großvater her; diese Sybillinischen Bücher des Unverstandes sollen alle menschliche Weisheit in sich fassen; und sind am Ende nichts, als elende Rezeptsammlungen, wie ich sie auch schon in usum der armen Kranken bey vielen praktischen Menschenärzten sah."*)

Daß solche Afterpferdärzte auch kein Mittel scheuen, um sich in der Mode zu erhalten, wird jedem begreiflich seyn, der die pöbelhafte Weise solcher Betrüger und die Vorurtheile des Volks genau kennt. Auch hält es alsdann diesen Quacksalbern nicht schwer, andere Aerzte bey dem Pöbel zu verläumden, weil hierzu die Bier- und Brandweinhäuser, diese Auditorien jener Leute, das beste Mittel und der bequemste Ort sind.

Es ist in der That kaum zu fassen, wie man, wenn es um Wiederherstellung der ver-

*) Pilger, a. a. Ort, 1 Theil, 26.

lornen Gesundheit, ja um die Erhaltung des in Gefahr stehenden Lebens eines so nützlichen kostbaren Thieres, als das Pferd ist, zu thun ist, sich Menschen anvertrauen kann, die gewöhnlich kaum lesen und schreiben können, und von allem dem, was zur wahren Heilkunst erfordert wird, nicht den mindesten Begriff haben, folglich auch nicht im Stande sind, eine Heilung aus sichern Gründen vorzunehmen. Besonders auffallend ist dieß, da man doch in allen andern Bedürfnissen sich an einen gelehrten, ordentlich geprüften und tüchtig erfundenen Meister wendet. So läßt man zum Beyspiel die Kleider bey einem geschickten Schneidermeister, Hausgeräthe bey einem künstlichen Tischlermeister, den schadhaften Dachstuhl von einem guten Zimmermeister ausbessern, und so alle übrigen Nothwendigkeiten bey den in jeder Kunst bewährten Meistern bearbeiten. Würde derjenige nicht mit Recht für einen Thoren gehalten werden, welcher seinen zerrissenen Rock durch einen Schuhmacher, seine zerbrochene Sackuhr durch einen Kupferschmied, sein schadhaftes Haus durch einen Beckenmeister wollte ausbessern lassen? Ist es aber vernünftiger gehandelt, wenn man das Leben und die Gesundheit eines nützlichen Thieres dem ersten besten hergelaufenen Landstreicher, oder einem aberglaubischen Wurzelgraber, oder einem unwissenden Schmied, oder einem unverschämt kecken Nachrichter oder Abdecker überläßt?

Die Nachwelt wird es kaum glauben, daß man in unsern Zeiten bey Auswahl eines Pferde-

oder Thierarztes nicht vernünftiger zu Werke gegangen sey; zu unsern Zeiten, wo alle Künste und Wissenschaften fast bis zum Gipfel der Vollkommenheit gestiegen und der menschliche Verstand ganz anders, als ehemals, aufgeklärt ist, wo es an wohlunterrichteten Männern, welche die Thierheilkunde in ihrem ganzen Umfange erlernt haben, nicht so sehr mangelt.

Dem gemeinen Bürger und Landmann wäre dieser schon zur Gewohnheit gewordene Mißbrauch noch eher zu verzeihen, weil es immer langsam und hart hergeht, bis man dessen Vorurtheile besiegen kann: daß aber auch diejenigen, welche entweder das Schicksal oder die Verdienste über den Pöbel erhoben haben, und welche sich das Ansehen geben, eine tiefere Einsicht zu besitzen, sich der Pfuscher bedienen, dem gemeinen Manne mit bösen Beyspielen vorleuchten, solches werden unsere Nachkömmlinge wohl niemals begreifen, viel weniger entschuldigen können.

Es entsteht nun die Frage: Warum wenden sich die meisten Menschen, wenn ihre Pferde oder andere Thiere krank sind, lieber an einen unwissenden Schmied oder abergläubischen Abdecker, als an einen wissenschaftlichen Thierarzt?

Erstlich, weil Vorurtheil und Aberglaube noch immer den menschlichen Verstand (besonders den Verstand der Landleute) unter ihre Herrschaft zwingen. — Der Mensch wird mit Vorurtheilen und Aberglauben geboren, bey seinem Eintritt in die Welt strecken ihm beyde schon die Hände entgegen; so wird er erzogen, und diese Gefährten begleiten ihn bis zu seinem Tode. Traditio-

nen und mündliche Ueberlieferungen waren von jeher von Generationen zu Generationen das Erbtheil der Menschen. Jedes Volk unter der Sonne klammerte sich an sie, der Glaube der Ureltern blieb der Glaube der spätesten Enkel; ihre Meinungen und Vorurtheile pflanzen sich fort, behalten stets ihr Wesen und sind einem Fideikommiß gleich, das von Erben zu Erben dauert. Daher kommt es, daß der Landmann noch heutiges Tages, wenn sein Vieh erkrankt, hierin die unmittelbare Strafruthe des Himmels erkennt, oder glaubet, daß sein Vieh verhext ist. Ueberhaupt ist der Glaube an Hexen und Hexerey bey ihm noch sehr eingewurzelt; und jede Art des Aberglaubens ist bey ihm zu finden. Ein Segenspruch ohne Sinn und Gedanken, das Streichen mit der sogenannten Donneraxt, das Messen des Viehes über Kreutz, scheint ihm öfters wirksamer, als jedes andere Mittel. Nur der Verlust seiner Thiere überzeugt ihn, was er doch nicht glaubt, — von der Unzuverlässigkeit seiner Sympathie. In katholischen Gegenden war es sonst noch ärger, wie bey uns. Da liefen sie in die Klöster nach Hexenpulver, hängten geweihte Wurzwische in die Ställe; gruben Amulette unter die Krippe; bezeichneten die Stallthüren mit drey Kreutzen, damit nichts Böses eingehen sollte; gaben ihrem Viehe Lukaszettel, besprengten es mit Weihwasser, fütterten es mit Tolentinbrode*) u. s. w.

---

*) Tolentinbrode sind Zaubermittel, welche die Augustinermönche an den dummen Pöbel verkauften.

So siehet es fast überall mit dem Landmann aus. So mit Vorurtheilen und Aberglauben ausgerüstet, ist es nun freylich kein Wunder, wenn der gebildete wissenschaftliche Thierarzt, der die albernen Dinge bestreitet, verwirft, keinen Eingang und kein Ansehen bey ihm gewinnt. Gewinnen vernünftige Vorstellungen auch einige Augenblicke Gewalt über ihn, giebt er der Wahrheit die Ehre und hört ihre Gründe: so ist es doch nicht, um sie auszuüben. Das ist alles gut! wird er sagen. Allein mein Vater hat's so gemacht und mein Großvater, das waren doch auch Männer, ich mache es eben so und bleibe wie ich bin. Diese Erfahrungen wird jeder machen, der es über sich nimmt, der Rathgeber und Freund des Landmanns zu seyn. Und wollte er auch wirklich einem Kunstverständigen folgen und sich rationeller Hülfe bedienen: so würden dumme Verwandte oder Nachbarn, wohlfeile Hausmittel, der Zuspruch eines Hirten, Schinders oder einfältigen Schmiedes ihn doch bald von seinem Vorsatz abwendig machen.

Man glaube nicht, daß diese Vorwürfe allein den Landmann treffen: auch die gebildete Menschenklasse hängt sklavisch am Vorurtheil. Auch sie profanirt ihre Vernunft und beugt ihren Nacken unter die Tyranney des Aberglaubens.

Mit welchen Absurditäten, mit welchen Vorurtheilen, Aberglauben und lächerlichen Forderungen hat nicht der praktische Thierarzt zu kämpfen;

was verlangt nicht der grosse Haufe alles von ihm. Wenigstens glaubt man, seine Kunst dürfe nie trügen, nie dürfe der Tod eine seiner Kuren vereiteln; man siehet ihn für einen Menschen an, der wie ein Topfflicker oder Schneider schlechterdings alles heilen müsse, was ihm vorkommt, und schimpft, wenn er nicht heilt. Ein Nachtheil, den die Menschenärzte nicht kennen; ihre Fehler deckt die christliche Liebe mit Erde zu, und oft verdienen sie sich von lachenden Erben noch Lobeserhebungen und doppelten Lohn obendrein. Ganz anders ist es mit dem Thierarzt. So viele Menschen ihn gebrauchen, so viele Zensoren seiner Kunst und Geschicklichkeit hat er; und kennt er die Krankheiten nicht unter den Namen, wie sie die Schmiede, Schinder und Hirten kennen: dann wehe seiner Reputation; empfiehlt er nicht bey jedem kranken Thiere Laxiermittel, Narrenspossen und allerley Schmieralien, so ist es um sein ärztliches Renomée geschehen.

Zweytens, weil selbst die Landeskollegien in vielen Ländern den Vorwurf gegen sich häufen, daß sie die Pfuscherey und Mißbräuche befördern. Dieses geschieht vorzüglich dadurch, daß sie den Aussprüchen der Pfuscher nicht nur Legalität verleihen, sondern daß sogar die albernen Gutachten vereideter Schmiede, Fleischer oder Abdecker bey vorfallenden Streitigkeiten rechtlichen Entscheidungen zum Grunde liegen. Es ist unerhört, was hieraus für Ungerechtigkeiten und Mißbräuche entstehen, weil die krasseste Dummheit gesetzliche Unterstützung findet

und ihr Ausspruch sogar als Urtheil gilt. Es ist zum Todtlachen, wie diese Aussprüche oft ausfallen, und die heilige Justitz plaudert geduldig und zufrieden alles Alberne nach, was ihr solche Menschen vorsprechen.

Bey diesem Zutrauen, welches die Obrigkeit gegen solche unwissende Menschen zu haben bezeigt, ist es nun kein Wunder, wenn der Landmann auch seine Zuflucht zu ihnen nimmt, wenn ihm ein Stück Vieh erkrankt.

Drittens, weil sehr oft den Kutschern, Reit- und Stallknechten bey der Wahl des Thierarztes von der Herrschaft ein grosser Einfluß gestattet wird. Nun findet gewöhnlich bey diesen Leuten nur derjenige Eingang, der sich den Namen eines Kurschmieds beylegt und die kranken Thiere nie anders, als mit dem umhabenden Schurzfell und dem Hammer in der Hand besucht. Auch gehört dazu, daß man mit diesen Herren die Liqueurläden und guten Bierhäuser besucht. Ein Glas Schnapps, ein paar Maas Bier thun da oft Wunder; sie erwerben dem unwissenden Schmied das größte Lob, und das Pferd bessert sich bey zunehmender Portion des Aquavits stündlich, wenn auch das Uebel chronisch ist und eine Kur von mehreren Wochen nöthig hat. Was doch der Brandwein für ein herrliches Mittel ist, Zutrauen und Geduld zu erhalten und welche Wege nicht durchtriebene Menschen einschlagen, um sich in Kredit zu erhalten. Bey solcher allerliebsten vertraulichen Gelegenheit fällt es den Quacksalbern auch nicht

schwer, Verläumdungen aller Art wider andere Aerzte auszustreuen und sie herunter zu setzen.— Dieß alles hilft dazu, daß der wissenschaftliche Thierarzt oft weniger Zutrauen findet, als solche Menschen.

Viertens sind auch viele auf Thierarzneyschulen gewesene und sich für wissenschaftliche Männer ausgebende Thierärzte daran Schuld, daß es so und nicht anders ist. Viele von diesen Herren sind vorher Professionisten, Schmiede, Stallleute u. dgl. gewesen, und es mangelt ihnen wirklich an den nöthigen Vorkenntnissen. Weit gefehlt also, daß sie im Stande wären, selbst zu denken, sind und bleiben sie blosse sklavische Nachbeter ihrer Lehrmeister. Sie sammlen sich eine Anzahl von Rezepten und kuriren damit aufs Geradewohl wie andere Pfuscher. Dieses wird bald von klugen Männern bemerkt; und dadurch verlieren auch andere, mit ihrer Wissenschaft mehr vertraute Thierärzte an Ansehen und Zutrauen bey dem höhern Publikum.

Manche von diesen Herren schaden sich auch wieder dadurch, daß sie nicht eine gewisse Klugheit beweisen und sich gewisser kleiner Vortheile und von dem Vorurtheil erzwungener Charlatanerien bedienen mögen, die ihnen doch zu ihrem Fortkommen so nothwendig, als die Wissenschaft selbst sind.*) Denn es ist eine allgemeine Erfahrung, so traurig sie übrigens

---

*) Nur durch die Kunst der Charlatane,
Nur durch der Täuschung Zauberkraft
Gebietet man dem eitlen Wahne
Und der veriährten Leidenschaft.
Pfeffels Gedichte.

auch sey, daß man nun einmal durchaus in unserer Welt nicht fortkommt, wenn man mit der wissenschaftlichsten Ausbildung irgend einer Kunst nicht auch ein kluges und der Sache der Dinge angemessenes Benehmen verbindet, das uns oft mehr Zutrauen, mehr Achtung erwirbt, als alle unsere übrigen reellen Kenntnisse. Und gewiß niemand hat ein klügeres Benehmen zu beobachten, als der Pferdarzt, dessen Wissenschaft mit der Dummheit der Reitknechte, Kutscher und Pferdewärter, mit dem Vorurtheil ihrer Herren, und dem Dunkel, in welchen sie selbst noch gehüllt ist, im steten Streite liegt. — Mundus vult decipi: decipiatur. Es ist nun einmal so in der Welt, daß man immer mehr zu seyn scheinen muß, als man wirklich ist. Wer neben der größten Geschicklichkeit in seiner Kunst nicht eine gewisse Klugheit beweiset, damit er seine Kenntnisse an den Mann bringt, dem vermodern sie im Kopfe, während mehr als einhundert Andere, die nichts verstehen, von ihrer Dummheit reichlich leben, und das blos, weil sie Unsinn zu schwatzen verstehen — eine Eigenschaft, mit der man heut zu Tage alles in der Welt ausrichtet.

Ich glaube diese Bemerkungen hier nicht am unrechten Orte angebracht zu haben. Für Thierärzte sind sie eigentlich nicht geschrieben; diese haben ohnehin Gelegenheit genug, vielfältige Erfahrungen zu machen, wie sehr mit Dornen bestreut eine Laufbahn ist, welche so vielerley Ansichten, so viele Mühe und meistens so grossen Undank gewährt.

Zweyter Abschnitt.

Von den Verlängerungsmitteln der Lebens- und Dienstdauer der Pferde.

Erstes Kapitel.

Gute, gesunde Abkunft.

Der Tapfere stammt vom Tapfern
und Edlen; selbst in den Stieren,
selbst in den Pferden ist der Väter Tugend.
Keine zage Taube erzeugen die kühnen Adler.

Horaz.

Den Hauptgrund zu einem langen Leben und zu langer Dauer muß sowohl der Mensch, als jedes Thier, schon mit auf die Welt bringen. Fehlt dieser, so ist an Gesundheit, Stärke und lange Lebensdauer nicht zu denken.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß gesunde, starke, kraftvolle Eltern auch wieder starke, gesunde Kinder zeugen, und umgekehrt schwache, gebrechliche Eltern ähnliche Kinder auf die Welt setzen. Allemal erben diese von jenen den Grund entweder zu Gesundheit, Kraft und langer Dauer, oder zu einer schwachen Konstitution, zu Gebrechlichkeit, Krankheit und kurzer Lebenszeit. Es bleibt deßhalb bey der Zucht

und Paarung der Pferde ein Hauptgesetz, daß man die gesundesten und vollkommensten dieser Thiere zur Fortpflanzung wählt und gebraucht.

Damit ein Pferd den zu einer langen Lebensdauer so nöthigen Grund mit auf die Welt bringe, kommt es auf folgende drey Punkte an:

1) Auf den Gesundheitszustand der Eltern. — Wie wichtig dieser ist, habe ich schon oben bemerkt. In der Stärke, Kraft und Dauer der Eltern liegt ein wichtiger Grund für die Jungen, ebenfalls gesund, stark und dauerhaft zu werden. Die Jungen sind ja gewöhnlich der Abdruck ihrer Eltern, nicht blos in Absicht auf die allgemeine Form und Textur, sondern auch in Rücksicht der Tugenden und guten Eigenschaften, und besonderer Fehler und Schwächen. Es kan deßhalb bey der Auswahl der Zuchtpferde nicht genug auf alles, was vollkommen heißt, gesehen werden, und eben so auch auf das Fehlerfreye. Die Vollkommenheiten mögen sowohl in Schönheiten des Körpers, als guten Eigenschaften bestehen; und auch das mindeste Merkmal eines Fehlers muß abschrecken, weil es ein Keim ist, der sich, je mehr er sich fortpflanzt, immer mehr und mehr entwickelt und am Ende zum Fehler wird. Manche Pferdezüchter sind bey der Auswahl der Zuchtstuten ziemlich nachlässig, indem sie die irrige Meinung hegen, daß die Stute wenig zur Vollkommenheit des Füllens beytrage, und solche blos vom Vater bekomme. Mir scheint aber die Mutter vorzüglichen Einfluß auf die Gesundheit und Stärke der Konstitution

des jungen Thieres zu haben. Von einem schwächlichen Hengst kann noch immer ein ziemlich gesundes und starkes Füllen erzeugt werden, wenn nur die Mutterstute einen recht kräftigen Körper hat. *) Der Stoff des Vaters wird gleichsam in der Mutter veredelt. Hingegen der gesundeste, stärkste Hengst wird mit einer schwachen, gebrechlichen Stute nie kräftige, gesunde Füllen zeugen. Einen besonders nachtheiligen Einfluß auf die Stärke und Lebensdauer der Füllen hat ein zu junges oder zu hohes Lebensalter der Eltern. Der junge noch nicht ausgewachsene Hengst hat unreifen und ungeistigen Saamen, und muß daher den Grund zu einem Geschöpf legen, das ebenfalls unreif und mangelhaft ist. Eben so zeugt auch ein hohes Alter eine schwache Nachkommenschaft. Mit welchem Alter die Zuchtpferde eigentlich zur Fortpflanzung untüchtig sind, läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen, da eine zu grosse Verschiedenheit unter den Individuen herrscht. Es kommt hier das meiste auf die Gesundheit, Stärke und Kraft des Pferdes an. Es hat Hengste gegeben, welche mit 14 Jahren zum Beschälen nicht mehr tüchtig waren, und wieder welche, die noch im fünf und zwanzigsten Jahre sechszehen Stuten belegten, und

*) Man hat Beyspiele genug, daß alte Hengste mit gesunden starken Stuten, gute gesunde Füllen gezeugt haben; — von alten Stuten ist dieß weniger bekannt.

dreyzehen davon trächtig machten.*) Immer bleibt es jedoch wahr, daß das hohe Alter zur Fortpflanzung und zur Erzielung gesunder und starker Nachkommenschaft bey weitem nicht so tüchtig, als ein mittleres Alter ist.

2) Auch die Behandlung während der Trächtigkeit (Schwangerschaft). — Unerachtet der Vater unstreitig die erste Quelle ist, aus welcher das künftige Wesen den ersten Lebenshauch, die erste Erweckung bekommt, so ist doch nicht zu läugnen, daß die fernere Entwickelung, die Masse und der mehr materielle Antheil blos von der Mutter herrührt. Dieß ist der Acker, aus welchem das Saamkorn seine Säfte zieht, und die künftige Konstitution, der eigentliche Gehalt des Geschöpfes, müssen hauptsächlich den Charakter des Wesens erhalten, von dem es so lange einen Bestandtheil ausmachte, aus dessen Fleisch und Blut es wirklich zusammengesezt ist. Ferner nicht blos die Konstitution der Mutter, sondern auch alle vortheilhaften und nachtheiligen Einwirkungen während des Zeitraums der Trächtigkeit müssen von grossem Einflusse auf die ganze

---

*) Prizelius erzählt ein solches Beyspiel — auch Plinius, Varro, Aristoteles, führen einige solche Beyspiele an. Nur Hengste von guter, feiner Raçe pflegen so lange zur Zeugung tauglich zu bleiben. Die Ursache, warum die grobe Raçe eher aufhört fruchtbar zu seyn, liegt in ihrer frühern Ausbildung und in der zeitigern Entwicklung ihrer Zeugungskraft.

Bildung und das Leben des neuen Geschöpfes seyn. Es kann nicht geläugnet werden, daß die Wartung und Behandlung der Mutterstute, nachdem sie empfangen hat, einen grossen Einfluß auf die Bildung und das Leben des neuen Geschöpfes hat. Wird die Stute mit unmässiger Arbeit geplagt, mit Schlägen und Stössen mißhandelt, oder muß sie gar Mangel an Nahrung leiden, so ist das der Leibesfrucht höchst nachtheilig. Hierdurch wird entweder der Grund zu einer frühen Verkrüppelung gelegt, oder eine unzeitige Geburt veranlaßt.

Es wird wohl nicht am unrechten Orte seyn, wenn ich hier die ersten Regeln der Behandlung der tragenden Stuten angebe.

a) Vor allen Gelegenheiten, wo der Leib gedrückt oder gepreßt werden könnte, vor Verletzungen, besonders am Bauche, vor Stössen und Mißhandlungen müssen die tragenden Stuten sorgfältig bewahrt werden. — Der Zustand der Schwangerschaft giebt dem Thiere gerechten Anspruch auf die Theilnahme des Menschen; es ist der Zustand, den der wildeste Barbar an jedem Geschöpfe achtet und respektirt, und wo die wildeste Roheit mit ihren Mißhandlungen stille steht. Ein Gefühl, das in der Seele des Menschen liegt, sagt ihm: das Thier ist Mutter, es ernährt in seinem Leibe ein Junges, mithin hat es Anspruch auf Schonung und milde Behandlung. Auch das biblische Gesetz gebot es den Juden; und die ältesten Heiden straften Mißhandlungen an einem solchen Thier mit dem

Tode. Noch bis jezt hat sich dieser fromme Gebrauch mit allem Recht erhalten, daß wir trächtiges Vieh gelinde und gut behandeln.

b) Mit allzugrosser Anstrengung und Arbeit, sie bestehe im Ziehen oder Tragen, muß man die trächtigen Stuten verschonen. — Gemeine Stuten, die man zum Reiten, oder zum Ackerbau gebraucht, kann man ihre gewöhnliche Arbeit auch während der Schwangerschaft fortsetzen lassen, jedoch mit Mässigung und Schonung, ohne daß man einigen Nachtheil davon zu befürchten hat, ausser wenn man sie zu sehr anstrengte oder sonst übel mit ihnen umgienge. *) Blos einige Wochen gegen die Zeit der Niederkunft wird es nöthig seyn, ihre Arbeiten zu erleichtern, weil sie alsdann durch ihre Tracht beschwert genug, und bey der Arbeit unbehülflich sind, die auch um so mehr schadet, weil sie das Pferd mit zu grossem Kraftaufwand vollbringen

---

*) Aber auch in diesem Fall, wann die Arbeit und Anstrengung nicht zu gewaltsam ist, ist nicht leicht etwas zu befürchten. Folgendes Beyspiel mag zur Bestätigung dienen. Einem Eigenthümer ward seine Stute, welche er nothwendig zur Jagd brauchte, wider seinen Willen belegt. Um sie nun zum Verwerfen zu bringen, strengte er sie durch heftiges Reiten, Springen und Jagen aufs äusserste an, aber vergebens; sie brachte zur gewöhnlichen Zeit ein Füllen, das schon im fünften Jahre im Wettrennen einen Preis erhielt. Siehe Taplins Stallmeister 2ter Th. S. 80.

muß. Die Arbeit selbst, anstatt schädlich zu seyn, ist vielmehr heilsam, und man will sogar bemerkt haben, daß Stuten, die zur Feldarbeit gebraucht werden, selten verwerfen, welches doch bey denjenigen, die man schont und in Unthätigkeit erhält, öfters vorfällt.

c) An gutem Futter, in reichlicher Menge, und an reinem Getränke darf es den tragenden Stuten nicht fehlen, vorzüglich dann, wenn sie arbeiten müssen. — Denn da das junge Thier von den Säften der Mutter lebt, und, je grösser es wird, desto mehr Nahrung bedarf, so ist auch nichts natürlicher, als daß die Mutter gut gefüttert und gepflegt werden muß, damit die Frucht genugsame Nahrung erhält und nicht im Wachsthume zurück bleibt.

3) Auf die Zeit der Geburt. — Die Erfahrung lehrt, daß die Jahreszeit, in welcher das Füllen geboren wird, Einfluß auf sein künftiges Wohlseyn und Lebensziel hat. Von den Füllen nämlich, welche im Frühling auf die Welt kommen, sterben allemal weniger, und überhaupt sind solche auch gesünder, als die im Spatjahre geboren werden. Es ist dieß kein Wunder. Denn auf erstere wirkt der alles belebende Einfluß des Frühlings und des Sommers; sie können die frische, reine Luft weit früher und anhaltender geniessen, und brauchen nach ihrer Geburt nicht lange im Stalle gehalten oder einer rauhen Witterung ausgesezt zu werden; auch können sie den ganzen Reichthum der Fluren vom Frühling bis zum Herbst geniessen und

mit-

mithin bis auf den Winter so an Kräften zunehmen, daß sie diese Jahreszeit nachher leicht überstehen können. Alle diese Vortheile muß das spätgeborne Füllen mehr oder weniger entbehren, welches ihm zu grossem Nachtheile gereicht.

Zweytes Kapitel.

Richtige Auferziehung und Wartung der Füllen.

Die Pflege und Behandlung der Pferde in den ersten Jahren ihres Lebens ist ein äusserst wesentliches Stück zur Verlängerung ihrer Lebens- und Dienstdauer. Denn werden diese Thiere in ihrer ersten Jugend vernachlässigt und müssen sie da auf irgend eine Weise leiden, so bleiben sie nachher auf immer zurück, oder erholen sich doch nur äusserst langsam.

Besonders wichtig ist die Zeit von der Geburt an bis zum zweyten Jahre, weil alsdann die Füllen verhältnißmässig weit stärker, als in allen übrigen Jahren wachsen. Dieser Zeitraum ist eigentlich noch als eine fortgesezte Erzeugung anzusehen. Nur der erste Theil der Entwickelung und Ausbildung des jungen Thieres geschieht im Mutterleibe, der zweyte nicht weniger wichtige ausser demselben in den ersten Jahren des Lebens. Man kann sagen, als ein halbgebildetes Wesen kommt das Füllen auf die Welt, und erst nachher folgt seine wichtigste Ausbildung, nämlich die Entwickelung der Respirationswerkzeuge, der Muskularbewegung, der Zähne, der Knochen und aller übrigen Theile, sowohl in Absicht der Form, als der Struktur. Es ist daher leicht einzusehen, daß alle Umstän-

de, die in dieser wichtigen Periode auf das junge Individuum wirken, einen bedeutenden Einfluß auf die Vollkommenheit und Dauer seines ganzen Lebens haben müssen. Auch ist zuverlässig, daß hier immer der Grund entweder zu einem starken und gesunden Leben, oder zu Schwachheit und Gebrechlichkeit gelegt wird.

Die wichtigsten Regeln und Bestimmungen bey der Auferziehung der Füllen sind ohngefähr folgende:

Erstens muß für gesunde und reichliche Nahrung gesorgt werden. — Die Nahrung der Füllen richtet sich nach den Stuffen ihres Alters. Ihre erste Nahrung bietet ihnen die sorgsame Natur in der Milch ihrer Mutter dar. Dieser Stoff hat alle Eigenschaften, die ein noch so zarter junger Körper zur Ernährung und zum Wachsthum bedarf. Sie ist voller Nahrungsstoff, mild, ohne Reitz und Erhitzung nährend, und ist ganz auf die Beschaffenheit des jugendlichen Körpers berechnet, der noch zu schwach ist, um feste, mehr heterogene Nahrung zu verarbeiten und in seine Natur zu verwandeln.

Manche Leute haben die Gewohnheit, die erste zähe Milch (Colostrum) den Stuten auszumelken, weil sie der Meinung sind, daß solche den Füllen schädlich sey und ihnen Bauchschmerzen, Durchfall u. s. w. verursache; allein dieses Verfahren taugt schlechterdings nichts. Die erste Milch hat die gütige Natur zu einem gelinden Abführungsmittel bestimmt, wodurch

der sogenannte Erbkoth (Meconium), welchen man bey Menschen Kindspech nennt, aus dem Darmkanal fortgeschaft werden soll. Man versage daher den jungen Thieren diese auf die Gesundheit so wohlthätig wirkende Milch nicht, sondern suche ihnen vielmehr zu dem Genusse derselben behülflich zu seyn.

Es fragt sich nun: wie lange soll man ein Füllen saugen lassen? Hierin sind die Oekonomen und Pferdezüchter nicht einig. Einige setzen die Saugzeit auf vier, andere auf fünf, und noch andere auf sechs, sieben und mehrere Monate. Die goldene Mittelstrasse dürfte auch wohl hier die Beste seyn. Man lasse ein Füllen fünf, allerhöchstens sechs Monate bey seiner Mutter, *) alsdann aber entwöhne man es. Ich habe mehr als einmal beobachtet, daß alle die Füllen, welche nicht länger, als fünf, höchstens sechs Monate zum Genuß der Muttermilch zugelassen werden, viel besser fortschlagen, d. h., lebhafter, gesünder und stärker werden, als diejenigen, welche sieben und noch mehr Monate saugen dürfen. Auch fällt, wenn man die Füllen so bald entwöhnt, das Absetzen noch in die schönste Jahrszeit, wo die Witterung noch warm und genugsam Gras auf der Weide ist, worauf die abgesezten Füllen können getrieben werden, und wodurch sie desto leichter und geschwinder den Verlust der Muttermilch vergessen.

---

*) Kränkliche, schwächliche Füllen kann man länger saugen lassen und dürfen nicht eher abgesezt werden, als bis sie wieder gesund sind.

Hier muß ich noch einer praktischen Regel gedenken, welche man beym Abgewöhnen der Füllen jedesmal beobachten sollte.

Man sollte nämlich allemal die jungen Thierchen schon zum voraus darauf vorbereiten. Dieß geschieht dadurch, daß man ihnen einige Wochen vorher alle Tage etwas angefeuchtete Kleye mit ein wenig geschrotenem Haber, und dann und wann eine Hand voll Heu zu fressen giebt. Auf diese Weise wird sie der Wechsel der Nahrung weniger befremden und auch weniger Nachtheil bringen. Zugleich muß ich bemerken, daß die Füllen gleich im Anfange der Entwöhnung vorzüglich reichlich (jedoch nicht im Uebermaas) gefüttert werden müssen, damit sie nicht von Kräften kommen. Denn werden sie in diesem Zeitpuncte vernachlässiget, und sind sie einmal abgemagert und elend geworden, so erholen sie sich nur langsam wieder.

Die Nahrungsmittel, welche den Füllen gewöhnlich gereicht werden, bestehen in Haber, Hexel und Heu. Der **Haber** ist den Füllen unentbehrlich, wenn sie zu einer ansehnlichen Grösse und Stärke gelangen und nicht aus der Art schlagen sollen. In dem ersten Lebensjahre und beym Zahnwechsel muß man ihn geschroten füttern, weil dann die ganzen Körner von den Füllen nicht ordentlich zerkauet werden können. Es versteht sich aber, daß er niemals im Ueberflusse gefüttert werden darf, weil er sonst die Thiere zu stark nährt, zu vollblütig macht und zu Krankheiten disponirt. Alle Nachtheile,

welche bisweilen der Haber den Füllen gebracht haben soll, wie viele Pferdezüchter versichern, sind nicht in einer übeln Eigenschaft dieser Körnerfrucht, sondern jedesmal in dem Ueberflusse und der unvernünftigen Fütterung zu suchen.

Viele Landleute füttern ihre Füllen blos mit Hexel und Heu; allein diesen Thieren ist ihre schmale Kost auch gleich anzusehen. Sie haben sogenannte Heubäuche, sind dickleibig, schwerfällig und erlangen nie die Grösse, Stärke und Lebhaftigkeit, als diejenigen, welche zugleich Haber bekommen.

Zwar ist die Fütterung der Füllen mit Haber etwas zu kostspielig und für viele Leute allzutheuer; allein sie bezahlt sich wieder dadurch, daß die Thiere desto grösser und stärker werden und nachgehends recht lange Dienste leisten können. Bey einer allzusparsamen Fütterung bleiben die Füllen an Grösse und Kräften zurück und werden niemals starke und dauerhafte Pferde.

Neben dem Haber ist das Heu das gewöhnlichste Futter für die Füllen. Ein gutes Heu ist auch wirklich ein vortrefliches Nahrungsmittel für diese jungen Thiere.

Man sollte immer das beste Heu, das eingeerndtet wird, für die jungen Füllen aufheben. Saures, dumpfiges, staubiges oder sonst verdorbenes Heu ist den Füllen ein Gift und untergräbt ihre Gesundheit. Es muß weder zu kurz, noch zu lang, von gewürzhaftem Geruche und mit Blumen und Kräutern untermengt seyn.

Ein solches Heu ist ein vortrefliches Futter, bey dem sie im Nothfalle den Haber auf eine Zeit lang entbehren können.*)

Grummet (Ohmat) wollen die Pferdezüchter aus verschiedenen Gründen den Füllen als Nahrungsmittel zu geben widerrathen.**)

Auf den Hexel kann man sich bey der Fütterung der Füllen nicht verlassen. Er hilft wohl mit den Magen ausfüllen, nährt, aber den Körper nur äusserst wenig. Man muß ihn von Roggen- oder Waitzenstroh und ja recht kurz schneiden, damit ihn die Füllen desto lieber fressen.

Auch Kleye von Roggen oder Waitzen wird den Füllen manchmal gereicht. Sie enthält aber gar wenig Nahrungsstoff, weil die nährenden Theile (das Mehl) von ihr getrennt worden sind. Wenn sie mit Haber und Hexel vermischt gefüttert wird, hat es nichts zu sagen; allein pur gegeben, schwächt sie Magen und Darmkanal und macht schwache Verdauung.

Sogenannte Mehltränke pflegt man nur den schwachen, kränklichen Füllen zu reichen, um

*) Sollte das Heu wirklich nicht von guter Beschaffenheit zu haben seyn, so thut man besser, wenn man den Füllen an dessen Statt Stroh füttert.

**) In einem ehemaligen Gestüte wurde für die Füllen etwas Grummet unter den Hexel geschnitten. Ich sahe auf diese Weise mehrere Jahre lang die Füllen das Grummet ohne Nachtheil für ihre Gesundheit geniessen.

ihnen wieder zu Kräften zu verhelfen. Sie schaden aber im Grunde keinen Füllen, wenn sie nur nicht alltäglich und lange Zeit fort gereicht werden, wo sich dann diese Thiere gar leicht an ein schlammiges, nasses Futter gewöhnen, so daß sie nachher kein anderes Futter mehr fressen mögen. Haber, Hexel und Heu sind also die eigentlichen Nahrungsmittel für die Füllen. Die Portionen müssen sich nach dem Alter, der Grösse und Gefrässigkeit der jungen Thiere richten. So wie sie an Grösse und Alter zunehmen, so müssen sie auch immer stärkere Futterportionen erhalten, wenn anders etwas aus ihnen werden soll. Die drey und vierjährigen Füllen müssen fast so viel, als ein ausgewachsenes Pferd erhalten, weil sie in diesem Alter einen sehr starken Appetit haben. Mehr über die Fütterung der Füllen zu sagen, gestattet uns hier der Raum nicht. Immer wird es Wahrheit bleiben: „je besser man die Füllen füttert, desto grösser, stärker und feuriger werden sie." Ueberhaupt ist es nicht gut, wenn den Füllen die Raufen und Krippen oft leer stehen. Sie haben dann lange Weile und gewöhnen sich leicht verschiedene Untugenden und unter andern auch das Koppen an.

Für diejenigen, welche bey Gestüten angestellt sind oder mehrere Füllen alle Jahre mit einander aufziehen, muß ich hier bemerken, daß man beym Füttern der Füllen wohl acht geben muß, ob alle gleich gut fressen, oder ob einige, die weniger groß und stark sind, von

den übrigen bey dem Fressen abgedrängt werden, oder ob sie wegen Krankheit nicht fressen mögen. Findet dieß Statt, so müssen dergleichen Füllen sogleich in besondere Abtheilungen gebracht und da so lange allein gefüttert werden, bis sie entweder an Grösse und Stärke den Uebrigen gleich sind, oder ihre Gesundheit wieder erlangt haben. Wählt man dieses Mittel nicht, so bleiben solche Füllen nicht allein im Wachsthum zurück, sondern die Kranken können auch wegen verabsäumter Hülfe noch kränker werden oder wohl gar sterben.

Im Sommer hat man weit weniger für die Fütterung der Füllen, als im Winter zu sorgen. Sie gehen alsdann auf die Weide und nähren sich selbst; jedoch ist auch hierbey mancherley zu beobachten. Schon in der Beschaffenheit der Weiden findet eine grosse Verschiedenheit Statt, und nicht jede Weide taugt für die Füllen. Vor allen gebührt den hochliegenden Weiden auf Hügeln, Anhöhen oder Bergen der Vorzug. Durch das Auf- und Absteigen auf dem unebenen Boden bekommen die Thiere einen starken, kräftigen Rücken, ihre Gliedmassen werden gestärkt, der Gang wird leicht, geschwind, die Tritte sicher; ohne zu gedenken, daß das Gras, welches auf Anhöhen wächst, noch vor allem das kräftigste, nahrhafteste und gesündeste ist. Nasse, sumpfige Weiden haben langes, schilfiges, saures, schlechtes Gras, und erweichen und verderben ausserdem noch den jungen Thieren die Hufe. Bey dem Austreiben der Füllen auf die Weide ist nun eine Hauptregel, daß sie im Früh-

jahre nicht zu bald und im Herbst nicht zu lange herausgelassen werden. Auch darf die Abwechslung vom trockenen zum grünen Futter und umgekehrt, niemals allzuplötzlich vorgenommen werden.*) Eben so ist es auch gut, wenn man die jungen Füllen niemals ganz nüchtern auf die Weide gehen läßt, sondern ihnen allemal vorher etwas Haberschrot oder blos etwas Heu zu fressen giebt. Ferner dürfen sie nicht zu früh am Morgen, wenn Thau oder Reif noch auf dem Grase liegen, ausgetrieben werden.

Wenn man keine Weide hat, so verstehet sich von selbst, daß man die Füllen auch im Sommer im Stalle füttern muß. In diesem Falle kann man ihnen bisweilen neben dem dürren Futter auch etwas grünes Gras oder Klee zur Abwechslung geben. Hierbey ist aber (besonders im Anfange) grosse Vorsicht nöthig, weil sie sonst einen Durchfall bekommen, der sie sehr abmattet und schwächt. Den Klee füttert man am besten mit Stroh zu Hexel geschnitten. Zweytens „müssen die Füllen eine gesunde, zweckmässig eingerichtete Wohnung (Stall) erhalten.“—

So lange die Füllen noch an ihrer Mutter saugen, dürfen sie auch bey dieser im Stalle bleiben; sobald sie aber abgesezt oder entwöhnt werden, müssen sie ihren eigenen Stall bekom-

*) Hierüber ist der Artikel Weide im neunten Kapitel, wo von den Nahrungsmitteln gehandelt wird, nachzulesen.

men.*) Ein solcher Füllenstall muß geräumig und so eingerichtet seyn, daß er weder Streubäume, noch andere Scheidewände hat. Im ersten Winter dürfen die Füllen nicht angehängt werden; sondern man muß sie unangebunden im Stalle umhergehen lassen, damit sie nach Belieben umlaufen und sich bewegen können, welches ihr Wachsthum und Gedeihen sehr befördert. Erst im andern Winter dürfen sie angebunden werden,**) indessen braucht keines einen eigenen vermachten Stand. Sie können in einer Reihe ohne Zwischenwände nebeneinander angebunden werden.

Die Gefahr wegen des Schlagens, Drängens und Beissens, welchem man durch die Stände begegnen will, ist hier äusserst gering. Wenn die Füllen einmal zusammen gewöhnt sind, so beissen und schlagen sie einander nicht leicht; jedes weiß seinen Ort gut zu finden. Auch fressen sie frischer und lustiger, wenn sie frey neben einander stehen, als wenn sie eingesperrt und durch Wände von einander abgesondert sind, und überdieß braucht man viel weniger Platz und weniger Stroh zum Einstreuen.

Was die innere Einrichtung des Füllenstalls anbelangt, so müssen vorzüglich die Krip-

---

*) Diejenigen Eigenthümer, welche nur ein Füllen haben, oder welche ihnen nach dem Entwöhnen keinen eigenen Stall geben können, müssen das junge Thier im Stalle entfernt von der Mutter anbinden.

**) In manchen Gestüten werden sie erst im dritten Jahre angebunden.

pen und Raufen so niedrig angebracht seyn, daß die jungen Thiere mit Bequemlichkeit daraus fressen können. Sind die Krippen zu hoch, so müssen die Füllen, um ihr Futter zu erreichen, eine gezwungene Stellung annehmen, und bekommen eingebogene Rücken, Hirschhälse u. s. w. Nach Herrn Hoffmanns Erzählung hängen in den Würtembergischen Stutereyen die Krippen in den Füllenställen an Seilen, die über Rollen gehen; diese Einrichtung ist nicht zu verwerfen. Hier können sie immer im Verhältniß mit der zunehmenden Grösse der Füllen gehängt werden; nämlich so, daß die Krippen den jungen Thieren in der Gegend der Brust sind. Der Fußboden des Füllenstalls muß entweder gut gebohlt oder gepflastert seyn und eine Rinne haben, wodurch der Harn und Unrath abfliessen kann, welches nicht wenig zur Reinlichkeit des Stalles beyträgt. An Fenster und Licht darf es nicht fehlen; und beständig muß man darauf bedacht seyn, daß in demselben fortwährend eine mässige Temperatur herrscht. Noch muß ich bemerken, daß die Thüren der Füllenställe weit genug seyn müssen, damit die Füllen beym Aus- und Eintreiben sich keinen Schaden zufügen können. *)

Drittens „muß für Reinlichkeit und besonders für die Unterhaltung einer reinen, frischen Luft in dem Stalle gesorgt werden." — Reinlichkeit ist halbes Leben für junge Geschöpfe;

*) Ich habe einigemal Füllen gesehen, die sich an engen Thüren die Hüfte eingestossen hatten.

je reinlicher die Füllen gehalten werden, desto besser gedeihen sie. Bey mässiger Nahrung und Reinlichkeit werden sie gesünder, stärker und munterer, als beym Ueberfluß des Futters und Unreinlichkeit. Der Mist und andere Unreinlichkeiten müssen deßhalb fleissig entfernt und die unterliegende Streue öfters erneuert werden, damit die Füllen nie naß stehen oder liegen dürfen. Fenster und Thüren müssen fleissig geöfnet und überhaupt dafür gesorgt werden, daß beständig eine frische und reine Luft im Stalle herrscht. Die Beobachtung dieser Regel bringt noch den wesentlichen Vortheil, daß alsdann der Stall niemals allzuwarm wird und beständig eine mässige Temperatur in ihm herrscht, welches der Gesundheit sehr zuträglich ist.

Viertens „die Füllen müssen fleissig gereinigt und im Sommer, wenn sie auf die Weide gehen, manchmal ausgeschwemmt oder gebadet werden." —

Im ersten Sommer, wo die Füllen mit der Mutter auf die Weide gehen, hat man weiter nichts zu thun, als, wenn sie sich verunreinigt haben, sie durch Waschen von dem anhängenden Koth und Schmutz zu befreyen. Wird im ersten Winter für einen reinen Stall und öftere Erneuerung der Streu gesorgt, so hat man ebenfalls keine Mühe mit ihnen. Allein im zweyten Winter müssen sie schon fleissig geputzt und gereinigt werden, damit die Haut von Schmutz und Staub befreyet und das für den Körper so heilsame Geschäft der Ausdünstung

erleichtert und befördert wird. Jedoch darf bey dem Putzen der Striegel noch nicht gebraucht und muß mehr mit dem Strohwisch und der Bürste gearbeitet werden. Zugleich muß von Zeit zu Zeit der Schweif und die Mähne ausgekämmt und ausgewaschen werden. Auch ist es gut, wenn man ihnen manchmal die Köpfe wäscht und die Augen mit einem reinen, in kaltes Wasser getauchten Schwamme auswischt. So wie das Füllen an Jahren zunimmt, kann auch der Striegel mehr gebraucht werden, und das Putzen fleissiger und ordentlicher geschehen.

Sehr gut und nützlich ist es, wenn man die Füllen alle Tage, sowohl in der warmen Jahreszeit, als auch im Herbste und Frühling, wenn das Wasser nicht zu kalt ist, badet. Man hat beobachtet, daß Füllen, welche an Bächen und kleinen Flüssen, durch welche sie mehreremale des Tages dießseits und jenseits giengen, erzogen wurden, viel stärker und muthiger waren und besser gediehen, als Füllen von derselben Art, welche sich dieses Vortheils nicht zu erfreuen hatten. Nicht allein, daß das Baden und Schwemmen die Reinhaltung der Haut befördert, sondern es belebt und stärkt auch dieses Organ und das ganze Nervensystem; zugleich macht es die Füllen lebhaft, stark, gesund, und sie lernen dabey schwimmen. Auf Gestüten, wo es an fliessendem Wasser nicht mangelt, kann man die Mutterstuten mit ihren Füllen schwimmen sehen, welche leztere sich anfangs dadurch zu helfen suchen, daß sie ihr Vordertheil mit

dem Kreuz der Mutter unterstützen. Die moldauischen Pferde können ausnehmend gut schwimmen; dieses kommt daher, weil es in der Moldau viel tiefes Wasser giebt und die Pferde von Jugend auf sich darinn üben.

Fünftens „darf es den Füllen an Gelegenheit, sich Bewegung zu machen, nicht fehlen.“— Zur Gesundheit und dem Gedeihen der Füllen wird unumgänglich erfordert, daß man ihnen Gelegenheit verschaffe, wo sie sich fleissig bewegen können. Ohne fleissige Bewegung verderben die besten Füllen, werden steif und übel gebildet, oder, mit einem Wort zu sagen, Krüppel. Ihre Stärke und Kraft wird durch Laufen und Springen mehr entwickelt; und vielfältige Bewegung macht sie stark, dauerhaft und lebhaft. Daher ist es so vortheilhaft, die Füllen in dem ersten Lebensjahre unangebunden im Stalle herumgehen zu lassen, damit sie sich nach eigenem Belieben bewegen und miteinander tändeln und scherzen können. Ausserdem müssen solche noch wenigstens einmal des Tages auf den Hof oder auf einen andern nahe am Hause gelegenen eingezäunten Ort herausgelassen werden. Hier in der Freyheit erfreuen die Füllen sich mit einander, laufen und springen herum, stärken dadurch ihren Körper, machen ihn geschmeidig, üben sich in mancherley Bewegungen, und das beschleunigt und vervollkommnet den Wachsthum und die Entwickelung des Körpers und seiner Kräfte.

Man lasse es sich daher ein unverletzliches Gesetz seyn, keinen Tag vorbeygehen zu lassen,

ohne den jungen Thieren das höchst wichtige Bedürfniß des Lebens und der Gesundheit — die Bewegung — geniessen zu lassen, vorzüglich wenn eine heitere und gute Witterung herrscht. Im Grunde sollte man aber eigentlich keine Art der Witterung scheuen und sie zu jeder Jahreszeit, wenn es nur nicht gar zu kalt und stürmisch ist, herauslassen. Auf diese Weise werden sie von Jugend auf an die Veränderungen der Witterung und Abwechslung der Jahreszeit gewöhnt und haben neben der Bewegung auch noch täglich den Genuß der frischen Luft. Schon dieser lezte Vortheil ist bedeutend; denn der Genuß der reinen, freyen Luft und der darinnen befindlichen belebenden Bestandtheile (des Sauerstoffs) sind dem Körper eine wahre Labung und Stärkung.

Sechstens „man quacksalbere nicht gleich bey jeder kleinen Unpäßlichkeit, die den Füllen zustößt.“—

Die mehrsten Unpäßlichkeiten der Füllen rühren von Fehlern in der Wartung und Pflege her. In dergleichen Fällen gleich mit Arzneyen auf den jugendlichen Körper loszustürmen, ist nicht anzurathen. Weit besser ist es, wenn man sogleich, wenn das Füllen zu kränkeln anfängt, die Mühe und den Fleiß bey der Pflege und Wartung verdoppelt und noch ausserdem jene Ursachen wegzuräumen sucht, von denen man glaubt, daß sie Veranlassung dazu gegeben haben. Auf diese Weise kommt man am geschwindesten und leichtesten zum Zweck; es sey denn, daß

das

das junge Thier an offenbarer Krankheit litte, in welchem Fall freylich der Gebrauch zweckmässiger Arzneyen nicht verabsäumt werden darf.

Siebentens „die Hufe der Füllen verlangen eine eigene sorgfältige Pflege und Behandlung.“— Viele sind der Meinung, daß in den ersten Jahren die Hufe der Füllen keiner Sorgfalt bedürfen; aber schon in diesem Alter wird oft der Grund zum Ruin der Hufe gelegt. Ein grosser Theil bekommt schon hier schiefe, verbogene, zusammengezogene oder sonst verdorbene Hufe, die sie in der Zukunft mehr oder weniger unbrauchbar machen. Nur in den ersten fünf bis sechs Monaten ist (die Zufälle ausgenommen) nichts an den Hufen zu machen, besonders bey denen nicht, die mit ihren Müttern auf die Weide gehen, und sich das überflüssige Horn ablaufen. Späterhin muß aber eine genaue Aufsicht über die Hufe gehalten werden, damit die Zehe, die Wände und die Trachten beständig im Ebenmaas, d. h., in der diesen Theilen angemessenen Gleichheit, Länge und Richtung bleiben. Während die Füllen auf die Weide gehen, erhalten sich ihre Hufe gewöhnlich gesund; nur im Winter, wo sie im Stalle ihre Zeit zubringen müssen, bekommen sie allerhand Fehler. Bemerkt man so etwas, so muß sogleich geholfen werden. Z. B. ist die Zehe zu lang und sind die Trachten zu niedrig: so muß der Huf an der Zehe kürzer gemacht und niedergeschnitten werden, die Trachten aber müssen gänzlich verschont bleiben. Sollte über-

haupt der Huf zu hoch herangewachsen seyn, so muß er überall so viel, als er zu hoch ist, niedergeschnitten werden. Ist der Huf vornen an der Zehe zu kurz (zu viel abgenuzt) und hinten zu hoch: so schneidet man die beiden Trachten nieder, ohne von der Zehe im mindesten etwas wegzunehmen u. s. w. Auf solche Weise muß den weitern Fortschritten der Fehler und Gebrechen des Hufs Einhalt gethan und abgeholfen werden. Oftmals verdirbt die feuchte, faule Streu, auf der die Füllen Wochen lang stehen müssen, die Hufe, und giebt Anlaß zu Strahlgeschwüren, weichen Hufen u. m. dgl. Uebeln. Hier hilft nichts besser, als ein reiner, trockener Stall. Es ist erstaunlich, welche Menge Pferde alljährlich durch fehlerhafte Hufe zum Dienste untauglich und die Beute des Abdeckers wird. Die zu langen und die zu kurz geschnittenen Hufe, das starke Ausschneiden oder Aushöhlen der Sohle, das Weg- oder Durchschneiden der Eckstreben (Winkel), das Abraspeln der äussern Glasur des Hufs, das Aufbrennen der Hufeisen, die starken und schweren Hufeisen, die dicken Hufnägel, und überhaupt der Unverstand der Schmiede, sind an dem Verderben der Hufe, und der Pferde — sind an allem diesem Unheil schuld.

Achtens „man muß mit den Füllen liebreich und freundlich umgehen und sie bey Zeit zahm, umgänglich und folgsam zu machen suchen.“— Geduld, Sanftmuth und Liebkosungen, führen hier am leichtesten zum Zweck. Man gehe nur oft zu ihnen, rede sie an, schmeichle

und streichle sie, und gebe ihnen von Zeit zu Zeit etwas Salz und Brod. Wann sie grösser werden, muß man sie mit dem Sattel bekannt machen; anfänglich legt man ihnen ein blosses sogenanntes Reitkißchen oder eine Decke oder ein leichtes Geschirr auf den Rücken, und zieht die Bauchgurt ein wenig an, späterhin muß auch der Sattel aufgelegt werden. Nun kann man sie auch gewöhnen, einen Strick oder ein leichtes Mundstück im Maule zu leiden, um sie im Voraus schon einigermassen mit dem Gebiß bekannt zu machen. Eben so muß man sich mit ihren Füssen beschäftigen; man hebe diese auf, halte sie eine Weile so aufgehoben, klopfe mit einem Hammer auf die Sohle und Wand, und bereite so die Thiere zum künftigen Beschlagen vor. Alle diese und ähnliche Versuche muß man mit der größten Vorsichtigkeit und Sanftmuth vornehmen; denn ein Augenblick der Ungeduld und des Zorns kann alles wieder verderben und sie dem Menschen auf lange Zeit und immer abgeneigt machen. Ich weiß gar nicht, wie Leute so unvernünftig handeln und bey solcher Gelegenheit Härte zeigen können; sie richten damit nicht nur nichts aus, sondern sie verderben auch die Pferde und machen sie tückisch und boshaft, wo dann immer lebensgefährlich mit ihnen umzugehen ist, und welche dann oftmals ihre Dienste versagen, wenn man sie am nöthigsten bedarf. Ich kann hier also nicht genug Geduld und Sanftmuth empfehlen.

Auch hat man wohl acht zu geben, daß die Füllen sich nicht irgend eine Untugend an-

gewöhnen, z. B. Beissen, Schlagen, in die Krippe springen, sich hin und her wiegen (Leinenwebern), mit den Zähnen auf Krippen oder andern harten Körpern aufsetzen u. s. w. Bemerkt man, daß ein Füllen zu einem oder dem andern dieser Untugenden einen Hang hat, so darf man es ja nicht aus dem Auge lassen; sondern man muß es in dem Augenblicke, da es sich vergißt, scharf anreden, ihm auch wohl nach Beschaffenheit der Umstände eine gelinde Strafe geben.

Neuntens „die Hengstfüllen dürfen nicht zu jung kastrirt oder verschnitten werden." — Das Verschneiden der Hengstfüllen in einem frühen Alter lieben fast alle Landleute. Die guten Leute wissen nicht, daß sie sich dadurch einen Schaden zufügen; die Füllen werden dadurch in ihrem Wachsthum und ihrer Ausbildung gehindert, und die Erfahrung zeigt, daß dergleichen allzujung verschnittene Pferde in einem gewissen Grad von Unvollkommenheit zurückbleiben und gar vieles an Kraft, Stärke und Ausdauer entbehren müssen.

Wenn es daher dem Landmann irgend möglich ist, so muß er seine Hengstfüllen vor $2\frac{1}{2}$ oder drey Jahren nicht verschneiden lassen, um ein desto stärkeres und muthvolleres Thier zur Arbeit zu bekommen. Füllen, die so spät geschnitten werden, bekommen einen schönen Hals, mehr Feuer und Stärke und behalten überhaupt mehr von den Vorzügen des Hengstes, als die-

jenigen, denen ihre Mannheit in ihrer zarten Jugend genommen wird.

Zehntens „man gebrauche die Pferde nicht allzujung zur Arbeit.“— Wenn man die Füllen zu jung zur Arbeit gebraucht, so hat dieses einen äusserst nachtheiligen Einfluß auf ihre Lebensdauer; sie werden sehr bald zu fernern Diensten unbrauchbar. Uns sind eine Menge Beyspiele bekannt, wo Pferde durch zu frühes Anstrengen ruinirt worden sind, bevor sie noch ihr Wachsthum vollendet hatten. Ehe ein Pferd nicht vollkommen ausgewachsen ist und sich ausgebildet hat, sollte man es gar nicht zum Dienste, oder doch höchstens nur zu ganz leichten Arbeiten gebrauchen. Das geschieht aber — besonders bey den gemeinen Wirthschaften — gewöhnlich nicht, sondern man benuzt sie meistens dann schon zur Arbeit, wann sie zwey-, höchstens dritthalbjährig sind. Es ist dieß blos Gewinnsucht von Seiten des Landmannes, weil er sein Füllen, sobald es heran wächst, nicht mehr umsonst füttern will. Aber er thut sich selbst damit den größten Schaden, weil er seine Thiere vor der Zeit zu Grunde richtet. Ich muß daher jedem Landwirth, welcher Füllen erziehet oder auch ankauft, rathen, solche nicht zu frühe einzuspannen. Allerwenigstens sollte er sie drey Jahre alt werden lassen, ehe er sie zum Dienste gebraucht; und auch dann dürfen sie noch keine schwere Lasten zum Ziehen oder Tragen bekommen. Mit drey Jahren sollte man blos anfangen, sie allmählig zur Arbeit zu gewöhnen. Wenn auch

auf diese Weise die Erziehung und Wartung mehr kostet, indem hier durch Arbeit kein Ersatz Statt hat, so thut das nichts; das Thier gewinnt an Stärke, an Kräften, und ist dann im Stande desto länger zu dienen, und so durch anhaltende Arbeit zu ersetzen, was vorher bey seiner Schonung ist verabsäumt worden.

Drittes Kapitel.

Ein gesunder, zweckmässig eingerichteter, reinlicher Stall.

Der Stall ist den Pferden das, was den Menschen ihre Wohnungen sind. Hier pflegt das Pferd seiner Ruhe nach überstandener Tagesarbeit, und sammlet Kräfte für die folgenden; hierher kehrt es aus der Sonnenhitze zurück; hier sucht es Schutz gegen die Insekten, welche es den Tag über ängstigten; hier will es mit Gemächlichkeit und Behagen sein Futter verzehren; hier soll es von dem Staube und vom Schmutz gereinigt werden, womit die Arbeit es bedeckte; hier soll es gegen die Witterung geschüzt stehen, und einer vollkommenen Gesundheit geniessen. Es ist daher nöthig, daß die Pferdeställe auf eine solche Art eingerichtet werden, daß diese Zwecke erreicht und die Pferde möglichst lange gesund erhalten werden.

Wenn ein Stall nicht zum Schaden, sondern zur Erhaltung der Gesundheit der Pferde dienen soll, so muß er auch die Eigenschaften haben, durch die den Pferden Bequemlichkeit und Ruhe verschafft, und alles dasjenige abgewandt wird, was nachtheilige Folgen für ihre Gesundheit haben kann. Zu einem guten Pferdestall sind nun vorzüglich folgende Eigenschaften erforderlich:

1) Eine gute und trockene Lage. —

Die Lage des Pferdestalles richtet sich zwar, besonders bey Oekonomen, nach dem Individuellen, und mancher kann keine Aenderung macheu, weil es ihm an Gelegenheit und Vermögen fehlt. Allein solche Oekonomen, in deren Willkühr die Wahl steht, und vornehme Besitzer, können hier schon etwas unternehmen. Sie müssen also zuerst auf eine trockene und (so viel möglich) hohe Lage bedacht seyn. Ist man in der Wahl beschränkt, muß man mit einem mehr niedrigen, als erhabenen Grund zufrieden seyn: so muß er gehörig erhöht und den Feuchtigkeiten um so sorgfältiger Abfluß verschaft werden. Zugleich muß ich hier bemerken, daß es sehr vortheilhaft ist, wenn der Stall so zu stehen kommt, daß seine vordere Seite nach Westen hinstehet, weil dann seine Hauptflächen weder von den heissen Mittagswinden der Sommerszeit, noch von den rauhen Nordwinden des Winters zu sehr getroffen werden können.

2) Eine nach der für ihn bestimmten Pferdezahl verhältnißmässige Grösse und Höhe. —

Die Grösse des Stalles hängt allemal von der Anzahl der Pferde ab, welche darinn nebeneinander stehen sollen. Er muß so geräumig gemacht werden, daß nicht nur die bestimmte Anzahl von Pferden darinn aufgestellt werden kann, sondern auch jedes Pferd in seinem Stande Raum genug hat, um bequem liegen, und sich ausstrecken zu können; zugleich muß hinter den Ständen der Gang so breit bleiben, daß kein

Vorübergehender von schlagenden Pferden getroffen werden kann. Was die Höhe betrift, die man einem Pferdestalle geben soll, so bestimmt man sie gewöhnlich für einen kleinen Stall auf 12 Fuß, und für einen grössern auf 14 Fuß.

3) Eine dichte und feste Decke. —

Die Decke des Stalles muß besonders dann recht dicht und fest gemacht werden, wenn über demselben Futterböden angebracht sind. Geschiehet solches nicht, so dringen die beständig in die Höhe steigenden Ausdünstungen von den Pferden und ihren Exkrementen durch die Lücken und verderben die Futtervorräthe; auch wird der durch die etwannigen Undichtigkeiten herunter fallende Staub nicht nur den Augen schädlich werden, sondern auch die Haut verunreinigen. Eine Decke von Sparrwerk und geschlagener Erde, mit einem feuerwiderstehenden Anstrich überzogen, verdient fast vor allen den Vorzug. Die steinernen gewölbten Decken sind aber auch nicht zu verachten — nur sind sie zu kostbar. —

4) Hellung und genugsames Tageslicht. —

Genugsames Tageslicht ist mit ein Haupterforderniß eines guten Pferdestalles. Man muß das geringste Geschäft darinnen vornehmen können, ohne die Augen anzustrengen; und die Pferde müssen alles sehen können, weil sie sonst, wenn sie aus dem dunkeln Stalle kommen, sich vor hellen Gegenständen scheuen. Auch sind die Pferde in hellen Ställen munterer, fressen und gedeihen besser. Um nun dem Stalle eine gehörige Helle zu verschaffen, muß man eine

erforderliche Anzahl von Fenstern anbringen lassen. Sollten die Pferde in einer Reihe stehen, so ist es am besten, wenn die Fenster auf der Seite hinter den Pferden angebracht werden. Im Fall dieß die Umstände verwehren, so müssen die Fenster schlechterdings so hoch kommen, daß das Licht und die Sonnenstrahlen den Pferden nicht auf die Köpfe und in die Augen, sondern über den Kopf auf das Hintertheil fallen, weil sonst das Gesicht Schaden leiden könnte. Die Fenster selbst müssen so eingesezt werden, daß man sie in den warmen Tagen bequem herausnehmen und vor die Oefnungen Vorhänge von grobem Beuteltuche spannen kann, welches die Luft durchläßt, den Stall kühl hält, und zugleich dem Ungeziefer den Eingang versperrt. Zugleich muß ich bemerken, daß man niemals solche Fenster anlegen darf, wo die Mittagssonne zur Sommerszeit den ganzen Tag hineinscheint und den Pferden die Augen blendet. Da, wo man das nicht vermeiden kann, müssen, so lange die Sonne scheint, die Fenster verhängt werden.

5) Gut eingerichtete Dunströhren zur Verbesserung der Stallluft.

Um den Zugang reiner und die Ableitung unreiner, schädlicher Luft zu bewirken, sollten in jedem Pferdestalle Dunströhren angebracht seyn. Sie können folgender Gestalt angelegt werden: In die Decke des Stalles macht man nach Maasgabe seiner Grösse eine oder mehrere Oeffnungen, ungefähr achtzehn Zoll ins Quadrat. Ueber jede derselben führt man eine aus vier

starken Brettern bestehende und wohl zusammen gefügte vierekigte Röhre, welche die Gestalt eines Schornsteins hat, über das Dach hinaus auf, und macht sie, wenn man sonst will, um den Zug noch mehr zu verstärken, in der Mitte ungefähr um ein Drittel enger, als unten und oben. Damit es aber nicht etwa in den Stall regnen oder schneyen möge, so macht man über jede Röhre ein kleines Quer- oder Satteldach; und um die Röhre selbst nach Maasgabe der Kälte und Wärme leicht verschliessen und öffnen zu können, bringt man vor dem Eingange derselben (an der Decke) Klappen oder Falläden an.

6) Dauerhafte und gute Stände. —

Die Stände oder Behältnisse, worin ein jedes Pferd besonders steht, unterscheiden sich in Riegel- und Kastenstände.*) Die Riegelstände, welche durch einen befestigten Balken getrennt sind, können den Pferden sehr gefährlich werden, wenn sie sich wälzen und unter sie gerathen. Deßhalb verdienen die Kastenstände den Vorzug. In diesen stehet das Pferd zwischen zwey Wänden von starken Brettern, deren obere Befestigung nach der Krippe zu in einer

---

*) Manche Ställe sind auf eine andere Art und zwar durch sogenannte Lattierbäume abgetheilt. Allein die Pferde sind hier nicht nur nicht so gesichert vor Beschädigungen von ihren Nachbaren, sondern können sich auch leicht selbst Schaden zufügen.

ausgeschweiften Linie bis zur Höhe der Raufe steigt. Hier sind die Pferde wechselseitig vor dem so gefährlichen Schlagen, Hauen, Beissen und Treten gesichert. Ein solcher Stand muß, wenn er zweckmässig seyn soll, wenigstens fünf Fuß in die Breite und acht bis neun Fuß in die Länge haben, sonst kann sich das Thier nicht ordentlich niederlegen und ausruhen.

Was den Fußboden der Stände anbetrift, so wird derselbe entweder gebohlt, oder gepflastert. Gewöhnlich werden die Stände mit eichenen, sehr genau in einander gefügten Bohlen in die Quere belegt; und damit die Thiere nicht ausglitschen, welches beym Aufstehen leicht geschehen kann, durch Einhauen rauh gemacht. Dieser Fußboden hat zwar das Gute, daß die Pferde auf ihm warm stehen, die Füsse nicht so leicht verderben und nicht so viel Eisen abtreten; allein das Holz ziehet den Urin an, und unter den Bohlen bildet sich bald eine Kloake, deren Ausdünstung die Stallluft verdirbt und besonders den Augen und der Brust nachtheilig wird. Deßhalb möchte ich fast dem gepflasterten Fußboden den Vorzug einräumen.

Schon vor zweytausend Jahren lehrte Xenophon, ein gepflasterter Stand sey stärkend für die Füsse, und ein Mittel, sie gesund zu erhalten. In England haben die gepflasterten Fußböden fast durchgängig die Bohlen aus den Pferdeställen verdrängt. Auch bey uns verdienen solche mehr eingeführt zu werden. Am besten dienen dazu scharf gebrannte Mauersteine

oder sogenannte Klinkern. Diese werden auf die Seitenkante dicht aneinander und ordentlich mit Kalk eingesezt, nachdem vorher die Erde fest-gestampft ist. Dabey wird das Pflaster so ge-legt, daß es nach hinten zu einen Abhang zum Ablaufen des Harns hat; dieser darf aber nicht über drey Zoll betragen, weil sonst die Körper-last des stehenden Pferdes zu hart auf den Hin-terfüssen zu ruhen kommt. Ein solcher Fußbo-den ist im Sommer kühl und im Winter bey einer mässigen Streue doch nicht zu kalt; auch hat der Harn seinen Abfluß und kann sich nicht in die Streue einziehen, wodurch die Reinlich-keit im Stalle sehr befördert wird. Zu den wesentlichsten Stücken eines Pferdestalls gehö-ren noch

7) geräumige und gute Krippen und Raufen.—

Krippe und Raufe gehören zu den grossen Bequemlichkeiten, deren man, wenn man seine Pferde gut verpflegen will, nie entbehren kann. In Marställen trift man meistens steinerne Mul-den an, aus welchen die Pferde fressen und oberhalb derselben einen aus dünnem Eisen ver-fertigten Korb für das Heu. Der Oekonom und der Landmann können weniger auf Pracht verwenden, sie müssen also hölzerne Krippen und Raufen wählen.

Die Krippen müssen geräumig, glatt ausge-hobelt und weit genug seyn, damit das Pferd bequem daraus fressen kann. Die aus einem Stück Eichenstammholz gemachten sind die vor-züglichsten. Sie müssen ferner nicht zu niedrig

seyn, damit das Pferd nicht nöthig hat, sich mit dem Kopfe niederzubücken, wenn es sein Futter erlangen will. Von den Raufen hat man zweyerley Arten. Einige sind schräg und abhängig, andere aber gerade. Die Erstern erfordern zwar nicht so viel Platz, als die Leztern, haben aber auch weniger Werth. Bey den schrägen, abhängigen Raufen wird der obere Theil von eisernen Hacken an der Wand gehalten; der untere Theil aber ist dicht an der Wand befestigt. Da sie nun gleichsam über die Krippen herabhängen, so fällt der Staub nebst dem Heusaamen in die Krippe und den Pferden in die Augen.*) Die gerad aufstehenden Raufen sind 16 bis 18 Zoll von der Wand entfernt, und dieser Zwischenraum wird unterhalb von einem etwas dichten und wagerecht liegenden Gitter verschlossen; so daß der aus dem Heue fallende Staub und Saamen durch und hinter die Krippe fallen kann.

8) Gut eingelegte Jauchenabzüge. —

Es ist ungemein viel daran gelegen, daß der Harn und die Mistjauche in den Pferdeställen nicht stehen bleiben und sich in Plätzen sammeln kann, wo sie zu einer scharf riechenden Jauche werden, sondern sie müssen abfliessen. Es muß deßhalb dafür gesorgt seyn, daß der

---

*) Will man doch diese Art Raufen in einem Stall anbringen lassen, so müssen sie so eng in den Sprossen gestellt seyn, daß das Pferd nur wenig Heu auf einmal herausziehen kann.

Harn, so wie ihn ein Pferd läßt, sogleich abfliessen kann. Man muß hinter den Pferden, da wo ihr Stand am tiefsten ist, eine Vertiefung oder Rinne anbringen lassen, in welcher sich der Harn oder die Mistjauche aus allen Ständen sammeln und durch eine andere damit verbundene Rinne aus dem Stalle abfliessen kann. Damit dieser Jauchenabzug immer recht reinlich bleibe, muß er flach angelegt und manchmal mit frischem Wasser ausgespült werden.

Hier wird es der beste Ort seyn, der Reinlichkeit in den Ställen zu gedenken. Sie ist gewiß halbes Leben für jedes Pferd; es gedeiht besser, ist munterer und sein Aufenthalt nach der Arbeit ist ihm kein Kerker. Auch trägt sie zur Erhaltung einer reinen Luft in den Ställen sehr vieles bey. Es darf weder der Mist, noch die gebrauchte Streu lange in dem Stalle liegen bleiben; faul gewordene Streu aber darf gar nicht in dem Stalle geduldet werden. Kein Pferd darf den ganzen Tag über auf der Streu stehen, es sey denn, daß es lahm, krank oder ermüdet von der Reise erst zurück gekommen wäre. So wie ein Pferd den Mist fallen läßt, muß er sogleich entfernt werden. Hat jemand viele Pferde, so hat er auch viele Leute, also auch gewiß eine Stallwache, deren Verrichtung dieß ist. Hat jemand wenig Pferde, so macht das gar keine Mühe, zuweilen nachzusehen und die Exkremente auf die Seite zu schaffen.

Die Stallfenster müssen öfters abgewischt werden, so wie man sie auch fleissig öffnen muß,

um frische Luft in den Stall zu lassen. Die Spinngewebe müssen aus jedem Pferdestall immer entfernt bleiben. Man muß sich in allen Stücken der größten Reinlichkeit befleissigen.

Die Streu schaffe man, so wie das Pferd aufsteht, aus dem Stalle, und sondere den kurzen Mist davon, den man nicht wieder streuen darf. In sogenannte Streuklappen (unter die Krippe) darf aber die Streue nicht gelegt werden, und zwar, weil auf diese Weise das Stroh nicht gehörig austrocknen kann, das Pferd also immer auf feuchter Streu liegt, und die Dünste des von derselben angesogenen Urins dann alle im Stalle bleiben und so die Luft mit verderben helfen. Am besten ist es, wenn man das des Abends eingestreute Stroh früh Morgens wegnimmt, ausschüttelt, von Unreinigkeiten säubert, zum Trocknen an die Luft legt, und Abends wiederum mit etwas wenigem neuen zum Unterstreuen gebraucht. Dadurch wird nicht allein vieles Stroh erspart, sondern auch die Reinlichkeit des Stalles und der Pferde erhalten.

Vier-

Viertes Kapitel.

Reine Luft — Licht.

Die Luft ist eines der größten Erhaltungs- und Stärkungsmittel des thierischen Lebens. Sie ist allen athmenden Wesen zur Unterhaltung ihres Lebens unentbehrlich. Nahrungsmittel und Getränke scheinen mehr zur Erhaltung und Wiedererzeugung der gröbern Materie des Körpers und seiner Organe zu dienen; indessen die Luft mehr zum Ersatz der feinern aus dem Körper abgehenden Stoffe bestimmt zu seyn scheint. Auch ist es zuverlässig, daß die Luft ein nöthiger Reitz für die Lebenskraft ist und zur Unterhaltung einer gesundheitsgemäsen Lebensthätigkeit sehr vieles beyträgt.

Die Luft — selbst die reinste atmosphärische Luft — ist nicht einfach, sondern ein Gemisch von mehreren Gasarten. Wenn wir uns nämlich 100 Theile reine gute Luft denken, so haben wir ohngefähr 75 Theile des sogenannten Stickstoffgases, 22 Theile Sauerstoffgas und 3 Theile kohlensaures Gas. Dieses Verhältniß leidet aber beständig Abänderungen, da die Dünste, welche aus Meeren, Seen, Flüssen aufsteigen, die Ausdünstungen von Menschen, Thieren u. s. w. sich mit der Luft vermischen, und diese bald zum Vortheil, bald zum Nachtheil der Gesundheit abändern. Bey alledem ist in der freyen

Atmosphäre das Verhältniß der Hauptbestandtheile der Luft, einen kleinen Unterschied abgerechnet, fast immer dasselbe. Nur in verschlossenen Orten und besonders in den Ställen unserer Hausthiere trift man grösseres Mißverhältniß der Bestandtheile der Luft an. Durch das beständige Ausathmen und Ausdünsten der Thiere, und die aus ihren Exkrementen sich entwickelnden Dünste wird die Luft in den Ställen höchst verunreinigt und zum Einathmen untauglich gemacht. Wir müssen deßhalb darauf denken, so viel möglich ist, die Thiere von dieser verdorbenen Luft zu befreyen und den Zutritt einer reinern und bessern aus der Atmosphäre in den Stall zu befördern. Es ist dieß eine der ersten Pflichten eines Eigenthümers von Pferden, der seine Thiere gesund zu erhalten verlangt. Die besten Hülfsmittel zur Erfrischung und Erneuerung der Luft in den Ställen sind:

1) das Oeffnen der Fenster und Thüren. —

Man lasse keinen Tag hingehen, ohne auf diese Weise die Luft in den Ställen erneuert zu haben. Wenigstens einige Stunden des Tages müssen Fenster und Thüren geöffnet seyn; und diese Regel muß selbst im Winter beobachtet werden. Im Sommer wählt man dazu einige Stunden des Morgens und des Abends; im Winter, Herbst und Frühjahr aber die Mittagsstunden. Man darf dabey die kühle Witterung nicht scheuen. Die Natur bleibt auch dann gütige Mutter für ihre Geschöpfe, wenn sie stürmt; nur wenn die Witterung gar zu

kalt seyn sollte, muß ich dieses Verfahren widerrathen. Auch muß man jedesmal Acht darauf geben, daß keine Zugluft im Stalle entsteht. Eine solche Luft muß man überhaupt zu vermeiden suchen, indem sie leicht zu katarrhalischen Krankheiten, besonders zu Strengel und Drüse Anlaß giebt.

2) Die Anlegung von Dunströhren.*) —

Durch diese kann die Stallluft am leichtesten und besten erneuert und erfrischt werden. Es bekommt dadurch der Stall einen regelmässigen Luftzug und die sich ansammelnden Dünste erhalten auf eine vortheilhafte Weise einen Ausweg durch die Decke. Es wird hierdurch die äussere Luft mit der Stallluft in eine Verbindung gesezt, die zur Reinigung der lezteren sehr vortheilhaft wird. Wenn Einige die Dunströhren für entbehrlich halten und der Meinung sind, daß die Dünste durch das Oefnen der Fenster eben so gut entfernt werden können, so kann ich ihnen nicht beystimmen. Bekanntlich sind die warmen Dünste leichter, als die freye Luft; den Beweis davon giebt uns eine warme Stube, wo man an der Decke die Wärme in einem weit höhern Grade empfindet, als am Boden oder in der Mitte derselben. Dieß vorausgesezt, so ist wohl nichts natürlicher, als daß die äussere Luft durch die Dunströhre in den Stall hinein dringt, die in dem Stalle ent-

*) Wie die Dunströhren erbauet werden müssen, ist bereits im vorigen Kapitel gelehrt worden.

haltene, durch die Wärme verdünnte und leichter gewordene Luft in die Höhe hebt, und sie auf diese Weise zum Ausströmen durch die Dunströhre nöthigt. Auf solche Weise kann die Stallluft am leichtesten verbessert werden, und es wird dadurch jede Zugluft vermieden. Im Winter öffnet man die Klappe oder den Fallladen nur des Tages einige Stunden, um die Dünste hinaus und doch den Stall nicht zu kalt werden zu lassen. Im Sommer hingegen läßt man sie, um beständig reine Luft zu haben, so lange offen, bis sich starke Nachtfröste einstellen.

Statt der Dunströhren haben Einige Oeffnungen in den Wänden anzubringen angerathen. Allein diese haben den Nachtheil, daß sie leicht Zugluft hervorbringen und dadurch der Gesundheit der Pferde Schaden zufügen.

3) Trägt Reinlichkeit im Stalle auch sehr vieles zur Erhaltung einer reinen Stallluft bey. —

Es darf weder Mist, noch die gebrauchte Streue lange im Stalle liegen bleiben; faulgewordene Streue darf aber gar nicht im Stalle geduldet werden, weil sich aus derselben scharfe Theilchen entwicklen, welche von der Luft angenommen werden und dieselbe verunreinigen.

Einige wollen durch Räucherungen die Luft in den Ställen verbessern. Allein dieses Verfahren ist, im Ganzen betrachtet, nicht zu loben. Die Luft wird dadurch keinesweges verbessert; es wird bloß dadurch bewirkt, daß die in ihr

hervorstechend riechenden Theilchen, wegen der andern angenehmer und noch stärker riechenden, von unsern Geruchsnerven nicht mehr empfunden werden. Die einzige Art der Räucherung, welche noch zur Verbesserung der Luft kann empfohlen werden, ist das Verdampfen des Essigs. Nur darf der Essig nicht auf Kohlen gegossen und so verdampft werden, sondern man muß ihn kochend in eine flache Schüssel giessen und ihn so dampfen lassen. Bey dieser langsamen Verdünstung des Essigs entwickelt sich beständig eine kleine Menge des Sauerstoffs (sogenannte Lebensluft), und er ist daher das beste Verbesserungsmittel der Luft. Jedoch verdient die Reinigung der Luft durch Aufmachen der Fenster oder Dunströhren allemal den Vorzug.

Noch muß ich hier eine Erinnerung beyfügen, welche auf die Verlängerung des Lebens einen wichtigen Einfluß hat. Man muß beständig in den Ställen eine nur mässige Temperatur der Wärme zu erhalten suchen. Es ist besser, die Thiere in einer zu kühlen, als zu heissen Luft leben zu lassen. Denn leztere beschleunigt nicht nur den Lebensstrom, sondern die Pferde befinden sich auch in den verschlossenen warmen Ställen gleichwie in einem Dampfbade, wobey durch vermehrte Ausdünstung unnöthigerweise viele Säfte verloren gehen und der Körper sehr geschwächt wird.

4) Welche Temperatur der Luft soll man eigentlich in den Ställen zu erhalten suchen?

Die Temperatur der Luft wird sowohl durch die Jahreszeiten, als auch durch verschie-

dene andere Umstände sehr mannichfaltig abgeändert. Gewöhnlich ist die Temperatur der Atmosphäre unter dem Grade der thierischen Blutwärme, welche nach dem Fahrenheitischen Thermometer 94 bis 97 Grad beträgt.*) So lange die Luft eine solche Temperatur behält, wirkt sie angenehm auf den Körper des Thieres, und ist auch der Gesundheit am zuträglichsten; deßhalb sollte man suchen, so viel möglich ist, eine solche Temperatur der Luft in den Ställen zu erhalten.

Das Licht ist ein vorzüglicher Freund des Lebens und ein unentbehrlicher Lebensreitz, sowohl für die animalische, als vegetabilische Welt. Man kann mit Recht behaupten, daß ein jedes Geschöpf ein um so vollkommeneres Leben hat, je mehr es den Einfluß des Lichts genießt. Gewiß ist es, daß die Influenz des Lichts auf das Leben und die Gesundheit eines Geschöpfes von weit wesentlicheren Folgen ist, als man gewöhnlich glaubt; ja es giebt sogar wenig Thiere, die nicht eine besondere Neigung zu dem Lichte haben. Unter diesen steht das Pferd als ein vorzüglicher Freund des Lichts oben an. Man betrachte es, wenn es aus einem finstern Stalle an das Tageslicht geführt wird; es läßt sogleich ein frohes Wiehern hören, und giebt seine Freude durch öfteres Verändern seiner Stellung und durch lebhaftes Springen zu erkennen.

Aber nicht blos angenehm ist den Pferden das Licht, sondern es ist ihnen auch unentbehr-

---

*) Naumann a. a. O. 2ter Theil, S. 24.

lich. Denn erstlich wirkt es auf den thierischen Körper unmittelbar als kräftiger Reitz und trägt zur Erhaltung einer normalen Lebensthätigkeit sehr vieles bey; und dann bringt es zweytens noch mittelbar dem Körper grosse Vortheile, indem es die Luft reinigt und aus den Pflanzen reine Luft (Lebensluft) entwickelt. Selbst die in dumpfigen Ställen befindlichen Feuchtigkeiten werden durch genugsamen Lichteinfluß vermindert.

Da nun das Licht einen so wesentlichen Einfluß auf die Körper der Thiere hat, so sollten wir auch darauf bedacht seyn, dasselbe in den Wohnungen der Pferde zu befördern; und in dieser Hinsicht den Stall durch zweckmässig angebrachte Fenster erhalten.

Wäre auch wirklich von dem Mangel des Lichts kein Nachtheil für die Gesundheit der Pferde zu befürchten, so ist es doch unsere Pflicht, den armen Thieren das ohnehin mühselige, traurige Leben so viel möglich zu erleichtern und angenehm zu machen.

Fünftes Kapitel,

Gute, gesunde Nahrungsmittel.

Die Nahrungsmittel gehören zu den größten Erhaltungsmitteln des thierischen Lebens. Es ist nicht allein, daß sie den Körper ernähren, d. h., ihm Stoff zu seiner Vervollkommnung und zum Ersatz der täglich verloren gehenden Theile liefern; sondern sie sind auch kräftige Reitze für die Lebenskraft.*)

Was man im eigentlichsten Sinne des Worts Nahrung nennt, ist der in den Gewächsen befindliche Nährstoff. Dieser Stoff bestehet in einem Gemisch von Zuckerstoff und Schleim oder dem mehlartigen Theile und einem zähen leimartigen Wesen oder der vegetabilisch-thierischen

*) Die reitzende Eigenschaft der Nahrungsmittel erhellet durch ihre schnelle Wirkung über den ganzen Körper; denn kaum kommen die meisten von ihnen in den Magen, so laben und stärken sie das ganze System. Diese Stärkung kann man auf keinen Fall von der Assimilation der Nahrungsmittel, welche sich nicht so geschwind macht, herleiten; — sie muß dem Reitze zugeschrieben werden. Z. B. man gebe einem durch Arbeit ermatteten Pferde eine Portion Brodschnitte und feuchte solche mit Bier oder noch besser mit Wein an. Kaum wird das Pferd diese Nahrung zu sich genommen haben, so wird es auch schon mit erneuerter Kraft wieder fortgehen können.

Materie; wozu noch die mit Kalkerde verbundene Phosphorsäure, als Knochenerde, gerechnet werden kann, welche in die Substanz der Knochen eindringt und dieselben mit bilden hilft. Ausser dieser enthalten die Gewächse auch noch harzige, erdige, ölichte und salzige Theile; desgleichen verschiedene andere Stoffe, als: bittere, scharfe, zusammenziehende, betäubende u. s. w. *)

In wiefern nun viel oder wenig von dem Nährstoff in einem Gewächse enthalten ist, ist es auch mehr oder weniger nährend; und eben so, nach dem es viel oder wenig von den andern Stoffen bey sich führt, mehr oder weniger reitzend oder erhitzend.

Die Nahrungsmittel, welche wir den Pferden reichen, können diesen Grundsätzen zufolge verschiedene Eigenschaften haben. Sie können sehr viel des nährenden Stoffs enthalten, oder nur wenig davon haben. Sie können entweder sehr reitzend und nährend zugleich seyn, oder auch stark reitzen, ohne viel zu nähren.

Die Nahrung der Pferde ist einfach und wird allein aus dem Pflanzenreiche genommen. **)

---

*) Naumann am angeführten Ort. 2ter Thl. S. 52.

**) Man soll aber auch die Pferde ans Fleisch gewöhnen können. Herr Pilger erzählt, daß die Hühnerkrämer in England die Eingeweide des abgeschlachteten Geflügels ihren Pferden zu fressen geben. Die Isländer ernähren ihre Pferde mit gedörrten Fischen. Indessen ist diese Art zu füttern immer der Natur der Pferde entgegen, und nur der größte Hunger kann sie zu solchem Genuß zwingen.

Gräser und Kräuter, Saamenkörner, Stroh, nebst einigen Wurzelarten und Wasser sind schon zu ihrem Unterhalte hinreichend.

1. Von den Körnern oder Saamen.

Die Körnerfrüchte sind das vorzüglichste Nahrungsmittel für die Pferde. Sie werden nicht zu schnell verdaut, ob sie gleich nicht schwer verdaulich sind, enthalten den meisten Nährstoff, stärken die Fasern und geben den Muskeln Kraft. Sie machen die Pferde stark, kraftvoll und zu den beschwerlichsten Arbeiten geschickt. Kein arbeitendes Pferd kann sie gänzlich entbehren, ohne von Kräften zu kommen und mager und *elend* zu werden.

Ausser ihrer nährenden Eigenschaft sind sie auch ziemlich reitzend oder erhitzend; daher vermehren sie den Blutumlauf, die Wärme und überhaupt die Thätigkeit der ganzen Maschiene. Aus diesem Grunde werden sie von den Pferden, welche von schlaffer, kalter, phlegmatischer Natur sind, in den größten Portionen vertragen und bekommen ihnen am besten. Dagegen die Pferde von raschem, feurigem, sehr reitzbarem Temperamente sie nicht in so grosser Quantität geniessen dürfen.

Die Körnerarten, welche man den Pferden in unserer Gegend zum Genuß darzureichen pfleget, sind: der Haber, die Gerste, der Roggen, der Waitzen, die Wicken, Bohnen, Erbsen u. s. w. Vor allen diesen Körnern wird bey uns am gewöhnlichsten der Haber gefüttert. Er

besizt viel Nährstoff, scheint aber ziemlich erhitzend oder reitzend zu seyn.*) Daher bekommt er den arbeitenden Pferden besser, als denen, die viele Ruhe haben, und den magern besser, als den fetten. Er kann in der Güte sehr verschieden seyn. Man sollte ihn aber immer von vorzüglicher Güte füttern, weil schlechter Haber zwar auch ins Maas, aber nichts an Kräften giebt. Ein guter und vorzüglicher Haber muß großkörnicht, dünnhülsig, von Farbe gelb oder schwärzlicht, dabey noch schwer und geruchlos seyn. Ein Haber, der zu neu, ausgewachsen oder gar schimmlicht ist, sollte so wie der, welcher einen beissenden Geschmack oder dumpfen Geruch hat, gar nicht als Pferdefutter gebraucht werden. Auch muß man in Betreff seiner Schwere vorsichtig seyn; indem die Spekulation boshafter Händler weit genug geht, ihn sogar mit Sand zu vermengen.

Sollte man jemals — wegen Mangel eines bessern Habers — gezwungen werden, einen schlechten, verdorbenen, schimmlichen Haber zu füttern: so muß man denselben vom Schimmel durch Waschen befreyen, ihn alsdann vollkommen entweder an der Luft, oder im Backofen

*) Die erhitzende Eigenschaft des Habers mag in seinen Spelzen liegen. Ein Pfund solcher Spelzen hat kaum ein Loth Nährstoff, aber fünf Quintchen einer harzigten Materie, in welcher die erhitzende Eigenschaft des Habers ihren Grund haben mag.

trocknen, und ihn bey der Fütterung mit etwas Salz vermengen. Hierdurch verliert er vieles von seiner schlechten Beschaffenheit und wird auch der Gesundheit weniger nachtheilig.*)

Die Gerste wird zwar nicht im Allgemeinen als Pferdefutter gebraucht; allein sie kann ohne alles Bedenken zu diesem Behufe an die Stelle des Habers gesezt werden. Sie ist nahrhafter, als der Haber, und scheint dabey weniger erhitzend zu seyn. In einigen Ländern, z. B. in der Barbarey, in Arabien, Portugall, Spanien, u. s. w. macht sie das Hauptfutter für die Pferde aus.

Man hat sonst die Gerste verdächtig gemacht und für ein ungesundes Pferdefutter ausgeschrieen. Versuche, welche man in neuern Zeiten mit der Gerstenfütterung angestellt hat, haben gerade das Gegentheil gezeigt. Mehrere Pferde, die man eine Zeit lang damit fütterte, bekamen ein derbes, festes Fleisch und nahmen an Kräften, Stärke und gutem Athem zu; welches gewiß Beweis genug für ihre guten Eigenschaften ist.

Man kann daher die Gerste (wenn sie nicht in zu hohem Preise stehet**) sehr wohl anstatt des Habers füttern, nur ist dabey folgendes zu beobachten:

---

*) Naumann a. a. Ort. S. 160.

**) In hiesiger Gegend ist die Gerste seit mehrern Jahren so theuer, daß sie wohl schwerlich ein Oekonom seinen Pferden füttern wird.

1) Es darf keine plötzliche Veränderung vorgenommen und auf einmal von der Haberfütterung zur Gerstenfütterung übergegangen werden. Nur allmählig muß man von der einen Fütterung zur andern übergehen. Da der Magen schon an den Reitz von Haberkörnern gewöhnt ist, so könnte der plötzliche Uebergang zur Gerstenfütterung leicht nachtheilig werden.

2) Man vergesse nicht, daß die Gerste nahrhafter, als der Haber ist, und deßhalb nicht in solcher Menge gegeben werden darf. Zwey Drittheile von dem Maas, in welchem man den Haber füttert, ist für die gehörige Futterquantität der Gerste anzunehmen. Schon das viel schwerere Gewicht der Gerste spricht für die Nothwendigkeit der Beobachtung dieser Regel.

3) Den jungen Pferden darf des Zahnbruches und Zahnwechsels wegen, die Gerste nicht anders, als geschroten gefüttert werden, weil ihre Körner etwas hart sind und leicht den Zähnen schädlich werden können. Bey grossen, ausgewachsenen Pferden ist es unnöthig diese Regel zu beobachten. Jedoch muß ich bemerken, daß auch diesen, wenn sie schwächlich, abgezehrt oder von langwierigen Krankheiten genesen sind, das Schrot besser bekommt.

4) Viele haben in Gewohnheit die Gerstenkörner, ehe sie solche den Pferden zu fressen geben, einzuquellen, d. h. in Wasser aufzuweichen. Erfahrne Oekonomen wollen hievon folgenden Nachtheil gesehen haben. Die Körner werden dadurch schleimig und gleichsam zu ge-

nießbar, die Pferde schlucken deßhalb die meisten unzerkaut hinunter; welches zur Folge hat, daß viele Körner unverdaut bleiben und wieder ganz mit dem Mist abgehen. Diese Beobachtung scheint zu der Vermuthung Anlaß gegeben zu haben, daß die Gerste ein unverdauliches Futter sey.

Der Roggen wird nur selten als Pferdefutter gebraucht. Er ist noch nahrhafter, als die Gerste; aber auch sehr erhitzend oder reitzend. Man hält ihn allgemein für ungesund und glaubt, daß er bey den Pferden verschiedene Krankheiten (z. B. Koller, Blindheit, Lungenentzündung u. dgl.) veranlasse. Allein er ist so gar gefährlich nicht. Die Nachtheile, welche er zuweilen der Gesundheit gebracht hat, rühren von seiner reitzenden oder erhitzenden Eigenschaft her. In gewissen Fällen kann er aber immer ein vortrefliches Nahrungsmittel für die Pferde abgeben. Pferde, welche stark und täglich arbeiten müssen, und vorzüglich die kalten, schlaffen, reitzlosen, phlegmatischen Naturen können ihn ohne Nachtheil geniessen und er wird sie stark und dauerhaft machen. Nur den jungen Pferden und denen, die wenig Arbeit zu verrichten haben, wie auch denen von einem sehr raschen, reitzbaren Temperamente, bekommt er nicht, und disponirt sie zu Krankheiten von Vollblütigkeit oder von zu grosser Allgemeinthätigkeit. Für diejenigen, welche Willens sind, ihre Pferde mit Roggen zu füttern, muß ich noch folgendes bemerken:

1) Darf man niemals von einer andern Fütterung auf einmal, sondern nur allmählig

zur Roggenfütterung übergehen. Die Natur des Pferdes gewöhnt sich nur stuffenweise an dieses hitzige Nahrungsmittel.

2) Darf man den Roggen in keiner so grossen Quantität, als den Haber, füttern, weil er fast noch einmal so viel wiegt, mithin auch viel nahrhafter, als der Haber ist. Ungefähr ein wenig über die Hälfte der gewöhnlichen Haberportion ist die Quantität Roggen, die man füttern darf.

3) Am besten thut man, wenn man den Roggen niemals blos, sondern allemal mit Haber untermengt zu fressen giebt. Es schadet dann seine erhitzende Eigenschaft weniger, und es giebt doch ein sehr nährendes Futter ab.

Der Waitzen ist von allen Körnern am nährendsten, indem er am reichhaltigsten an Zukerstoff, Schleim und vegetabilisch thierischer Materie ist; doch ist er weniger erhitzend, als der Roggen. Er würde gewiß ein sehr vortrefliches Pferdefutter abgeben, wenn er nicht in zu geringer Menge gewonnen würde und zu theuer wäre. Anfangs pflegt er den Pferden einige Tage Laxiren zu verursachen; dieses verliert sich aber bald und dann zeigt sich ein vorzügliches Gedeihen des ganzen Körpers, welches besonders durch Schönheit und Glanz des Haares sichtbar wird. Das einzige Unangenehme, das ihn bey der Fütterung begleitet, ist, daß er durch die Menge seiner schleimigten Theile und durch seine äussere Glätte in dem Maule des Pferdes sehr schlüpfrig und also viel von denselben

ungekaut verschluckt wird, das dann um so mehr der Fall seyn muß, als die Pferde ihn wegen seines Wohlgeschmacks mit grosser Begierde fressen.

Dieses kann man jedoch dadurch verhüten, daß man ihn mit Heckſel vermengt und dann beides etwas anfeuchtet. Sehr vortheilhaft ist der Waitzen nach überstandenen schweren Krankheiten, durch welche die Pferde sehr abgemagert oder entkräftet sind, zu füttern. Hier stellt er von allen Körnern die verlornen Kräfte am ersten wieder her.

Die Wicken sind weniger nährend, als die vorigen Körnerarten; indessen sind sie doch immer ein gutes Futter für die Pferde. Man quellt sie gewöhnlich, ehe man sie vorgiebt, ein oder vermengt sie auch wohl zur Hälfte mit Haber. Das grüne Wickfutter, welches in manchen Gegenden den Pferden häufig gereicht wird, ist nicht so nährend, als die ausgedroschenen Wicken sind.

Die Bohnen werden auch hin und wieder den Pferden gefüttert. Sie nähren stark, sind aber schwer verdaulich und verursachen leicht Blähungskoliken. Um dieß zu verhindern, rathen manche dieselben gut zu trocknen, und dann blos die Kerne, und diese wo möglich gespalten, mit Kley vermengt zu füttern.

Die Erbsen werden nur selten als Pferdefutter benuzt. Sie sind ein sehr nahrhaftes Futter, jedoch setzen sie immer eine angemessene Körperkonsumtion, d. h. Thätigkeit und Arbeit voraus.

voraus. Die Pferde bekommen, wenn sie mit Erbsen gefüttert werden, viel Fleisch; weßhalb sie auch oft denen gegeben werden, die etwas herunter gekommen sind. Da gewöhnlich alte und vorjährige Erbsen zum Füttern gewählt werden, und diese ziemlich hart sind, und von den Pferden mit den Zähnen nicht wohl zermalmet werden können, so ist es nöthig, daß man sie entweder vorher schrote oder einweiche und aufquelle. Wenn dieses leztere geschieht, darf man sie nicht über 24 Stunden stehen lassen; weil, wenn man sie unter dieser Zeit nicht wegfüttert, sie bald sauer und für die Pferde ungenießbar werden.

Da wir bisher von den Körnerfrüchten gehandelt haben, so wird es hier am rechten Orte seyn, auch der Kleye zu gedenken. Diese giebt ein wenig nährendes und noch weniger reitzendes Nahrungsmittel für die Pferde ab. Müller, Bäcker, Melber u. dgl. Leute pflegen ihre Pferde häufig mit Kleye zu füttern. Allein diese Thiere werden davon schwach, matt, keuchend, schwitzen sehr bald und ermüden schon nach einem mässigen Ritt. Diese Fütterung erschlaft und schwächt die Eingeweide, verstimmt das Verdauungsgeschäft und kann, wenn sie lange fortwährt, selbst den Grund zu Krankheiten abgeben. Jene Herren Roßärzte, welche sie in schweren, langwierigen Krankheiten als Futter empfehlen, verrathen, daß sie die Kräfte und Eigenschaften der Kleye nicht kennen.

2) Stroh.

Die Halmen von den Getreidarten und die Ranken von den Hülsenfrüchten werden,

wenn sie getrocknet sind, Stroh genannt. Das Stroh besizt von allen Nahrungsmitteln, welche den Pferden bey uns gereicht werden, die allerwenigsten nährenden Bestandtheile. Es kann daher blos neben Körnerfutter zur Ausfüllung des Magens benuzt werden; für sich allein gegeben, giebt es viel zu wenig Nahrung.

Man füttert das Stroh entweder als Heksel (Hekerling) geschnitten, oder steckt es ganz in die Raufen auf.

Zu dem Heksel nimmt man gewöhnlich Waitzen-, Roggen-, Gersten- und Haberstroh; nur darf keines von diesen Stroharten dumpfig oder verdorben seyn. Ueberhaupt nehme man, wenn man Heksel schneiden will, hierzu reines und so viel möglich dünnhalmiges Stroh, schneide es recht kurz, nicht aber einen Zoll lang, weil sonst die Pferde es nicht gerne fressen.

Der Heksel ist immer ein sehr armseliges Nahrungsmittel für die Pferde. Was vom Stroh überhaupt gesagt worden ist, gilt auch vom Heksel. Er dient eigentlich blos, die Pferde zum bessern Kauen der untermengten Körner zu nöthigen, von welchen sonst viele unzerkaut verschluckt werden würden. Auch hilft er den Magen gehörig ausfüllen, welches um so nöthiger ist, da dieses Eingeweide nicht blos eine geringe Menge starknährendes Futter, sondern auch eine gewisse Menge zu seiner Ausdehnung und Anfüllung bedarf.

Manchmal pflegt man auch den Pferden das Stroh lang in die Raufe zu stecken. In

Jahren, wo wenig gutes Heu gerathen ist, ist dieses Verfahren sehr zu empfehlen. Damit es die Pferde lieber fressen, kann man es mit Heu vermischen. Man legt nämlich zu einem Haufen zuerst eine Lage Stroh, dann eine dünne Lage (wohlausgeschütteltes) Heu, hernach wieder eine Lage Stroh, dann wieder eine Lage Heu u. s. f., bis ein Haufen zu Stande gekommen ist. Hievon nimmt man nachher etwas und steckt es in die Raufen.

Das Bohnen- und Erbsenstroh ist nicht als Pferdefutter zu empfehlen. Das erste wird zwar da, wo die Bohnen häufig gebauet werden, den Ackerpferden gefüttert; allein es bekommt ihnen nur, wenn sie entweder von Jugend auf, oder nach und nach daran gewöhnt sind. Das Erbsenstroh ist schwer verdaulich und verursacht leicht Verstopfungen und Koliken. Auch das getrocknete Wickenstroh ist den Pferden ungesund; und zwar hauptsächlich, weil beym Trocknen auf demselben eine krustenartige Unreinigkeit entstehet, welche den Pferden Blasen auf den Zungen und verschiedene Krankheiten verursacht.

3. Gras oder grüne Fütterung.

Das Gras ist kein Futter, wobey arbeitende Pferde bestehen können. Es nährt sehr wenig (je jünger es ist, desto weniger), befördert die Ausleerungen, giebt ein flüssiges, wäßriges Blut und mässigt die Lebensthätigkeit. Zwar bekommen die Pferde darnach ein glattes, auf-

geschwemmtes Ansehen; allein es mangelt ihnen dabey an Kräften, und sie sind zu anhaltenden und schweren Arbeiten unfähig. Es ist gar ein mächtiger Unterschied zwischen einem solchen von Gras lebenden Pferde und einem andern das Haber bekommt. Das Haberpferd hat nur wenig Bauch, aber ein derbes festes Fleisch, ist munter, stark, dauerhaft und zu den anstrengendsten Arbeiten geschickt. Nicht so ist das Graspferd; dieses hat zwar mehr Bauch und ein aufgeschwemmtes Ansehen, aber es hat ein weiches, schlappes Fleisch, wenig Kräfte und ermüdet schon bey einiger anhaltender Arbeit.

Was ist von der (sogenannten) Frühlingskur, wo man die Pferde auf das Gras treibt, zu halten? Man glaubt, daß die frischen Gräser und Kräuter den Magen und Darmkanal von Unreinigkeiten befreyen, die Blutmasse und auch die übrigen Säfte verbessern.

Wahr ist es, daß bey manchen Pferden das Grasen im Frühjahr sehr vortheilhafte Veränderungen in Absicht ihrer Gesundheit hervorbringt. Allein dieß gilt doch nicht so allgemein, als man gewöhnlich dafür hält. Nur denjenigen Pferden, die den Winter hindurch viele Körner zu fressen bekommen haben, die stark genährt oder vollblütig sind, bekommt das Frühlingsgras wirklich so gut und ist ihnen heilsam. Allen andern aber, die im Winter sparsam gefüttert wurden, die eher Mangel, als Ueberfluß an gutem, kräftigem Blute besitzen, schadet die Grasfütterung mehr, als sie ihnen nüzt, es sey denn,

daß zugleich auch Körner gereicht werden. Es bleibet uns nun noch etwas über die Beschaffenheit der Waideplätze zu sagen übrig. Viele Leute sind der Meinung, daß sich für Pferde feuchte und sumpfige Weiden besser, als trockene und bergigte schicken. Aber dieß ist groß gefehlt. Zwar ist es wahr, daß die auf feuchten Weiden sich nährenden Pferde fleischiger und voller werden; aber dagegen bringen diese Weiden auch eine Menge Nachtheile. Erstlich sind solche Pferde bey aller ihrer Fleischigkeit und Vollheit weichlich, schlaff und nichts weniger, als zu ausdauernden Arbeiten geschickt, da ihnen das weiche, mit Feuchtigkeiten angefüllte Gras wohl Vollheit der Muskeln, aber nicht Stärke und Kraft giebt. Zweytens sind die Ausdünstungen, welche aus niedrigen, sumpfigen Weiden oder Wiesen in heissen Sommertagen entstehen, der Gesundheit äusserst nachtheilig und geben zu den gefährlichsten Fieberkrankheiten Anlaß. Und dann drittens erweichen die Feuchtigkeiten der niedrigen Weiden gerne das Horn der Hufe, erzeugen den Pferden platte und volle Hufe, und geben Veranlassung zu angelaufenen Füssen und zu allerhand Fußkrankheiten.*)

Die Weide in Waldungen ist nicht besser; da die Sonne nicht in die Dickichte dringen kann, so ist das Gras daselbst weniger nahr-

*) Man beobachtet dieses an den hollsteinischen und andern Pferden, die in niedrigen Ländern (Marschländern) gezogen werden.

haft, oder doch nur von sehr geringer Eigenschaft. Die Pferde fressen solches wohl, aber nur in Ermangelung eines bessern Grases. Ihre erste Sorge ist, den Magen zu füllen. Finden sie aber im Walde hie und da offene Flecken, die dem Tageslicht ausgesezt sind, so verweilen sie gerne daselbst, indem sie das allda befindliche weit kräftigere und heilsamere Gras anlockt, welches demjenigen, was an den Rändern wächst, und welches sie sehr lieben, gleich kommt.

Die hohen und trockenen Weideplätze auf Anhöhen, Hügeln oder Bergen sind für die Pferde am gesündesten und zuträglichsten. Ihr Gras ist fein, nicht zu lang und mit gewürzhaften Kräutern und Blumen vermischt. Zwar macht es die Pferde nicht so aufgeschwemmt und volleibig, als die feuchten Weiden: aber dagegen giebt es ihnen mehr Muskelkräfte, Stärke, Leichtigkeit und Ausdauer zur Arbeit.

Auch niedrige Wiesplätze können für die Pferde eine gesunde Weide abgeben; nur dürfen sie nicht lange unter Wasser stehen und das Wasser muß gehörig von ihnen abgelaufen seyn; doch dürfen sie kein zu fettes oder saures Gras enthalten.

4. Heu.

Wenn das Gras von den Wiesen abgehauen und getrocknet wird, so bekommt es die Benennung Heu. Es ist dieß nächst dem Haber das gewöhnlichste Pferdefutter in Deutschland. Das Heu ist viel nahrhafter, als das grüne Gras; jedoch stehet es den Körnern weit

nach. Pferde allein mit Heu zu füttern, ist nicht rathsam. Es macht sie dickleibigt, kurzathmigt und zum Schwitzen geneigt. Bey allem dem ist es, mit Maas und Ziel neben Körnern gegeben, ein gutes Futter; wie es denn auch die meisten Pferde sehr gerne fressen und manche ungemein lieben.

Das Heu kann in seiner Beschaffenheit sehr verschieden seyn. Es giebt gutes und schlechtes Heu. Seine Güte hängt theils von der Beschaffenheit des Bodens, wo es wächst; theils von der rechten Zeit der Erndte, theils von der trockenen Einbringung und guten Aufbewahrung ab.

Was erstlich den Boden anbetrift, so ist das auf trockenen und hohen Wiesen gewachsene Heu das beste und zuträglichste. Es wächst zwar nicht in solcher Menge, als auf nassen Wiesen; ist aber weit kräftiger und nahrhafter, mit balsamischen Kräutern und Blumen untermengt und reizt die Pferde, vermöge seines gewürzhaften Geruchs, zur Eßlust. Von jenem Heu, welches in nassen, versumpften Wiesen gewachsen ist, lassen sich die erforderlichen Eigenschaften nicht erwarten. Ein sumpfiger, fauler Grund kann den Pflanzen keinen andern, als groben und faulen Nahrungsstoff mittheilen; daher denn auf demselben auch nur grobe, schilfige und sogenannte saure Gräser wachsen. Die niedrigen Wiesen haben ausserdem noch das Nachtheilige, daß sie bey Fluthen leicht überschwemmt werden, und das Heu, wenn diese Ueberschwemmung während der Heuerndte eintritt, nicht al-

lein erbleicht und entkräftet, sondern auch mit Sand, Kies, Schlamm u. d. gl. Unreinigkeiten vermischt wird.

Was die Heuerndte betrift, so muß darauf gesehen werden, daß man das Gras dann abmähe, wenn es in seiner Blüthe ist; denn zu dieser Zeit ist es am allerkräftigsten, giebt an Blättern und Halmen den reichsten Ertrag, hat die schönste Farbe und den angenehmsten Geruch. Nach der Blüthe oder allzuzeitig das Gras zu hauen, schadet der Güte des Heues dadurch, daß es noch nicht jene nahrhaften Theile in dem Maase hat, als es eigentlich haben sollte; auch verliert man dadurch zu sehr an der Menge. Wird das Gras erst nach der völligen Reife (dem Verblühen) gehauen, so sind die Kräfte der Blätter und Halmen schon halb erschöpft — das Heu wird zu trocken, zu hart, zu nahrungslos.

Auch kommt bey dem Heu vieles auf die Einbringung an. Es muß sehr darauf gesehen werden, daß das Gras mit gehöriger Sorgfalt getrocknet und zu Heu gemacht wird; denn selbst das beste Gras kann, ehe es eingebracht wird, durch nasse Witterung oder wenn man sonst nicht recht damit umgehet, verdorben werden. Freylich kommt es bey der Zubereitung des Heues hauptsächlich auf eine günstige Witterung an; allein Fleiß und Sorgfalt können doch auch sehr viel zur Güte desselben beytragen. Durch ungünstige, nasse Witterung, und besonders wenn solche anhaltend ist und Ueberschwemmungen veranlaßt, kann oftmals das Heu so verdorben

werden, daß es gar nicht mehr als Futter brauchbar ist, oder doch nicht ohne Nachtheil für die Gesundheit von den Pferden kann gefressen werden. Einige glauben, es sey gut, wenn es nach dem Hauen einige Tage auf das Gras regnet; allein sie irren sich stark; denn das Heu verliert dadurch unstreitig einen merklichen Theil von seiner Güte. — Auch darf das Gras nicht zu viel getrocknet werden; weil es sonst leicht bricht, zu Staube wird, und viele von seinen nährenden Theilchen verliert. Aber auch das zu wenige Trocknen bringt Schaden; denn das Heu erwärmt sich auf dem Heuboden, fängt an zu gähren, wird schimmlich, übelriechend, übelschmeckend und ungesund, so, daß es entweder von keinem Pferde gefressen, oder doch nicht ohne Nachtheil gefressen werden kann.

Wichtig für die Erhaltung der Güte des Heues ist nun noch die Aufbewahrung desselben. Man bewahrt es bekanntlich auf sogenannten Heuböden oder in Schobern auf. Die erstere Aufbewahrungsmethode verdient den Vorzug. Ein solcher Heuboden darf aber nicht unmittelbar auf dem Pferdestall angebracht seyn, damit die Dünste von den Pferden aus dem Stalle sich nicht in das Heu ziehen und dasselbe verderben. Auch muß ein Heuboden trocken und lüftig seyn, damit das Heu nicht schimmle und verderbe.

Wenn man das Heu selbst einerndtet, so kennt man wohl alle jene Eigenschaften, die bisher aufgezählt worden sind. Wie sieht es

aber aus, wenn man das Heu kaufen muß? Hier kann man sich nicht anders helfen, als man muß es nach der Farbe, nach dem äussern Ansehen und dem Geruche beurtheilen. Ein gutes Heu muß eine blaßgrüne Farbe haben, dabey fein, weder allzukurz, noch zu lang im Halme seyn, viel Kräuter und Blumen enthalten, und (vorzüglich wenn es noch frisch ist) einen ziemlich starken, angenehmen, gewürzhaften Geruch von sich geben. Indessen ist solches Heu, welches zwar keinen Geruch, aber sonst alle Eigenschaften eines guten Heues hat, auch nicht zu verwerfen. Nur dasjenige Heu, welches gelb oder schwärzlich aussieht, sehr grob, holzigt, zu kurz oder zu lang im Halme, dabey sehr weich, feucht oder zum Zerreiben dürre ist, einen modrigen, dumpfigen Geruch hat, ist ein schlechtes Heu und taugt nicht als Futter für die Pferde. Solches Heu ist der Gesundheit äusserst nachtheilig und ziehet den Pferden Krankheiten zu. Man hat sich deßhalb beym Einkaufen des Heues wohl in Acht zu nehmen, daß man es nicht von schlechter Beschaffenheit erhält.

Sollte man einmal gezwungen seyn, wegen Mangel eines guten Heues, schlechtes Heu zu füttern, so reinige man dasselbe, wenn es staubig ist, sorgfältig durch Klopfen und Ausschütteln; und findet man es schimmlich, so muß es durch Begiessen mit Wasser gereinigt, und alsdann an der Luft getrocknet werden. Neues, saures oder auch sehr fettes Heu, lasse man, ehe es gefüttert wird, einige Zeit auf einem guten,

luftigen Boden liegen, so verliert es viel von seiner natürlichen Schädlichkeit. Zu dem Heue wird nun auch das Grumet (Ohmat) gerechnet. Es ist das Heu von der zweyten Erndte, oder das andere gedörrte Gras, so von den zwey- oder dreymädigen Wiesen nach der ersten Heueinführung gemacht wird. Es ist nicht so gut, als das eigentliche Heu, von welchem bisher die Rede war; denn das zweyte Gras kann nicht so auswachsen und reifen, als das erste, und überdieß fehlt zu dessen Trocknung gewöhnlich das nöthige Wetter. Man giebt es daher lieber dem Rindviehe zu fressen.

Nächst den Körnern, Stroh, Gras und Heu werden den Pferden auch noch bisweilen einige

5. Wurzelarten

als Futter gereicht. Hierher gehören die Möhren, die Runkel, die Kartoffeln u. s. w. In England gebraucht man diese verschiedenen Wurzelarten häufig in den gemeinen Wirthschaften als Pferdefutter, und seit mehreren Jahren hat man sie auch bey uns empfohlen. Es scheint aber, als wenn diese Fütterung bey uns in Deutschland keinen rechten Eingang finden wollte, sey es aus Vorurtheil dagegen und Gewohnheit an die einmal angenommene Fütterungsart, oder aus Mangel des Anbaues dieser Wurzelgewächse, oder aus der Erfahrung, daß dieser Unterhalt ohne Körnerfrüchte doch nicht hinreichend für Arbeitspferde ist; genug diese Fütterungsart ist bis jezt fast gar nicht in Deutschland im Gebrauch und nur einzelne Versuche damit sind das

Einzige, was man hie und da dafür gethan hat. Bey alledem halte ich doch für nöthig, jede dieser Wurzelarten noch einzeln in Betrachtung zu ziehen.

Die Möhren (Mohrrüben, gelbe Rüben) werden von vielen Pferden sehr gerne gefressen. Sie sind ein ziemlich nahrhaftes, aber nur wenig reitzendes Futter. Daher machen sie die Pferde wohl fleischigt und verschaffen ihnen ein schönes, glattes Haar; aber die Kräfte, wie die Körnerfütterung, geben sie lange nicht. Arbeitende Pferde können sich nicht allein mit Möhren begnügen, sondern müssen, wenn sie nicht von Kräften kommen sollen, auch Körner bey selbigem erhalten. Ueberhaupt verdient die Möhrenfütterung das grosse Lob nicht, welches ihr manche Oekonomen beygelegt haben. Denn erstlich giebt sie einmal den Pferden die Kräfte nicht, wie der Haber; und dann ist sie (wenigstens in hiesiger Gegend) auch um keinen Heller wohlfeiler. Sehr gerne gebe ich jedoch zu, daß in manchen Krankheiten der Pferde die Möhren ein vortrefliches Nahrungsmittel abgeben.

Die Runkeln (Zuckerrüben, Dickrüben) werden zwar anfänglich von den Pferden nicht gerne gefressen; allein, wenn man sie ihnen ganz klein geschnitten in kleinen Portionen mit Kleye oder Heksel vermischt darreicht, so gewöhnen sie sich bald daran. Was so eben von dem Werth der Möhrenfütterung gesagt worden ist, gilt auch von den Runkeln. Sie geben bey weitem den Pferden die Kräfte nicht, wie der Haber.

Die Kartoffeln werden in manchen Gegenden auch als Nahrungsmittel für die Pferde benuzt. Die vielen mehligten Theile, die sie bey sich führen, sind von ihrer nährenden Eigenschaft ein deutlicher Beweis, wie denn auch viele Vieharten damit gemästet und fett gemacht werden können. Bey alledem haben sie als Nahrungsmittel für die Pferde nur einen geringen Werth. Sie besitzen zu wenig reitzende Kräfte; daher können sie den Pferden nie die Stärke, Kraft und Dauer, wie die Körnerfrüchte, geben. Auch enthalten sie viele rohe, schleimigte Theile, wodurch sie schwer verdaulich und blähend werden. Nur wenn es an einer bessern Nahrung mangelt, mag man die Pferde mit Kartoffeln füttern. Hierzu dürfen aber keine unreifen oder zu alten, schon verdorbenen, sondern es müssen gesunde, gut ausgewachsene Kartoffeln genommen werden. Man kocht sie gewöhnlich ab und füttert sie mit Heksel und Salz vermischt*)

Reines Wasser.

Das Wasser können die Pferde eben so wenig entbehren, als Luft und Nahrungsmittel.

---

*) Einige Oekonomen rathen, die Kartoffeln ungekocht hinzugeben. Man soll sie blos mit einem Stampfeisen klein stossen und nachher mit Heksel vermischt füttern. Geschieht dieß, dann darf nie ein grösserer Vorrath, als die Pferde in 24 Stunden konsumiren können, klein gestossen und zubereitet werden; denn diese Art von Futter wird sonst leicht unschmackhaft.

Es ist das Verdünnungsmittel für das Futter und für alle sich in dem Körper befindenden Flüssigkeiten überhaupt. Durch die Beymischung desselben wird erst die Nahrung gehörig zubereitet und einem jeden Theile nach der Bestimmung der Organisation zugeführt. Es erfrischt das Blut und befördert dessen Umlauf; ersezt den Abgang jener Flüssigkeiten, die aus dem Blute abgesondert werden; erhält die Geschmeidigkeit und Biegsamkeit der festen Theile und befördert zugleich die nöthigen Absonderungen und Ausleerungen. Aus allem diesem ergiebt sich nicht nur die Wichtigkeit des Wassers für den thierischen Körper, sondern auch die Vorsicht, welche man in der Wahl desselben anzuwenden hat. Es ist nicht alles Wasser von einerley Beschaffenheit; es giebt gutes, mittelmässiges und schlechtes Wasser. Man sollte aber immer ein gutes, reines Wasser für die Pferde auswählen. Woran ist nun aber ein gutes Trinkwasser zu erkennen? Es muß einen lebhaften und frischen Geschmack haben, die Hülsenfrüchte bald weich kochen und die Seife, ohne daß Floskeln entstehen, auflösen.*) Wenn wir das Wasser weiter betrachten, so wie es uns die Natur darbietet, so können wir es in Quellwasser, Brunnenwasser, Flußwasser und See- oder Teichwasser eintheilen.

Das Quellwasser ist, besonders wenn es aus einem steinigten Boden entspringt, das

*) Die Kennzeichen eines schlechten Wassers sind im vorigen Abschnitte im sechsten Kapitel zu finden.

hellste und durchsichtigste, und auch gewöhnlich dasjenige, welches am wenigsten fremdartige Theile enthält. Es ist deßhalb das gesündeste von allen übrigen Wassern. Nur hat es einen Fehler; es ist nämlich, so wie es aus der Quelle kommt, sehr kalt und kann daher leicht zu Bauch- oder Kolikschmerzen Anlaß geben. Man muß ihm deßhalb, ehe es zum Trinken gereicht wird, eine mässige Temperatur beyzubringen suchen.

Das Brunnenwasser wird selten durch Quellen herbey geführt, sondern ist gemeiniglich ein Zusammenfluß des sogenannten Grundwassers, und zwar besonders in ebenen Gegenden. Es ist, wenn es nicht durch Sümpfe und andere Unreinigkeiten verdorben wird, ebenfalls ein gutes Trinkwasser. Manchmal ist es — besonders im sandigen Boden — ganz frey von schädlichen Beymischungen, und dann ist es selbst dem Quellwasser vorzuziehen. Indessen ist es auch oft mit fremdartigen Theilen vermischt. Man betrachte nur Gefässe, in welchen beständig Brunnenwasser gekocht wird, und man wird gar häufig finden, daß sich an dem Boden und an den innern Wänden Theile angesezt haben, die sich in den verschiedenen Erdrinnen, die metallisch oder mineralisch waren, angehängt haben. Das aus tiefen Brunnen geschöpfte Wasser pflegt am meisten fremdartige Theile bey sich zu führen. Auch ist es schon deßhalb ungesund, weil es zu sehr den wohlthätigen Wirkungen der atmosphärischen Luft entzogen ist; jedoch kann es dadurch verbessert werden, daß man es

eine Zeit lang der freyen Luft aussezt. Es kann mit diesem Wasser so eingerichtet werden, daß es vorher in ein Behältniß geschöpft wird, welches nie leer wird, und wo es vorher einige Zeit der frischen Luft ausgesezt ist, bevor es von den Pferden getrunken wird.

Das Flußwasser ist ein Gemisch von Quell-, Regen- oder Schneewasser, welches von kleinern und grössern Kanälen aufgenommen und fortgeführt wird. Es hat zwar — vorzüglich wenn der Fluß ganz klein ist — auch noch Eigenschaften seiner Quelle und nimmt auch Theile von seinem Bette an: allein es ist doch dem Brunnenwasser, welches durch unterirdische geschlossene Kanäle läuft, vorzuziehen; denn es verliert doch auf dem langen Wege, den es in seinem Bette durchwandern muß, viel von seiner Härte, so wie es denn auch viel von seinen fremdartigen Theilen, die ihm auf seiner unterirdischen Bahn zugetheilt werden, absezt. Auch ist hier die Wassermasse groß, schädliche Theile werden zu sehr auseinandergeschwemmt, als daß sie schaden könnten, wie denn auch die Temperatur immer angenehm ist, und das Pferd es stets ohne Gefahr trinken kann. Wenn dieß Wasser auf einem steinigten Boden fließt, und etwas Fall hat, so ist es am besten und jedem andern Wasser vorzuziehen.

Das See- oder Teichwasser ist eine Sammlung von Fluß- und Regenwasser, oder Quell- und Regenwasser. Es ist, wenn es keinen morastigen, sondern sandigen oder lehmigten Boden

Boden hat, nicht zu verachten. Es wird fast beständig von der Luft bewegt, dadurch werden viele Unreinigkeiten an das Ufer getrieben und so das Wasser selbst gereinigt. Das Uebelste ist, daß es bey regnerischer, stürmischer und auch sehr warmer Witterung leicht umschlägt und trübe, unangenehm und ungesund wird. Es ist überhaupt dieses Wasser in der Güte sehr verschieden. Daß es dabey auf Boden, Lage, Jahreszeit, Abfluß des alten und Zufluß von frischem Wasser ankomme, wird man leicht einsehen.

Da man auf der Reise manchmal in die Verlegenheit geräth, daß man aus Mangel an gutem Wasser, den Pferden schlechtes, verdorbenes Wasser darreichen muß: so will ich zum Beschluß dieses Kapitels noch einige Methoden mittheilen, durch welche man solches Wasser verbessern, d. h. ihm seine Schädlichkeit benehmen kann.

Die erste Art ist, daß man gut ausgeglühete und gepulverte Holzkohlen nimmt, sie unter das Wasser vermischt und es eine Zeit lang so stehen läßt, während welcher es aber öfters umgerührt werden muß. Durch dieses Mittel werden die faulen Theile in dem Wasser niedergeschlagen, und sowohl der Geruch, als auch der Geschmack desselben verbessert.

Noch eine gute Methode, schlechtes Wasser zu verbessern, ist die folgende: Man nehme ein oben und unten offenes Faß oder Tonne

und befestige unten in dieselbe eine von Weiden geflochtene Horde. Ueber diesen undichten Boden lege man eine grobe, aber dichte Leinwand und auf diese ungefähr zwey Fuß hoch reingewaschenen Sand. Dann stelle man die Tonne über ein grösseres Gefäß, und giesse in das obere das unreine Wasser, so wird dasselbe, indem es durch den Sand laufen muß, viel von seinen Unreinigkeiten in demselben zurücklassen, und auf diese Weise der Gesundheit zuträglicher gemacht werden. *)

*) Naumann a. a. Ort.

Sechstes Kapitel.

Ordnung in der Fütterung und im Tränken.

Ordnung in der Fütterung und im Tränken gehört zu den größten Verlängerungsmitteln der Lebensdauer der Pferde. Die Fütterung und Ernährung dieser Thiere muß daher das Hauptaugenmerk des Oekonomen und Pferdezüchters ausmachen. Hierdurch erhält er seinen Pferden Gesundheit und Leben, und sich selbst nüzt er. Ordentliche, zweckmässige Fütterung ist vernünftiger Gebrauch der Mittel, welche uns die Natur aus ihrem Füllhorn zur Erhaltung und Ernährung der Pferde darbietet; die Erde öfnet ihren Schoos, aus ihr keimen Gräser, Kräuter und Früchte, die durch ihre Mannichfaltigkeit für das Bedürfniß und Vergnügen wachsen. Genuß dieser Nahrungsmittel gehört zur Ordnung der Dinge; eine gewisse Quantität reicht zur Sättigung hin. Ueberfluß ist Mißbrauch, mithin schädlich und der Gesundheit nachtheilig. Deßwegen ist die Fütterung der Pferde so äusserst wichtig; — wegen so mannichfaltiger Mängel, wegen unrichtiger Anwendung in Rücksicht der Quantität und Qualität des Futters, wegen unzähliger Mißbräuche, wegen des Unverstandes, womit sie geschieht, sollten alle diejenigen, die Pferde halten, mehr Aufmerksamkeit und Nachsinnen auf sie verwenden.

Gleichförmigkeit, gewisse Zeit und immer einerley Maas oder Gewicht sind die grossen Hülfsmittel, welche den Pferden das Futter gedeihlich machen. Man hat Beyspiele genug, daß Militärpferde, die wenig Futter erhielten, bloß durch die Ordnung in recht gutem Stande blieben.

Ueberfluß und Mangel sind hier gleich schädlich; bloß die goldene Mittelstrasse ist zweckmässig und der Weg, den man gehen muß, um seinen Pferden die Gesundheit zu erhalten.

In der Art, die Pferde zu füttern, finden sich gar viele Abweichungen. Landessitte, Vermögen, Armuth und Nothwendigkeit machen hier manchen Unterschied. Trotz dem lassen sich doch bey der Fütterung gewisse Regeln festsetzen, deren Befolgung von den heilsamsten Folgen für die Gesundheit und Lebensdauer der Pferde ist.

Das Futter, welches den Pferden (in der hiesigen Gegend) gewöhnlich gereicht wird, bestehet in Haber, Heksel und Heu; seltener bekommen sie Gras oder dürfen auf die Weide gehen.

Der **Haber** ist eigentlich das Hauptnahrungsmittel, das unsern Pferden gereicht wird. Man sollte ihn aber nicht, wie es gewöhnlich geschieht, nach dem Maas, sondern nach dem Gewicht füttern. Der schlechte, mehlarme Haber giebt eben so viel ins Maas, wie der gute, ohne daß er sättigt; er wiegt vielleicht mit gutem Haber nur die Hälfte und macht dennoch

das Maas voll. Um also die Pferde ordentlich und gleichförmig zu füttern, d. h., so, daß sie jeden Tag in Rücksicht des innern Werthes die nämliche Quantität bekommen, so sollte man billig den Haber immer wiegen. Daß dieses aber nicht geschieht, ist eine bekannte Sache, worüber die Pferde, wenn sie reden könnten, eine wenig tröstende Auskunft geben würden.

Wie viel Haber muß man einem Pferde täglich geben? Hierbey muß man sich nach der Grösse, dem Alter, der Leibesbeschaffenheit, Gewohnheit und Arbeit des Pferdes richten. So z. B. bedürfen grosse Pferde mehr, als kleine; junge, noch nicht ausgewachsene mehr, als alte; Pferde, die an Haber gewöhnt sind, mehr, als die bisher eine magere Heu- und Strohfütterung gehabt haben; und Pferde, die täglich schwere Arbeit verrichten müssen, mehr, als die blos zum Vergnügen gebraucht werden. Das Pferd, so an dem Frachtwagen ziehet oder vor dem Postwagen abgehezt wird, muß mehr Haber bekommen, als das Chaisenpferd, so bloß zu kurzen Fahrten gebraucht wird. Das Ackerpferd muß mehr bekommen, als das Reitpferd, welches täglich seinen — vielleicht hypochondrischen — Herrn eine Stunde und zwar im langsamen Schritte tragen muß u. s. f. Die täglich zu gebende Quantität des Habers könnte ungefähr folgender Gestalt bestimmt werden:

a) Den grossen Fuhrmannspferden oder den Pferden, die am Schiffe ziehen, sechszehn bis achtzehn Pfund.

b) Den Postpferden, den Artilleriepferden u. s. f. zwölf bis vierzehn Pfund.

c) Den kleinern Wagen- und Chaisenpferden neun bis zehn Pfund.

d) Den Kürassier- oder Dragonerpferden acht bis neun Pfund.

e) Den Husaren- oder sonstigen Reitpferden sechs bis sieben Pfund.

Weniger Haber darf man nun wohl keinem Pferde geben, es sey denn, daß es bloß zum Vergnügen gehalten würde und wenig oder gar nichts arbeiten dürfte. Indessen ist es oft der Fall, daß Pferde (besonders die Pferde grosser Herren) bey weniger Arbeit doch viel Haber zu fressen bekommen. Hierbey mag oftmals das alte Sprüchwort zutreffen: Das Pferd, das den Haber verdient, bekommt ihn nicht.

Es ist nicht gleichgültig, wie man den Haber verfüttert. Folgende Regeln mögen hier zur Norm dienen, und ich denke ihre Befolgung soll den Wünschen der Pferdebesitzer entsprechen:

1) Man reinige den Haber zuvor, ehe man ihn füttert, entweder durchs Sieben oder vermittelst der Futterschwinge von seinem Staube; denn dieser würde sonst den Pferden, wenn sie ins Futter blasen, Augenübel, Husten u. d. gl. verursachen. Daß man übrigens dieses Reinigen nicht in, sondern ausser dem Stalle vornehmen müsse, versteht sich wohl von selbst; denn der ausgeschwungene Staub würde sich

nicht nur wieder unter das Futter ziehen, sondern auch den Stall und die Pferde verunreinigen, und auch wenigstens einen Theil der Wirkungen hervorbringen, von welchen so eben die Rede war.

2) Man reinige, ehe man das Futter eingiebt, vorher die Krippe. — Wenige Pferde fressen ihr Futter so rein aus, daß nicht noch immer etwas zurück bleiben sollte. Diese Ueberbleibsel nun bekommen nicht allein für sich einen sauern Geruch, sondern theilen denselben auch dem frischen Futter mit. Oft schleichen sich auch die Hühner in den Stall und verunreinigen theils durch ihre Exkremente, theils durch ihre Federn die Krippen. Auch dieses macht dann das Reinigen und genaue Auswischen derselben nöthig.

3) Man gebe den Pferden nie zu viel Haber auf einmal in die Krippe, sondern füttere ihn lieber in kleinern Portionen, und desto öfter. — Die Pferde sind unter allen Hausthieren die zärtlichsten und eckelsten, und man darf alle Sorgfalt anwenden, ihnen den Appetit zu erhalten. Schüttet man ihnen zu viel Futter auf einmal in die Krippe, so wird dasselbe durch den Hauch und Athem der Pferde warm, vereckelt und von den Pferden verschmähet. Unvernünftige Knechte wollen zwar diesen Fehler dadurch wieder gut machen, daß sie auf das alte in der Krippe zurückgebliebene Futter frisches streuen: aber sie erreichen ihren Zweck nicht; — denn obschon die Pferde anfänglich auch wieder

davon etwas fressen, so treten sie doch sobald sie den Geruch des alten Futters in die Nase bekommen, wieder zurück. Es bleibt dann nichts anders übrig, als daß man das alte nebst dem frischen Futter herauswerfe und die Krippe gänzlich davon reinige. Wenn man kann und die Pferde nicht arbeiten, so theile man ihnen lieber die tägliche Haberportion anstatt in drey, in fünf Futter ein. Eine kleine Quantität wird leichter verdauet, beschwert den Magen nicht, erhält den Thieren den Appetit und assimilirt sich mehr und leichter den Säften.

4) Man vermenge den Haber mit einer gewissen Quantität Heksel oder klein geschnittenen Stroh. — Denn wenn gleich der Heksel nur wenige nährende Theile besizt, so ist es doch für die Verdauung sehr vortheilhaft, ihn mit dem Haber vermengt zu füttern. Viele Pferde fressen den Haber allzugierig, und kauen ihn dabey nicht gehörig; weßhalb dann immer ein Theil desselben unverdaut in dem Mist gefunden wird. Vermengt man ihn aber mit Heksel, so ist das Pferd gezwungen, ihn gehörig zu zermalmen; und so wird er dem Magen verdaulicher, und dem Körper vortheilhafter. Ueberdieß klumpt sich der Haber auf diese Art nicht zusammen, und verursacht den Pferden nicht die mindeste Ungemächlichkeit.

5) Soll man das Gemisch von Haber und Heksel trocken oder angefeuchtet füttern? Ueber diese Fütterungsart sind die Meinungen der Oekonomen und Pferdeverständigen getheilt. Nach

der Meinigen thut man besser, wenn man das Futter ein wenig angefeuchtet füttert, weil sich dadurch nicht nur der Hekſel besser mit dem Haber vermischt, sondern auch die hinzugesezte Feuchtigkeit die Auflösung des Futters in dem Magen mit befördert. Noch hat das Anfeuchten des Futters den Nutzen, daß die Pferde den Hekſel nicht wegblasen können, welches sie sonst gerne thun, um die Körner ohne diese freylich wenig ergiebige Zumischung fressen zu können. Hierbey muß ich aber zugleich bemerken, daß, wenn man naß füttert, es vorzüglich nöthig ist, auf die Reinhaltung der Krippe zu sehen, indem das zurückbleibende Futter leicht sauer wird.

6) Man breite jedes Futter gut in der Krippe aus, damit das Pferd nicht zu viel auf einmal in das Maul nehmen kann. Beobachtet man das Gegentheil und schüttet das Futter zu hoch auf, so nimmt ein gefrässiges Thier das Maul zu voll, kauet nicht gut, und verschlingt also die Körner ganz; überdieß schnauft es das Futter warm und verschmähet es nachgehends; auch verschüttet es den Haber, indem es ihn aus der Krippe heraus stiert.

7) Niemals sollte man mehrern Pferden den Haber in einer Krippe zusammengeben, sondern immer jedem sein Futter besonders. Es giebt öfters unter mehreren Pferden eins, das langsamer frißt, welches also zu kurz kommt. Nun kann noch bisweilen der Fall seyn, daß dieses Thier weit rascher in der Arbeit, als beym Fressen ist, und da kann es denn in der Folge nicht be-

stehen, und muß mager und elend werden. Hier trift denn oft das bekannte Sprüchwort ein, das Pferd, daß das Futter verdient, bekommt es nicht. Ich bin öfters um Rath gefragt worden, wenn Pferde nicht zunehmen wollten und beständig mager blieben; dabey habe ich denn öfters gefunden, daß die Ursache allein die war, daß das eine Pferd dem andern nebenstehenden das Futter wegfraß. Solche gefrässige Pferde muß man so stellen, daß sie für sich allein fressen müssen.

8) Ein vernünftiger Stallknecht muß, wenn er mehrere Pferde im Stalle hat, mit der Darreichung des Habers einen Unterschied machen. Manches Pferd frißt verhältnißmässig gegen andere wenig und ist doch immer wohl bey Leibe; diesem darf man nicht gar vielen Haber geben, weil er nur im Bahren herumgeworfen wird und dem Pferde selbst keinen Nutzen bringt. Dagegen ist vielleicht ein anderes Pferd mager, will nicht zunehmen und sticht gegen die übrigen Pferde übel ab; oder ein anderes wird öfter eingespannt und hat die meiste Arbeit. Was nun der Knecht von den Pferden, welche weniger Haber brauchen, an Körnern erspart, muß er diesen als Zulage geben. Wenn ein Stallknecht dieses Verfahren beobachtet, so werden seine Pferde bey Gesundheit, Kräften und gutem Ansehen erhalten werden.

Das zweyte Futter, welches man den Pferden in unserer Gegend zu fressen giebt, ist das Heu.

Man sollte es nie anders, als von vorzüglicher Güte füttern. Schlechtes Heu stopft zwar auch den Leib voll, giebt aber wenig oder gar keine Nahrung. Ueberhaupt sollte man das Heu nicht in so grosser Menge füttern, wie es gewöhnlich geschieht. Ich kann zu dem vielen Heufüttern nicht rathen. Es dehnt die Eingeweide sehr aus, macht dicke, unförmliche Bäuche, drückt gegen das Zwergfell und verengert dadurch die Brusthöhle und erschwert zugleich das Athemholen. Solche Pferde arbeiten beschwerlich und langsam, müssen sich mehr anstrengen und schwitzen weit leichter, als die, welche weniger Heu, aber mehr Körner bekommen.*) Was helfen solche unförmliche Kolosse von aufgetriebenen, ausgestopften Pferden, die keinen Muth und keine Energie haben?

Besonders sollte man den Reitpferden nicht viel Heu geben, weil sie dadurch leichter zu al-

*) In Spanien füttert man nach sichern Nachrichten den Pferden gar kein Heu. Verständige Männer glaubeu, daß dieses die Ursache ist, warum ihre Pferde nicht voll und weichludrig, sondern mehr mager, aber festfleischigt sind; ingleichen, daß sie selten an der Druse leiden, und von Dämpfigkeit weiß man fast gar nichts. Gerste und Stroh, und zwar im Sommer Gerstenstroh, und im Winter Waitzenstroh, wird für das beste Futter gehalten. Man ersiehet hieraus, daß den Pferden keine wesentliche Wohlthat entzogen wird, wenn sie bey einer angemessenen Portion Haber wenig Heu zu fressen bekommen.

len Bewegungen und fähiger werden, die Arbeiten, die ihnen obliegen, zu verrichten. Auch ist es ein grosser Fehler, daß in manchen Ställen auf jedes Kutschpferd täglich 12 bis 15 Pfund Heu gerechnet werden; für dergleichen Pferde ist 9 bis 10 Pfund schon viel.

Reitpferden soll man 5 bis 6, höchstens 7 Pfund Heu geben. Wenn manche glauben, daß diejenigen Pferde, die viel arbeiten, auch viel Heu zu fressen bekommen müssen, so ist dieses ein grosser Irrthum; gerade diese Pferde müssen nicht viel Heu, aber desto mehr Haber bekommen. Das Heu kann ihnen nicht die zur Arbeit erforderlichen Kräfte geben, wohl aber der Haber.

Am besten ist es, das Heu in folgender Ordnung zu füttern:

1) Man gebe des Morgens vor dem ersten Haberfutter dem Pferde etwas Heu auf die Raufe, nachher tränke man das Thier und lasse es eine halbe Stunde ohne Futter stehen; hierauf aber gebe man ihm den Haber.

2) Mittags gebe man den Haber zuerst und sodann das Heu; Abends ebenfalls den Haber zuerst, und dann die größte Portion Heu, damit die Pferde die Nacht hindurch einige Beschäftigung haben.

Ehe man das Heu hingiebt, muß der Staub erst recht rein vor dem Stalle herausgeschüttelt werden; denn sonst würden hierdurch die nämlichen Folgen entstehen, welche der durch Staub

verunreinigte Haber verursacht. Sollte man genöthigt seyn, verschlämmtes Heu füttern zu müssen: so muß man dieses vorher erst durch leises Dreschen oder Klopfen und nachher durch Aufschütteln mit einer hölzernen Gabel, so viel nur immer möglich, vom Staube befreyen.

Reitpferden sollte man des Morgens, wenn man verreisen will, gar kein Heu, sondern lieber etwas mehr Haber geben, und erst dann Heu aufstecken, wenn man ins Quartier kommt. Ueberhaupt gehen alle Pferde, die viel Heu gefressen haben, träge und unmuthig aus dem Stalle, und marschieren so lange schläfrig fort, bis sie einmal gemistet haben. Alsdann aber gehen sie munterer und besser; nur fällt ihnen der Bauch zusammen, und der fatale Umstand tritt ein, daß alsdann die Gurten zu weit werden, und man genöthigt wird, stille zu halten und umzugurten, welches auf Reisen, vorzüglich wenn die Pferde nicht gut aufsitzen lassen, oder der Reuter etwas korpulent und unbehülflich ist, eine verdrüßliche Sache ist.

Gras oder grüne Fütterung.

Das Gras ist die natürlichste Nahrung für die Pferde; allein es nährt nicht so, daß das Pferd dabey im Stande wäre, irgend eine starke Arbeit mit Thätigkeit und Ausdauer zu verrichten. Es schwemmt die Pferde wohl auf und macht sie glatthärig; allein es erschlafft zugleich auch, macht weite Gedärme, verursacht leicht Laxiren und giebt lange die Kräfte nicht,

wie Haber und Heu. Deßhalb pflegen wir auch den Pferden, die zu vielen Arbeiten bestimmt sind, das Gras im Stalle neben dem Haber zu füttern. Hierbey hat man nun folgende aus der Erfahrung genommene Regeln zu beobachten:

1) Man wähle dazu gute Grasarten.

2) Man hole dasselbe nicht von zu entfernten Orten; denn es erhizt sich, da es fest zusammen gepackt ist, wegen der Länge des Weges leicht, welkt ab, und nimmt schädliche Eigenschaften an.

3) Man hole früh nicht mehr, als den Tag über verbraucht wird, und wenn es die Umstände erlauben, so thut man sehr wohl, wenn man zum Abendfutter wieder frisches Gras schneidet.

4) Man haue oder schneide das Frühfutter nicht eher, als eine Stunde nach Sonnenaufgang; das für den Abend aber eher, als die Wiesen bethauet sind.

5) Man lege das eingebrachte Gras an einen kühlen, schattigten Ort, und bringe nicht mehr von demselben in den Stall, als den Pferden auf einmal gegeben werden soll; denn es erhizt sich sonst leicht von dem Stalldunste, gehet gleichsam in Gährung über, nimmt schädliche Eigenschaften an, und wird der Gesundheit nachtheilig.

6) Man werfe nie viel auf einmal in die Raufe; denn es wird sonst von dem Hauche

des Pferdes warm, bekommt einen übeln Geruch und verringert die Freßlust dieser Thiere.

Was das frische Kleefutter*) betrift, so hat man dabey alle mögliche Vorsicht zu beobachten; denn es entwickelt sich aus dergleichen Fütterung viel kohlensaures Gas (Luft). Dieses blähet leicht den Magen und die Gedärme des Thieres auf und verursacht Kolicken, ja selbst auch wohl den Tod. Am sichersten geht man hier zu Werke, wenn man dieses Futter klein schneidet, es mit Heksel vermischt und den Pferden in kleinen Portionen zu fressen vorgiebt.

Ernährung der Pferde auf der Weide.

Die Pferde vieler Landwirthe müssen das Frühjahr und den Sommer hindurch ihre Nahrung auf der Weide suchen. Man treibt sie nach verrichteter Arbeit unter der Aufsicht eines Menschen auf eine Wiese oder sogenannten Hutwasen, und läßt sie dort ihr Futter

---

*) In der Tenekerschen Zeitschrift haben vor einiger Zeit Einige die Kleefütterung bey Pferden verdächtig zu machen gesucht, indem sie den Klee beschuldigten, daß er einigen Pferden den Rotz verursacht haben soll. Allein, dieses sind ganz irrige Behauptungen; so wenig, als grünes Gras den Rotz hervorbringt, eben so wenig thut dieß auch der Klee. Wahrscheinlich hat ein unglücklicher, mit der grünen Kleefütterung zusammentreffender Umstand, vielleicht die Ansteckung oder ein anderer Fehler zu diesem Uebel Anlaß gegeben.

selbst suchen, auch wohl die Nacht daselbst verweilen. Diese Erhaltungsmethode der Pferde ist nun bey weitem nicht so kostspielig, als die Fütterung im Stalle mit Haber und Heu; und besonders noch deßhalb, weil dergleichen Pferde auch gewöhnlich den Winter hindurch bloß mit Heu und Fruchtabgängen gefüttert werden. Man sollte daher glauben, es sey für den Landwirth besser, die Pferde auf diese Art, als im Stalle mit Haber und Heu zu ernähren. Betrachtet man aber die Arbeit, die von beiden verrichtet werden kann, so wird sich dieser Glaube bald verlieren und man wird sich überzeugen, daß die Stallfütterung für das Beste der ganzen Wirthschaft weit nützlicher und zuträglicher ist. Denn erstlich können weidende Pferde nur halbe Tage zur Arbeit gebraucht werden, weil sie in der andern Hälfte des Tages sich Nahrung suchen müssen; und dann sind sie auch zu schweren Arbeiten, besonders bey weiten Fuhren und Reisen nicht zu gebrauchen, weil es ihnen an Kraft, Stärke und Ausdauer mangelt. Will man ja zur Arbeit bestimmte Pferde, wenn sie halbe Tage müssig stehen müssen, auf die Weiden gehen lassen: so muß man ihnen dabey auch noch Körner geben, wenigstens des Abends, wenn sie von der Weide nach Hause kommen.

Für diejenigen, welche ihre Pferde auf die Weide gehen, und welche die Weide, womit die Natur ihre Landesgegend beschenkt hat, nicht unbenuzt lassen wollen, können die folgenden Grundsätze als Norm dienen:

1) Man treibe die Pferde bloß im Frühlinge und Sommer auf die Weide. — Im Frühjahr kommen die Gewächse mit voller Kraft hervor, bewirken die heilsamsten Veränderungen im thierischen Körper, und dienen ihnen gleichsam zum Reinigungsmittel. Im Sommer ist das Gras am allerkräftigsten und besonders zur Zeit seiner Blüthe.

2) Man treibe die Pferde im späten Herbst nicht mehr auf die Weide; denn alsdann ist nicht nur das Gras weniger nahrhaft, sondern auch öfters mit bösen Nebeln und Thau befallen, welche dem Pferde leicht schädlich werden können.

3) Man lasse den Wechsel von troknem zum frischen Futter nicht plötzlich und auf einmal eintreten. — Nach mannichfaltigen Beobachtungen wirkt das junge frische Gras schwächend auf den Magen und Darmkanal, und verursacht anfangs ein Laxieren. Da dieses sehr nachtheilige Folgen für die Gesundheit der Pferde haben kann, so ist es rathsam, diesen Wechsel nur allmählig eintreten zu lassen. Will man also die Pferde auf die Weide bringen, so gebe man ihnen anfänglich noch des Morgens ihr gewöhnliches Körnerfutter im Stalle, verringere die Portion nach und nach und höre dann gänzlich damit auf, wenn man bemerkt, daß sich der Magen und die Gedärme an den Genuß des frischen Futters gewöhnt haben. Bey Anwendung dieser Vorsicht wird der Uebergang vom trockenen zum frischen Futter nicht zu

schnell, und der Körper wird nicht mit einem=mal zu sehr den Wirkungen des jungen Grases ausgesezt. Auch fallen die von dem obbemerkten Morgenfutter schon einigermassen gesättigten Pferde auf der Weide nicht so gierig über die frischen Gräser und Kräuter her, und sind daher mehr gegen Ueberladung des Magens gesichert. Sollte aber aller Vorsicht ungeachtet das frische Futter doch zu stark purgieren: so setze man mit der Grasfütterung ganz aus, nähre die Pferde bloß mit trockenem Futter, und gehe erst, wenn sich der Durchfall wieder vermindert, zur Weidefütterung über. *Hilft* auch dieses nicht, so nehme man zu gelinden *an*haltenden und stärkenden Mitteln (z. B. Enzian, Wermuth, Kardobenediktenkraut, Wachholderbeeren, u. d. gl.) seine Zuflucht. Den Pferden nach dem Gebrauche einiger Landwirthe, ehe man sie auf die Weide bringt oder ihnen grünes Futter im Stalle giebt, Ader zu lassen oder ihnen Purgiermittel zu geben, ist nicht rathsam; denn hierdurch wird der Körper geschwächt und zu Krankheiten sehr geneigt gemacht.

4) Man lasse die Pferde nie bey nassem Wetter auf die Weide gehen. Sie stampfen sonst das Gras mit ihren Hufen in die Erde und verderben auf diese Art die Weiden gar sehr.

5) Man befehle dem Aufseher über die auf der Weide gehenden Pferde an, darauf zu sehen, daß die Thiere nicht allzusehr springen,

sich schlagen und beissen; denn hierdurch wird manches Pferd gelähmt, kommt als Krüppel nach Haus und wird oft für immer mehr oder weniger dienstunfähig.

Das Tränken der Pferde.

Die nämliche Ordnung, welche bey dem Füttern der Pferde nöthig ist, muß auch bey dem Tränken Statt finden. Man muß sich besonders einer gehörigen Abwechselung des Tränkens mit dem Füttern befleissigen, weil, wenn das Pferd nach dem Füttern nicht zu rechter Zeit getränkt wird, die Auflösung der Nahrungsmittel in dem Magen und den Gedärmen nicht anders, als unvollkommen geschehen kann. Es müssen deßhalb die Pferde nach dem Genuß des Rauhfutters zu gehöriger Zeit getränkt werden.

Die Regeln, die man bey dem Tränken der Pferde zu befolgen hat, sind folgende:

1) Man halte den Eimer oder den Trog, aus welchem man die Thiere saufen läßt, immer recht rein und sauber.

2) Man lasse den Pferden nie allzukaltes Wasser, besonders solches, welches aus sehr kalten Quellen oder tiefen Brunnen kommt, saufen. Es ist sehr gut, wenn man solches Wasser vorher einige Stunden im Stalle stehen läßt; oder, wenn dieß die Zeit nicht erlauben sollte, so muß man es wenigstens einige Zeit mit der Hand durch einander schlagen, um durch die

Wärme der Hand die natürliche Kälte des Wassers einigermassen zu vermindern.

3) Mit warm gewordenem Wasser die Pferde zu tränken, ist jedoch ebenfalls unweislich gehandelt. Nicht allein, daß solches dem Thiere keine Erquickung giebt, sondern es ist ihm auch zum Eckel.

4) Man lasse die Pferde nicht zu viel auf einmal saufen. Zu vieles Wasser verdünnt den Magensaft zu sehr, dehnt den Magen zu sehr aus und stört leicht die Verdauung. Besser ist es, wenn man sie oft tränkt, jedesmal wenig auf einmal saufen läßt, und ihnen überhaupt nur dann erst Wasser vorhält, wenn sie eine Portion gefressen haben. Dieses leztere ist von einem wesentlichen Nutzen, indem es dann die Nahrungsmittel erweicht und ihre Verdauung befördert.

5) Pferde gleich nach einer starken Erhitzung oder Arbeit zu tränken, ist der Gesundheit höchst nachtheilig. Solche Unbedachtsamkeit kann zu den gefährlichsten Krankheiten (als: Rehe, Lungenentzündung u. d. gl.) Anlaß geben.

6) Indessen warte man mit dem Tränken des erhizten Pferdes auch nicht gar zu lange und lasse das Thier zwey bis drey Stunden nach Labung schmachten. Sein Blut ist erhizt, durch den ihm entgangenen Schweiß hat es viele Säfte verloren; der Körper bedarf

also Ersatz und Erfrischung, und wenn das Pferd drey viertel bis eine Stunde geruhet hat, so kann man es ohne alle Gefahr mässig tränken. Will man, jedoch noch eine Vorsicht beobachten, so werfe man, nach dem Beyspiele der Frachtfuhrleute, etwas Heu in den Eimer und verhindere dadurch das zu schnelle Einziehen des Wassers.

Siebentes Kapitel.

Fleissige Reinigung der Haut — Baden oder Schwemmen.

Die Reinhaltung der Haut gehört zu den größten Erhaltungsmitteln der Gesundheit. Sie ist eine wahre Wohlthat für die Pferde, und die Pflicht eines jeden, welcher Besitzer eines oder mehrerer dieser Thiere ist; seine Obsorge sollte sich vorzüglich auf diesen Gegenstand erstrecken. Freylich leiden auch hier der Leichtsinn, die Faulheit und der Aberglaube der Landleute gerechte Vorwürfe, indem sie, was diesen Punkt betrift, nur allzunachlässig sind. Sie glauben, daß das Striegeln und Putzen der Pferde allein den Nutzen habe, daß es die Haare schön und glänzend erhalte; aber diese Meinung verräth grosse Unwissenheit. Der Nutzen des Striegelns und Putzens ist sehr wichtig und mannichfaltig. Es entfernt nicht nur alles, was die Natur als unnütz aus dem Körper schaft, und was von aussen die Haut verunreinigen und verderben könnte: sondern es erhält auch die Hautgefässe thätig und gangbar, und befördert auf diese Weise vorzüglich das wichtige Geschäft der Ausdünstung.

Die Reinhaltung der Haut bedarf daher keiner Anempfehlung. Sie gründet sich zu viel auf Erfahrung; und wir wissen, daß Sauber-

keit und Reinlichkeit besonders viel zum Gedeihen der Pferde beyträgt. Schon in den ältesten Zeiten hat man den Nutzen der Reibungen der Haut, sowohl bey Thieren, als Menschen eingesehen. So z. B. erinnert bereits Columella an das Putzen der Hausthiere und sagt: „oft ist besser, den Rücken wohl zu reiben, als „den Leib mit vielen Nahrungsmitteln über„füllen." —

Vorzüglich nützlich und unentbehrlich ist das Putzen und Striegeln im Frühjahre und im Herbste, weil die Pferde sich in diesen Jahreszeiten hären; denn während dieser Operation der Natur wird die Oberfläche der Haut vorzüglich mit Unreinigkeiten bedeckt, und die Ausdünstung sehr leicht unterdrückt.

Obgleich das Striegeln und Putzen der Pferde eine sehr geringfügige Verrichtung zu seyn scheint, so verdient es doch Aufmerksamkeit; denn es ist nicht gleichviel, wo und wie die Pferde gestriegelt werden. Es wird daher wohl nicht ganz am unrechten Orte seyn, wenn ich die beste und vortheilhafteste Art des Striegelns und Putzens der Pferde hier angebe.

Man macht gewöhnlich mit dem Striegeln an dem Hintertheile den Anfang; indessen scheint es mir natürlicher, bey dem Kopfe anzufangen. Man fasse also, wenn man das Pferd putzen will, mit einer Hand den Kopfriemen, und fahre mit der in der andern Hand haltenden Striegel, vom Ansatze des Kopfs am Halse

hinunter, über die Schultern, und so nach und nach über den ganzen Leib des Thieres, bis an die Hinterbacken so lange hin und her, als es zum völligen Brechen der Staubkruste nothwendig ist. Beym Striegeln des Hintertheils hält man sich mit einer Hand an dem Schweif, während die andere sich mit der Striegel auf diesem Theile beschäftigt. Dabey ist nun folgendes zu beobachten:

1) Man sehe darauf, daß die Striegel nicht zu scharf und vorzüglich bey dünnhärigen Pferden nicht zu lang gezahnt sey, weil sie sonst dem Pferde Schmerzen verursacht, und dasselbe hierdurch zu Bewegungen zwingt, die vielleicht den Knecht oder Wärter zur Ungeduld und zu Mißhandlungen reitzen.

2) Man führe die Striegel leicht und geschwind nach allen Richtungen, besonders aber gegen das Haar, und klopfe den von ihm aufgenommenen Staub fleissig aus.

3) Man schone vorzüglich diejenigen Theile, an welchen das Pferd besonders empfindlich ist. Hierher gehören das Rückgrad, der Schlauch, der Kamm, da wo sich die Mähnenhaare, und die Rübe, wo die Schweifhaare anfangen.

4) Man fahre über die Schenkel nur ganz leicht hin und halte überhaupt bey der ganzen Arbeit den Arm nicht steif, sondern strecke ihn bey jedem Striche gehörig aus, und drücke die Striegel nie hart auf.

5) Man befleissige sich, die Striegel sowohl mit der rechten, als mit der linken Hand geschickt zu führen; denn nach dem, was oben gesagt worden ist, gebraucht man bald diese, bald jene Hand zum Halten, und dann wieder zum Striegeln. Ist das Pferd nun an allen seinen Körpertheilen gestriegelt, so schlägt man mit einem dazu eingerichteten Pferdeschweife oder auch mit einem besondern Staubtuche den Staub ab, welchen die Striegel locker gemacht, aber nicht hinweggenommen hat. Hierauf nimmt man eine runde Griffbürste von Schweinsborsten, welche der gewöhnlichen Kardätsche, indem man mit derselben die Vertiefungen am Körper bequemer und besser reinigen kann, vorzuziehen ist; bürstet den ganzen Körper des Thieres, desgleichen die Schenkel bis an die Krone, und reibt während dieser Arbeit die Bürste dann und wann auf der Striegel ab, um sie vom aufgenommenen Staube zu reinigen. Sodann reibt man das Pferd mit einem Haartuche stark über den ganzen Körper, um hierdurch das Haar glatt zu legen, und zugleich die losgegangenen Haare wegzunehmen. Wenn dieß geschehen ist, so wäscht man sich die Hände in reinem Wasser, und streicht mit denselben eben so über den ganzen Leib des Thieres hin, wie es vorher mit der Bürste geschahe, und reinigt auf diese Art die Haare von allem, was das Haartuch etwa zurück gelassen hat. Endlich nimmt man ein reines wollenes Tuch, reibt mit demselben die Haut, bis sie völlig trocken ist. Ist auch dieses geschehen, so nimmt man abermals das Haartuch, reibt mit

diesem die Schenkel bis zum Huf herunter, und sucht vorzüglich die Höhlungen der Gelenke, weil sich da der Staub und Schmutz besonders fest ansezt, auszuputzen.

Sehr gut ist es übrigens, wenn man bey milder Jahreszeit die Schenkel mit kaltem Wasser wäscht. Hierzu braucht man nun eine weichere Bürste, einen Schwamm, und einen neben sich stehenden Eimer mit Wasser. Bey den Vorderschenkeln drückt man den mit Wasser angefüllten Schwamm rund um das Knie herum, so, daß das Wasser längst dem Schienbeine herabläuft; sodann reibt man mit der Bürste an dem Schenkel auf und nieder, und fährt so lang damit fort, bis das aus dem Schwamme immer nachgedrückte Wasser ganz rein abläuft. Eben so verfährt man auch mit den Hinterschenkeln. Die Fessel und die Haarzotten muß man besonders rein halten; denn an diesen Theilen sezt sich der Schmutz vorzüglich gerne an, und verursacht leicht die Mauke und andere Geschwüre. Nach dem Waschen drückt man den Schwamm rein aus, trocknet die Schenkel mit einem wollenen Tuche vollends ab, und reibt so lange ganz gelinde, bis keine Feuchtigkeit mehr zu spüren ist.

Auch die Augen wäscht man mit reinem Wasser aus; man hält zu diesem Ende den angefeuchteten Schwamm über die Augengruben, drückt das Wasser gelinde aus, und trocknet sodann dasselbe mit einem Tuche rein ab.

Nicht weniger ist es sehr gut, wenn man zuweilen die Stirn und den Hinterkopf des

Pferdes mit kaltem Wasser wäscht; dieses mässigt den Andrang des Blutes nach dem Kopfe, und bauet auf diese Art dem so häufig vorkommenden Koller vor. Der Haarschopf, die Mähnen, und die Schweifhaare kämmt man beym Waschen mit einem hörnernen Kamm aus. Die Mähnen benezt man bis zu ihrem Grunde, macht sie mit den Händen locker, kämmt sie dann, und benezt sie während des Kämmens beständig mit Wasser; sodann wirft man sie auf die andere Seite: wäscht und reibt sie mit einer Hand längs ihrer Einsetzung hin und her und kämmt sie mit der andern immer fort. Endlich legt man die Mähnen wieder auf die Seite, an welcher sie eigentlich herabhängen sollen, nezt sie nochmals, trocknet sie bestmöglichst ab und kämmt sie endlich locker.—

Die Schweifhaare erfordern die nämliche Sorgfalt und werden eben so behandelt. Sind sie sehr beschmuzt, so taucht man den ganzen Schweif in einen Eimer mit Wasser, reibt dann die naßgewordenen Haare zwischen den Händen von oben bis unten, taucht sie darauf von neuem ins Wasser und spült sie rein ab; endlich faßt man den Schweif oberhalb mit der Hand und kämmt die Haare desselben locker und glatt.— Der Nutzen von diesem Waschen ist nicht allein, daß die Haare davon ein schönes, glänzendes Ansehen bekommen; sondern es wird auch dadurch dem so gerne in den Mähnen und dem Schweife entstehenden Grind oder Räudeausschlag vorgebeugt.

Endlich darf man auch den Schlauch beym Waschen nicht vergessen, sondern muß denselben inwendig gut auswaschen; denn im entgegengesezten Falle häuft sich die von den Drüsen abgesonderte Materie leicht an, wird scharf und giebt Anlaß zu Entzündungen und Geschwüren. *)

Ist nun der ganze Körper des Pferdes gereinigt, so wendet man sich endlich noch zu den Hufen, als jenen Theilen, von welchen die Dienstfähigkeit des Thieres vorzüglich mit abhängt. Man hebt daher, um die Hufe gehörig zu reinigen, einen jeden derselben sorgfältig auf, und befreyet ihn von jedem fremden Körper, der sich etwa zwischen dem Eisen und der Sohle und dem Strahl festgesezt hat, und wäscht dann die Sohle und den Strahl rein ab. Sollten die Hufe etwa zur Trockenheit geneigt seyn, so beschmiert man sie mit Schweinenschmalz — welches die beste Hornsalbe ist — und legt über Nacht einen Umschlag von Lehm und Wasser über.

Wenn es irgend die Jahreszeit und Witterung erlaubt, sollte man das Putzen der Pferde ausserhalb des Stalles unter freyem Himmel vornehmen. Nichts kommt dieser Methode gleich, be-

---

*) Dieses ist diejenige Methode zum Striegeln, Putzen und Reinigen der Pferde, welche Herr Prof. Naumann in Berlin empfohlen hat; — ich halte sie für die vorzüglichste und beste. Wenn sie den Landwirthen gleich etwas zu umständlich ist, so verdient sie doch überall in den Ställen der Herrschaften eingeführt zu werden.

sonders wenn viele Pferde in einem Stalle beysammen stehen. Erstlich ist halbe Arbeit dabey, weil die Luft den Staub verweht; zweytens fällt auf diese Art der Staub nicht den Thieren aufs Futter und verunreinigt dasselbe; und dann drittens fliegt auch der Staub nicht im Stalle herum und von einem Pferd aufs andere. Man lasse in grossen Ställen bey starkem Pferdestande so viel putzen, als man will, so wird man doch immer zu putzen finden, weil der Staub beständig im Stalle bleibt.

Dem Striegeln und Putzen der Pferde kann das Baden oder Schwemmen als Erhaltungsmittel der Gesundheit an die Seite gestellt werden. Schon von den ältesten Zeiten her haben die Aerzte der Menschen und der Thiere das Baden für ein Beförderungsmittel der Gesundheit gehalten, und es mit vielen ausnehmenden Lobsprüchen den Menschen und ihren Hausthieren angerathen. Es verdient aber auch dieses Lob. Denn es reinigt nicht nur die Haut, sondern es ist auch ein wahres Stärkungs- und Belebungsmittel für den ganzen Körper. Zugleich ist es das größte Gegenmittel des Alters und der Austrocknung, indem es die Fasern wieder belebt, sie weich, geschmeidig und biegsam macht und also der Steifigkeit und der Vertrocknung der Theile entgegen arbeitet. Vorzüglich stärkt es die Schenkel, spannt die erschlaften Sehnen wieder an, macht die Gelenke beweglich und verhindert eine Menge Krankheiten dieser Theile, die aus Schwäche der festen und Anhäufung der flüssigen Theile entste-

hen (als: Gallen, angelaufene Schenkel u. s. w.). Den von Erhitzung und Arbeit ermatteten Thieren giebt es Kühlung, Erfrischung und neue Kräfte, und verbreitet über die ganze Maschiene wieder Thätigkeit und Wohlseyn.

Diese Wohlthätigkeit des Badens für Leben und Gesundheit macht es uns zur Pflicht, die Pferde im Sommer und so lange es die Gelindigkeit der Witterung erlaubt, fleissig ins Wasser zu reiten oder zu führen. Besonders nützlich ist, solches nach heissen Sommertagen, an welchen sich die Pferde in der Sonnenhitze müde gearbeitet haben, des Abends vorzunehmen. So heilsam nun aber das Baden dem thierischen Körper ist, so kann es doch auch bey zu langem, zu häufigem oder unregelmässigem Gebrauche üble Folgen nach sich ziehen. Es sind demnach gewisse Behutsamkeitsregeln nöthig, die ich hiermit zur Befolgung vorlegen will.

1) Man bade die Pferde nur im Flußwasser oder in solchem Teichwasser, welches beständig Ab- und Zufluß hat. Die Gewohnheit vieler Landleute, die Pferde in den Mistpfützen oder in dem ersten besten unreinen Wasser zu baden, taugt schlechterdings nichts. Hier wird der Zweck des Badens, Reinigung der Haut ganz verabsäumt; denn durch den Schmutz, mit welchem solche Bäder angefüllt sind, werden die ausdünstenden Gefässe nur noch mehr verstopft. Mir ist es unbegreiflich, wie man seinen Thieren ein Bad erlauben kann, das so sehr die Spuren der Fäulniß und der Auflö-

sung an sich trägt, und unmöglich weder als Reinigungs-, noch als Stärkungsmittel dienen kann.

2) Man bade das Pferd nie, wenn dessen Körper erhizt ist und die unmerkliche Ausdünstung sehr lebhaft ist; denn ein plötzliches Unterdrücken derselben ist immer mit einem Nachtheile für die Gesundheit verknüpft.

3) Man bade das Pferd nie unmittelbar nach dem Fressen, sondern erst nach Verlauf von ungefähr zwey Stunden.

4) Ehe man das Pferd badet, putze man es erst; denn geschiehet dieses nicht, so bildet das Wasser den auf der Haut des Thieres liegenden Staub zu einer Kruste, welche in der Folge die Ausdünstung unterdrückt.

5) Man bringe im Sommer bey der größten Tageshitze das Pferd nicht in die Schwemme; denn es erhizt sich sonst, besonders wenn der Badeort weit entfernt ist, leicht und kommt in Schweiß. Die Morgen- und Abendstunden dürften demnach im Sommer nach Beschaffenheit der Sonnenhitze die besten seyn.

6) Man bringe das Pferd, wenn der Weg bis zur Schwemme weit entfernt ist, nicht gleich ins Wasser, und bringe es nicht mit einemmale, sondern so langsam als möglich hinein.

7) Man halte das Pferd nicht zu lange, sondern ungefähr 10 Minuten, höchstens eine Viertelstunde im Wasser. Es durch Schwimmen ermüden zu lassen, ist nicht rathsam.

8) Wenn das Pferd im Wasser ist, so lasse man es einigemale herumgehen und dann stille stehen. Es pflegt in dieser Ruhe gemeiniglich mit den Vorderfüssen zu spielen und auf diese Art seinen Kopf und die Theile zu benetzen, die ausserhalb des Wassers sind.

9) Bemerkt man, daß das Pferd im Wasser friert und es deßwegen zittert, so muß man es alsbald aus dem Bade thun, indem ihm solches nicht zuträglich ist.

10) Hat man das Pferd wieder aus dem Bade oder der Schwemme gebracht, so drücke man mit der Hand das Wasser aus den *Haaren*, reibe die Haut mit einem wollenen Tuche gelinde ab und reite sodann das Thier in einem starken Schritte, oder in einem mässigen Trabe, jedoch ohne dasselbe zu erhitzen.

11) Hat man das Pferd wieder in den Stall gebracht, und ist sein Körper gehörig trocken geworden, so striegle und bürste man es gelinde über den ganzen Körper.

12) Bemerkt man, daß das Pferd nach dem Baden traurig und matt ist, den Kopf hängen läßt und es manchmal ein Schauer überfährt: so ist dieß ein Zeichen, daß entweder ihm überhaupt das Baden nicht zuträglich, oder das Bad für seine Empfindlichkeit zu kalt gewesen ist.

Hier muß ich nun noch der lauwarmen Fußbäder gedenken. Bey Pferden, die zu heftigem Laufen oder auch auf Reisen und zu andern schweren Arbeiten gebraucht werden, sind

diese

diese Fußbäder ein hauptsächliches Mittel, die Schenkel in einem guten Zustande zu erhalten. Zuerst muß man für ein ovales, aus Eichenholz gemachtes, nach der Höhe und dem Abstande der Schenkel eingerichtetes Badefaß, oder für irgend ein anderes hiezu taugliches Faß sorgen. Zu dem Bad selbst nimmt man Waitzen- oder Roggenkleye, brüht sie mit kochendem Wasser und gießt dann so viel kaltes Wasser dazu, bis das Bad die gehörige Temperatur erhalten hat, sodann sezt man die Füsse entweder einzeln oder zwey zugleich hinein und läßt sie eine Viertel- längstens eine halbe Stunde in demselben. Sollten die Schenkel bereits von Steifigkeit befallen seyn, so muß man sie nach dem Gebrauch des Bades mit Oel oder Fett (z. B. Leinöl, Baumöl, Kamillenöl, Butter, Speck, Schmeer u. d. gl.) einschmieren, welches entweder mit der blossen Hand, oder vermittelst eines um dieselben gewickelten Tuches geschehen kann. Auf diese Weise werden die Theile geschmeidiger und die Steifigkeit sehr vermindert.

Achtes Kapitel,

Angemessene Bewegung oder Arbeit.

Kein animalischer Körper kann, ohne auf einige Art bewegt zu werden, gesund bleiben. Vorzüglich scheint das Pferd, seiner ganzen Natur und seinem Baue nach, zur Bewegung und Thätigkeit geschaffen zu seyn. Schon seine besondere Neigung zur Bewegung und Thätigkeit giebt dieses zu erkennen. Wenn wir es beym Herausziehen aus dem Stalle, wo es kurz vorher träge und schwerfällig zu seyn schien, genau betrachten, so werden wir sogleich eine schleunige Veränderung gewahr. Seine Augen werden feurig und lebhaft; sein Hals streckt sich empor; der Schweif hebt sich; die Nasenlöcher thun sich auf; es schnaubt und wiehert; und jede Veränderung seiner Stellung giebt seine Freude und sein Vergnügen an der Bewegung zu erkennen.

Aber nicht blos angenehm ist die Bewegung dem Pferde, sondern sie ist ihm auch Bedürfniß und ein vorzügliches Mittel zur Erhaltung der Gesundheit. Durch sie werden die Gefässe in gehöriger Thätigkeit, die Säfte in inniger Mischung, der Körper in gleichförmiger Wärme und Kraft erhalten. Sie unterstüzt die Verdauung, befördert den Umlauf des Blutes, die Ausdünstung und alle übrigen Ab- und Aussonderungen, vermehrt die Muskelkraft und macht

den Körper stark und thätig. Noch verschafft sie dem Pferde einen Vortheil, nämlich den Genuß der freyen Luft. Auch gewöhnt sich dabey der Körper an alle etwannigen Veränderungen der Atmosphäre, und wird gegen jeden schädlichen Eindruck der Witterung abgehärtet.

Hieraus ergiebt sich die Nothwendigkeit der Bewegung für die Pferde. Wenn diese Thiere arbeiten, so bewegt sie das von selbst; allein wenn sie müssig stehen — wie das mit vielen Kutschen- und Reitpferden den größten Theil des Jahres hindurch der Fall ist — so schadet es ihrer Gesundheit, wenn sie nicht zuweilen ins Freye kommen, und Bewegung und frische Luft geniessen. Man muß solchen Pferden täglich oder wenigstens um den andern Tag Bewegung machen, und sich keineswegs von der Witterung aus unrecht angewandter Schonung abhalten lassen. „Dabey übe man jedesmal das Pferd in dem Gebrauch seiner Kräfte nach der verschiedenen Dienstanstellung. Wenn der Privatmann sein Pferd in kurzen Reprisen nur im Schritt, Trab und Galopp reiten läßt: so macht es die Anstellung des Jagd- oder Soldatenpferdes schon nöthig, daß es nebst diesen Lektionen auch eine kurze Strecke nach dem Maas seiner Kräfte ausläuft, und über Gräben oder erhabene Gegenstände springt; doch muß diese Bewegung nicht bis zur Ermüdung und in keiner langen Dauer geschehen. Kutschpferde müssen eben so ihrer Dienstanstellung gemäß in dem Gebrauch ihrer Kräfte geübt werden; — eine

Körperbewegung, die diese Thiere zugleich auch unter dem Gehorsam und unter der Bekanntschaft und Gewalt des Zaumes erhält — ein Vortheil, welcher dem so oftmaligen Durchgehen dieser Pferde sicherer und besserer vorbeugt, als alle in dieser Rücksicht erfundenen Maschinen. *)

Um beim Gebrauch der Pferde nach Möglichkeit zweckmässig und ohne Nachtheil zu verfahren, sind folgende allgemeine Regeln zu beobachten.

1) Man setze die Arbeit des Thieres mit seinen Kräften in Verhältniß. Alter, Grösse, körperliche Konstitution, Art zu füttern, haben hier grossen Einfluß und müssen sämmtlich mit in Betrachtung kommen. Auch kommt vieles auf die Gewohnheit an. Je seltener ein Pferd zur Arbeit kommt und je unbedeutender diese ist, desto weniger wird es fähig seyn, starke Arbeiten ohne Nachtheil für seine Gesundheit auszuhalten. **) Indessen sind die Arten der Arbeiten,

---

*) v. Tennecker a. a. Ort.

**) Es müssen bey Abmessung der Arbeit nach der Körperkraft der Pferde auch noch andere Rücksichten, die zur Vermehrung oder Verminderung des Kräftenaufwandes beytragen, in Aufschlag kommen, z. B. die verschiedenen Maschienen, Instrumente und Geräthschaften, welche durch das Pferd zur Arbeit in Bewegung gesezt werden sollen, deren mechanische Konstruktion zur Erleichterung oder Erschwerung der Geschäfte mit beyträgt. Eben so kommt auch viel auf die Geschirre an, an welche man die Thiere befestigt, und durch welche man sie zwingt, die Arbeit zu verrichten.

welche den Pferden aufgelegt werden, so sehr verschieden, daß sie zu einer Menge Betrachtungen Stoff darbieten, deren Auseinandersetzung aber zu unserm Zweck nicht geeignet ist. Immer wird aber die richtige Anordnung der Arbeit ein wichtiger Theil der Lebensordnung der Thiere bleiben. Vernünftige Mässigung, Ueberlegung, und eher zu wenig, als zu viel: kurz die goldene Mittelstrasse ist auch hier der beste Weg.

2) Man gewöhne die Pferde, welche zu anhaltenden und starken Arbeiten bestimmt sind, von Jugend auf an tägliche Bewegung, welche nachher mit zunehmenden Jahren vermehrt oder verstärkt werden muß. Auf diese Weise werden die Körper der Thiere ungemein gestärkt und tüchtig gemacht, im reifen Alter starke und anstrengende Arbeiten auszuhalten.

3) Man strenge die Pferde beym Anfange ihrer Arbeiten nie zu sehr an, sondern bemühe sich, ihr körperliches Vermögen stuffenweise zu verstärken. Bey fetten, vollblütigen Pferden und bey denen, die an Arbeiten nicht viel gewöhnt sind, verdient diese Regel vorzüglich beachtet zu werden.

4) Man setze die Arbeit nie bis zum gänzlichen Erschöpfen der Kräfte, sondern nur bis zum Ermüden des Pferdes fort; denn sobald dieses erfolgt, ist es Zeit, mit der Arbeit einzuhalten.

5) Müssen alle schnelle Abwechslungen zwischen Arbeit und Ruhe vermieden werden, d. h.

man muß denjenigen Pferden, die seit langer Zeit wenig gearbeitet haben, nicht gleich mit einemmale zu viele Arbeit auflegen; und so umgekehrt, Pferde, welche gewohnt sind, ausdauernde und starke Arbeiten zu verrichten, nicht auf einmal in anhaltende Ruhe kommen lassen.

6) Man hüte sich, die Pferde gleich nach geendigter Fütterung anzustrengen, weil dadurch die Verdauung gehindert und zu mancherley krankhaften Zuständen Anlaß gegeben wird. Wenn der Magen sehr voll ist und das Pferd sich sehr anstrengt, kann wohl gar Zerreissung des Magens erfolgen.

7) Die Uebungen der Reitpferde unternehme man, wenn es nur einigermassen die Witterung erlaubt, immer in der freyen Luft; denn selbst in einem noch so geräumigen Reithause athmet das Pferd doch immer eine verschlossene, durch Ausdünstungen von Menschen und Pferden unrein gewordene und also der Gesundheit nachtheilige Luft ein.

8) Suche man zu verhindern, daß die Pferde, welche von heftiger Bewegung stark schwitzen, sich nicht schnell abkühlen. Man hüte sich im Sommer, ein stark erhitztes Pferd sogleich in einen kühlen Stall zu bringen; der thierische Körper verträgt dergleichen schnelle Abwechslungen nicht ohne irgend einen Nachtheil.

9) Man hat allgemein die Gewohnheit, stark erhitzte Pferde vorher, ehe man sie in den Stall bringt eine Weile herumzuführen. Dieses Herumführen sollte man jedoch nur dann vornehmen,

wenn die Temperatur der freyen Luft auch warm ist, sonst ist es wohl gerathener, vorzüglich bey stürmischem und naßkaltem Frühjahrs- oder Herbstwetter, bey strenger Kälte u. s. w. das erhitzte Pferd sogleich in den Stall zu führen, der hier gewöhnlich wärmer, folglich dem jetzigen Zustande des Pferdes angemessener ist, als die freye Luft. Ganz nachtheilig ist das Herumführen erhitzter Pferde in einen Luftzug oder nahe bey grossen Flüssen und Seen.

10) Wenn man die erhitzten, von Schweiß triefenden Pferde in den Stall gebracht hat, so nehme man von den Reitpferden den Sattel, von den Zugpferden das Geschirr ab; streiche darnach mit einem hölzernen Schweißmesser den Schweiß aus den Haaren; reibe den ganzen Körper gelinde mit Strohwischen so lange bis das Haar trocken ist; und lege zulezt eine Decke auf. Manche pflegen darauf das Pferd noch etwas herumzuführen, welches Verfahren auch sehr zu loben ist.

Neuntes Kapitel,

Ruhe und Schlaf.

Die Ruhe und der Schlaf sind dem Pferde so unentbehrlich, als die Bewegung. Durch sie erhält der Körper neue Belebung und Erquickung; denn durch die Verminderung der äussern Thätigkeit wird die Natur in den Stand gesezt, den Ersatz der dem Körper durch die Arbeit entzogenen Stoffe zu bewirken und das gestörte Gleichgewicht der Kräfte wieder herzustellen.

Im Schlafe selbst, als in einer Pause und Unterbrechung der thierischen Lebenswirksamkeit, liegt das größte Mittel zur Wiederersetzung und Restauration der thierischen Kräfte. Der Schlaf, dieses wohlthätige Geschenk der Natur, unterbricht gleichsam den Strom der Lebenskonsumtion, giebt dem Körper wieder, was er verloren hat, und bringt die Lebensverrichtung wieder in einen ruhigen und regelmässigen Gang. Wenn aber der Schlaf gesund und erquickend für das Pferd seyn soll, so müssen folgende Punkte Statt finden:

1) Das Thier muß eine gute, reinliche Streu erhalten, dieses ist eine vorzügliche Bedingniß; denn auf Steinen oder auf blossen Dielen ruhen die Thiere bey weitem nicht so gut, und ihre Glieder erhalten auch den Grad der Stärkung nicht.

2) Muß der Halfterstrang gehörig lang seyn, damit das Thier sich ordentlich legen und ausstrecken kann. Es ist die gröbste Nachlässigkeit, die Thiere des Abends so kurz anzubinden, daß sie nicht im Stande sind eine ausgestreckte ruhige Lage anzunehmen. Es ist zwar wahr, daß viele Pferde beständig im Stehen schlafen; allein es ist auch wahr, daß der Genuß des Schlafs auf diese Art nur ein halbes Erholungsmittel ist. Um diese Pferde zum Schlafen im Liegen zu gewöhnen, muß man ihnen geräumige Stände und gute Streue geben.

3) Der Stall muß nicht erleuchtet, sondern dunkel und alles darinnen stille seyn. Am Tage kann das Pferd, wenn es gleich noch so müde ist, von Insekten geplagt und von der Thätigkeit der übrigen Thiere aufgeschreckt, selten schlafen, wenigstens genießt es diesen erquickenden Zustand nur halb, schläft oder träumt nur im Stehen, und fährt von dem geringsten Geräusch erschreckt wieder auf. Wenn nun bey der Nacht auch noch keine Ruhe im Stalle ist, wie soll dann das Pferd schlafen? Liederliche, herumschwärmende Knechte, die um 12 oder um 1 Uhr erst im Stalle zu Bette gehen, stören immer ihre Pferde in der Ruhe.

4) Ist man auf der Reise, so breche man nicht zu frühe oder gar schon in der Nacht auf. Man wird dann das Thier schon um Mitternacht aus dem Schlafe stören müssen, vielleicht eben, als es zu ruhen angefangen hat. Ein Blick auf die ganze Natur wird uns lehren,

dem Pferde die Nacht zur Ruhe anzuweisen. Nur bey dem Schweigen der Nacht scheint die Natur absichtlich die Ruhe für die ganze Schöpfung zur Erholung und Erneuerung der Kräfte bestimmt zu haben. Mehrere Gewächse senken gegen Abend ihre Blätter aneinander, und ihre Blüthen verschliessen sich, so daß ihr ganzes Aeusseres einen Zustand von Eingezogenheit und Ruhe verräth. Selbst das in Freyheit lebende, wenig ruhende Pferd schläft in den Stunden der Mitternacht, so eifrig es auch noch spät am Abend und zeitig am Morgen die Auen durchirrte. Sollten wir nun wohl diesen Wink der Natur nicht auch bey dem Verhalten gegen unserer Pferde befolgen?

Zehntes Kapitel.

Zweckmässiges Verhalten der Pferde auf der Reise.

Sehr oft machen Personen Reisen mit Pferden, ohne zu wissen, wie diese Thiere unterweges behandelt werden müssen. Sie verlassen sich dabey auf die Geschicklichkeit ihres Knechts; allein da werden sie sehr oft getäuscht. Weil nun ein zweckmässiges Verhalten der Pferde auf der Reise ebenfalls als ein Verlängerungsmittel des Lebens anzusehen ist, so will ich meine Leser auch mit demjenigen bekannt machen, was hierbey zu beobachten ist.

1) Man wähle sich, wenn man gesonnen ist, eine einigermassen weite und einige Zeit dauernde Reise zu machen, ein Pferd, das an Bewegung, Thätigkeit und Arbeit schon gewöhnt ist. Hat man kein solches Pferd oder kann man keins bekommen, so thut man wohl, wenn man das zur Reise bestimmte Pferd täglich und zwar jeden Tag etwas länger, als den vorgehenden, ausreitet. Hierdurch bereitet man es zu den Beschwerlichkeiten der Reise allmählig vor, und gewöhnt es gleichsam an dieselben. Fette, sehr fleischige Pferde taugen nicht auf die Reise. Ein Pferd aber, das mehr mager, als fett ist, dessen Fleisch durch nahrhafte Fütterung die gehörige Festigkeit erhalten hat, ist am besten und

dauerhaftesten zur Reise. Vor allen Dingen wähle man kein junges Pferd, dem es noch an Kräften mangelt, und welches durch Bewegung und Arbeit noch nicht ist abgehärtet worden.

2) Man lasse das Pferd einige Tage vor der Reise auf allen vier Füssen beschlagen. Alsdann kann man sich vorher überzeugen, daß beym Beschlagen kein Fehler begangen worden ist, und sollte ja etwas versehen und z. B. ein Nagel zu tief ins weiche Fleisch eingedrungen seyn, so hat man doch noch Zeit den Schaden wieder gut zu machen. Es ist ein gar fataler Umstand, wenn man kaum die Reise angetreten hat, und das Pferd schon hinkend ist.

3) Man untersuche bey den Reitpferden den Sattel, und bey den Wagenpferden das Geschirr, ob sie sich in gehörigem Stande befinden, und ohne Nachtheil der Thiere angewendet werden können. In Ansehung der Erstern bemerke man genau, ob der Sattel überall gehörig aufliegt, oder ob er vielleicht irgend einen Theil des Körpers vorzüglich drückt. Am sichersten ist dieß zu finden, wenn der Reiter, nachdem das Pferd gesattelt ist, sich aufsezt und darauf einen Sachverständigen die Lage des Sattels untersuchen läßt, welcher dann sehr leicht die etwa zu sehr drückende Stelle bemerken wird. Unterbleibt diese Vorsicht, so ist der Reiter in Gefahr, schon am ersten Tage der Reise ein gedrücktes Pferd zu haben. Was die Geschirre der Wagenpferde betrift, so muß man besonders für die Theile des Körpers besorgt seyn, wel-

che den Druck des Ziehens zu erdulden haben; indem diese Theile durch schlechte Geschirre eben so nachtheilig beschädigt werden können, als der Rücken des Thieres durch einen schlechten Sattel. Noch muß ich bemerken, daß man genau darauf sehen muß, daß der Sattel seine gehörige Lage auf dem Rücken des Pferdes bekomme, weder zu weit vor -, noch zu weit rückwärts liege; denn diese beiden Extreme sind — wenn auch der Sattel selbst noch so gut beschaffen ist — geeigenschaftet, das Pferd zu drücken.

4) Man halte den ersten Tag das Pferd in einem nur mässigen Gange, und mache keine grosse Tour mit demselben; in den folgenden Tagen verlängere man zwar die Touren, strenge aber das Thier in Rücksicht des Ganges nie allzusehr an.

5) Ist die vorgesezte Tagereise nicht zu lang, so vollende man sie in einem Ritte; erfordert sie aber deren zwey, so mache man den längsten in den Vormittagsstunden, den Nachmittagsritt aber richte man, wenn es nur immer möglich ist, so ein, daß man bey guter Zeit ins Nachtquartier komme, um dem Pferd eine gehörige Zeit zur Ruhe zu verschaffen.

6) Wenn man sich dem Orte nähert, an welchem man füttern oder auch übernachten will, so reite man allmählig langsamer, damit das Pferd sich nach und nach abkühlen kann. Sollte aber dasselbe demungeachtet warm oder schwitzend ankommen, so lasse man es so lange her-

umführen, bis es abgekühlt ist; jedoch darf dieß nur bey warmer Witterung geschehen. Im Winter und in kalten Herbsttagen oder sonst bey rauher, kalter Luft taugt das Herumführen den erhizten Pferden nichts, und ist der Gesundheit mehr nachtheilig, als vortheilhaft.

7) Man untersuche bey der Ankunft ins Quartier die Krippe und die Ranfe, und reinige beide. Findet man sie aber sehr unrein, den darauf haftenden Schmutz trocken und fest, so suche man denselben nicht durch Abwaschen wegzuschaffen, denn hierdurch bewirkt man doch weiter nichts, als daß man die Unreinigkeiten aufweicht und solche den Thieren noch schädlicher macht. Um dem zu befürchtenden Nachtheil, welchen die Unreinigkeiten auf die Gesundheit des thierischen Körpers äussern können, einigermassen mit Gewißheit zu entgehen, bringe man die Pferde entweder in die Scheuer, oder in einen andern unverdächtigen Stall, oder stelle sie so, daß sie weder zu der Krippe, noch Raufe kommen können, sondern ihr Futter aus dem Futterbeutel fressen müssen.

8) So bald das Pferd abgesattelt oder abgeschirrt ist, hebe man die Füsse desselben auf, untersuche die Hufe genau, um sie von allen fremden Körpern, die sich zwischen dem Eisen und der Sohle festgesezt haben können, zu befreyen; denn diese drücken auf den Huf, machen das Thier hinkend oder lahm. Ist ein oder das andere Eisen locker geworden, so muß man es wieder anheften, und fehlen in demsel-

ben etwa Nägel, so muß man diese, ehe man weiter reist, wieder ersetzen lassen. Geschieht dieses nicht, so ist das Thier in Gefahr, das Eisen unterwegs zu verlieren und seine Hufe auf der Chaussee oder auf rauhen Wegen zu verderben. Sollte man bey Untersuchung der Hufe finden, daß solche mehr als gewöhnlich warm sind, so mache man um sie einen Lehmumschlag mit Wasser befeuchtet.

9) Sollte das Pferd sehr ermüdet seyn, und man hat Zeit und Gelegenheit dazu, so ist nichts besser, als wenn man lauwarme Fußbäder macht. Hierdurch wird die Empfindung der Müdigkeit, so wie der Schmerz in den Füssen am besten gehoben. Wem dieses Verfahren zu weitläuftig ist, der kann die Schenkel mit gutem Kornbranntwein waschen, und nachher gelinde mit Stroh reiben lassen.

10) Hat man den Sattel oder die Geschirre abgenommen, so muß man solche im Sommer, wenn es sonst möglich ist, in der Sonne, im Winter aber in einer warmen Stube gut trocknen, und ehe man sie den Pferden wieder auflegt, ihre Polster ausklopfen und auf diese Art weich machen. Hierdurch hindert man das Reiben, Drücken und Quetschen derselben an jenen Theilen, mit welchen sie nach ihrer Bestimmung in Berührung liegen.

11) Man wasche die Stellen, auf welchen der Sattel oder das Geschirr gelegen hat, so bald das Pferd nicht mehr erhizt ist, fleissig mit

kaltem Wasser, oder auch mit einem Gemisch von zwey Theilen Wasser und einem Theile Essig. Sollte man bemerken, daß der Sattel oder das Geschirr hie und da zu stark aufdrückt und überdieß die Bewegung des Thieres hindert: so muß man es sogleich auftrennen, abändern und verbessern lassen; denn ohne dieß sind die nachtheiligsten Folgen für das Pferd zu befürchten.

12) Um dem Geschirre eine angemessene Geschmeidigkeit, die es durch den Gebrauch vielleicht verloren hat, mitzutheilen, und ihm seine Steifigkeit und Härte, die leicht einen nachtheiligen Druck veranlassen können, zu benehmen, lasse man solches dann und wann mit Thran oder Fett einreiben.

13) Kommt man im Sommer mit mehreren Pferden, z. B. mit ganzen Koppeln ins Quartier, oder trift deren schon mehrere im Stalle an, und es ist sehr warm: so thut man besser, wenn man die Thiere, statt sie in den dumpfen Stall zu bringen, in Scheuern oder andere lüftige Gebäude, und wenn diese nicht vorhanden sind, in freyer Luft an schattige Orte bringt.

14) Macht man im Winter bey Schneewetter Reisen, so darf man den Schnee nie lange auf den Pferden liegen lassen, sondern muß ihn öfters von allen Theilen, auf welchen er liegen bleibt, abstreichen; denn wenn er sich irgendwo anhäuft und dann schmilzt, so wird

das daraus entstandene Wasser den Gliedern, an welchen es herabläuft, eben so nachtheilig, als das schmelzende Eis, welches sich an die Haare der Füsse ansezt. Nöthig ist es übrigens auch bey Winterreisen, daß man von Zeit zu Zeit Halt mache, um die Hufe der Pferde von dem Schnee, der sich an denselben anhäuft, zu befreyen. Geschieht dieß nicht, so wird der Gang äusserst unsicher, so daß der Fuß von einer Seite zur andern wankt, und eben hierdurch leicht Verstauchungen und Verrenkungen in seinen untern Gelenken ausgesezt wird.*)

*) Von der Fütterung auf der Reise weiß ich hier nichts besonders zu sagen. Man beobachte so viel als möglich ist, was in dem Kapitel: Ordnung in der Fütterung, gesagt worden ist.

Eilftes Kapitel.

Verhütung der Krankheiten und vernünftige Behandlung derselben.

Ich habe schon gesagt, daß die Krankheiten zu den lebensverkürzenden Ursachen gehören. Es verstehet sich also, daß vernünftige Behandlung der Krankheiten ein Hülfsmittel zur Verlängerung des Lebens ist.

Aber nur gar zu gewöhnlich wird hier gefehlt. Bald arzneyt man an seinen Pferden zu viel, bald überläßt man alles der Natur; bald gebraucht man einen ungeschickten Arzt, bald will man selbst heilen und greift zu falschen Mitteln. Nun sind in neuern Zeiten eine Menge Volksschriften erschienen, welche das Publikum unterrichten sollen, wie sie ihr krankes Vieh selbst heilen können. Aber nicht nur, daß die meisten von diesen Schriften einen Haufen unverdaueter ärztlicher Begriffe und Rezepte enthalten, sondern es fehlet auch den meisten Menschen an den Vorkenntnissen, welche zum nützlichen Gebrauch dieser Schriften unentbehrlich sind. Es ist gewöhnlich, daß ein jeder, der ein Pferdearzneibuch gelesen oder als Eigenthümer einige Pferde gehabt oder gewartet hat, auch von den Pferdekuren etwas zu verstehen

glaubt, und sich berechtigt dünkt, dem Roßarzt Einwendungen oder gar Vorschriften machen zu dürfen.

Aber wir können ja nicht Alle Roßärzte oder Thierärzte seyn. Die Thierheilkunde ist eine weitläuftige und schwere Wissenschaft, die immer ein tiefes und anhaltendes Studium und auch viele Vorkenntnisse erfordert. Einzelne Kurregeln und Mittel zu wissen, heißt noch nicht Thierarzt seyn, wie sich Mancher einbildet. Diese Kurregeln und Mittel sind ja nur die Resultate der gesammten Thierarzneywissenschaft. Und nur der, der die Verbindung dieser Mittel mit den Ursachen der Krankheit, die ganze Reihe von Schlüssen und Gründen übersieht, woraus endlich ganz zulezt die Idee dieses Mittels entsteht, nur der, der diese Mitel selbst erfinden kann, verdient den Namen eines Arztes. Hieraus erhellt, daß die Thierheilkunst selbst nie das Eigenthum der Pferdebesitzer werden kann.

Bloß der Theil dieser Kunst, der die Art und Weise, Krankheiten zu verhüten und die Gesundheit zu erhalten, lehrt, sollte das Eigenthum eines jeden Pferdeeigenthümers und Pferdewärters seyn. Es wird daher die Beantwortung der nachstehenden Frage hier am rechten Orte seyn: W a s k a n n m a n t h u n, u m K r a n k h e i t e n d e r P f e r d e z u v e r h ü t e n?

Da zur Entstehung jeder Krankheit zweyerley gehört: die Ursache, die sie erregt, und dann

die Fähigkeit des Körpers, durch diese Ursache affizirt zu werden, so giebt es nur zweyerley Wege, auf denen wir Krankheiten verhüten können: entweder jene Ursachen zu entfernen, oder dem Körper diese Empfänglichkeit zu benehmen. Der erstere Weg ist der unsicherste; denn so lange wir unsere Pferde ihrer Bestimmung gemäs zur Arbeit und zu unserm Dienst verwenden, ist es unmöglich eine Menge Krankheitsursachen zu vermeiden. Besser ist daher der zweyte Weg. Man suche zwar die Krankheitsursachen, die sich vermeiden lassen, zu vermeiden, aber an die andern unvermeidlichen suche man das Thier vielmehr zu gewöhnen, um seinen Körper dagegen unempfindlich zu machen.

Die vorzüglichsten Krankheitsursachen, die man bey seinen Pferden so viel als möglich vermeiden muß, sind: grosse Erhitzung und Erkältung, oder schneller Uebergang von einem ins andere; heftige Anstrengungen, die über die Kräfte des Pferdes gehen; unmässige und unordentliche Fütterung; schlechtes verdorbenes Futter; ungesunde Ställe; physische und Ansteckungsgifte. *)

Während man die Krankheitsursachen von seinen Pferden abzuwenden sucht, muß man zu-

*) Wie man Ansteckungsgifte vermeiden oder überhaupt seine Pferde vor Ansteckung jeder Art schützen kann, hierüber kann man im vorigen Abschnitt den Artikel Gifte nachlesen.

gleich darauf bedacht seyn, ihre Körper gegen diese Ursachen weniger empfindlich zu machen, oder sie pathologisch abzuhärten, wozu ich Folgendes empfehle. Man öfne täglich die Fenster und Thüren des Stalles, und erlaube nie dem Pferdewärter, aus übelangebrachter Fürsorge, das Zustopfen jedes Luftloches. Auf diese Art erhält der Stall beständig frische Luft, wird niemals zu warm, und die darin stehenden Pferde bleiben immer vertraut mit der Temperatur der Luft ausserhalb des Stalles. Man schwemme alle Wochen wenigstens zweymal seine Pferde in einem fliessenden Wasser, und unterlasse dieses nur dann, wenn das Wasser sehr kalt ist. Auf diese Art wird die Haut immer rein gehalten, eine zu grosse Empfindlichkeit derselben verhindert, und das Thier gegen eine Menge Krankheitsursachen weniger empfänglich gemacht.— Nach dem Ausspruche der Aerzte ist ein thätiger Zustand des Körpers die größte Gegenwirkung der Krankheiten; je passiver der Körper ist, desto empfänglicher wird er für Krankheiten. Man lasse also seine Pferde (wenn sie sich nicht durch Arbeiten bewegen) täglich ausreiten und nach dem Maase ihrer Kräfte bewegen. Und sind es Pferde, die bisweilen zu schnellen Ritten gebraucht werden, so lasse man sie auch mitunter ein Stück Weges laufen und über Gräben setzen. Es ist diese Verfahrungsart nützlicher, als Mancher glauben mag. Denn auf diese Weise gewöhnt man die Pferde an heftige Bewegung und Anstrengung, welche ihnen nachher weniger Schaden bringt— denn bekanntlich schadet eine anstrengende Bewegung keinem Pferde mehr,

als dem, welches von seinem Eigenthümer stets in einer gemächlichen Ruhe erhalten wird. Bey solcher täglichen Bewegung haben die Pferde auch noch den Vortheil, daß sie eine frische Luft geniessen und sich an jeden Wechsel der Witterung und Jahreszeit gewöhnen können. Dann sey man auch nicht zu ängstlich und sorgsam bey der Wartung und Behandlung der Pferde. Wer z. B. seine Pferde durch Belegung mit dicken Decken vor jedem Luftzug schüzt, der macht sie schon dadurch krankheitsempfänglich; denn es darf nur einmal nicht geschehen und zugleich das Thier einem kalten Luftzug ausgesezt werden, so wird es schon krank werden.

Was soll man thun, wenn eine Krankheit wirklich ausgebrochen ist? Vorerst muß ich warnen, nie ein Arzneymittel zu gebrauchen, ohne einen hinreichenden Grund dazu zu haben. Das ewige Arzneyen und Quacksalbern an den Pferden taugt schlechterdings nichts, so wie auch die Gewohnheit, zu bestimmten Zeiten Ader zu lassen oder zu purgieren, bloß um mögliche Uebel zu verhüten. Gar oft werden die Uebel erst dadurch bewirkt, die man zu vermeiden sucht. So bald man aber wirklich eine Krankheit an dem Pferde verspürt, so sey man aufmerksam. Der unbedeutendste Anfang kann eine sehr wichtige Krankheit im Hinterhalt haben.

Ehe ich weiter gehe, wird es vorher nöthig seyn, die allgemeinen Zufälle (Zeichen), die uns

die Gegenwart einer Krankheit verrathen, anzugeben. Es sind folgende: Das kranke Pferd trägt den Kopf und andere Glieder nicht so, wie es sonst und natürlich ist, oder läßt wohl gar den Kopf traurig zur Erde herunter hängen. Seine Augen sind trübe, wäßrigt oder entzündet. Die Zunge ist trocken oder schmutzig und mit Schleim überzogen. Die innere Nasenhaut ist roth und entzündet oder bleich und aus den Nasenlöchern fließt viel Schleim oder Materie. Es frißt und säuft nicht mit dem sonst gewöhnlichen Appetite, oder verschmähet wohl gänzlich das Futter und Saufen. Die natürlichen Ausleerungen (z. B. Mist und Harn), sind von wiedernatürlicher Beschaffenheit, oder zu häufig, oder wohl gar unterbrochen. Die Haare auf der Haut sind rauh, wie aufgebürstet. Das Herz und mit ihm das Pulsadersystem schlägt ungewöhnlich schnell und heftig, oder schwach und langsam. Das Athemholen ist sehr geschwind, oder langsam und beschwerlich. Die Flanken bewegen sich ungewöhnlich stark. Ueber dem ganzen Leibe ist abwechselnd, bald eine ungewöhnliche Wärme, bald Kälte zu verspüren. Wenn die Krankheit gefährlich ist, so bemerken wir noch einige andere Erscheinungen. Alsdann legt sich das Thier gar nicht nieder, oder springt doch sogleich wieder auf. Es ist äusserst unruhig und verräth durch verschiedene Bewegungen grosse Schmerzen; auch siehet es sich mit unverwandtem Blick in die Flanken. Es kann sich kaum auf den Füssen erhalten, und fällt beym Niederlegen auf einmal wie ein Klotz hin. Man fühlt das Herz stark klopfen,

während der Puls kaum zu fühlen ist. Die Haut ist abwechselnd brennend heiß, und über den ganzen Körper ergiessen sich heftige Schweisse. Der Athem ist äusserst schnell, oder röchelnd.

Sobald man nur einige dieser Krankheitssymptome an seinen Pferden gewahr wird, so lasse man sogleich einen vernünftigen und geschickten Pferdarzt (Thierarzt) holen; nicht sowohl, um gleich zu mediziniren, als vielmehr nur, um zu erfahren, in welchem Krankheitszustande das Pferd sich befindet. Erfordert es wirklich eine Behandlung von Seiten des Arztes, so überlasse man diesem alles, und folge genau seinen Verordnungen und Vorschriften.

Die Wahl des Pferdarztes ist aber keine leichte Sache; indem die meisten, welche sich dafür ausgeben, kenntnißlose Empiriker, Rezeptsammler, Geheimnißkrämer oder Quacksalber sind. Die unwissendsten Leute, Schmiede, Hirten, Abdecker, alte Kutscher u. d. gl. Menschen mehr, lassen sich Roß- oder Viehärzte nennen, wenn sie gleich weder vom gesunden, noch kranken Zustande der Pferde die mindeste Kenntniß besitzen. Man kann daher bey der Wahl des Pferdarztes nicht vorsichtig genug seyn. Folgende Regeln werden deßhalb am rechten Orte stehen:

1) Man wähle, wenn's irgend möglich ist, einen Arzt, der mehrere Jahre auf einer Thierarzneyschule studirt hat, von dem sich also vermuthen läßt, daß er seine Kunst wissenschaftlich und gründlich er-

lernt hat. Sollte gleich ein solcher Mann auch nicht gar viele Vorkenntnisse und Gelehrsamkeit besitzen, so ist er doch immer denjenigen vorzuziehen, die gar keinen Unterricht erhalten haben, und blos aufs Gerathewohl und nach einem alten Rezeptbuche kuriren. Es ist nur leider der Fall, daß troz dem, was seit einigen Jahrzehenden für die Thierheilkunde gethan worden ist, es dennoch noch überall an solchen Männern fehlet. In jedem Amte (wenigstens in jeder Provinz) sollte von der Landesherrschaft ein eigener besoldeter Thierarzt angestellt seyn.

2) Sollte man keinen solchen Thierarzt in der Nähe haben, so wähle man sich irgend einen andern ordentlichen vernünftigen Mann, der durch mehrjährige Beobachtungen und Aufmerksamkeit die Fähigkeit erlangt hat, einige Krankheiten zu heben. Wenn gleich ein solcher Mann von seinem Verfahren keine richtigen Gründe anzugeben weiß, so kennt er doch oftmals einige Mittel, die dem gegenwärtigen kranken Zustande angemessen sind. Besonders verdient er Zutrauen, wenn er nicht allein aus Gewinnsucht und Interesse, sondern auch aus Liebe und Leidenschaft für die Pferde, sich diesem Geschäft unterzogen hat. Oft fährt man aber doch besser, wenn man einen Menschenarzt, der vorurtheilslos genug denkt, um sich der Heilung eines kranken Thieres zu unterziehen, um Rath fragt, und dessen Verordnungen und Vorschriften beobachtet.

3) Man vermeide alle jene Thierärzte, von denen es bekannt ist, daß sie blos durch grosse und

entscheidende Mittel wirken wollen, oder die, wie man sagt, auf Leben und Tod kuriren. Die Natur läßt sich nicht gewaltsam bekämpfen. Der Arzt, der mit ruhiger Aufmerksamkeit den Gang der Krankheit beobachtet, die Ursachen derselben zu erforschen sucht und nur dann starkwirkende Mittel wählt, wenn er die gelinden wider Erwarten unwirksam fand; der nie zu schnell, sondern immer bedachtsam zu Werke geht, übertrift jenen an Geschicklichkeit und Verstand weit, der durch gewaltsame Mittel nicht selten das Leben des Pferdes der größten Gefahr aussezt.

4) Vorzüglich aber vermeide man die Vieh-ärzte, die durch Sympathie die Thiere in ihren vorigen Gesundheitszustand zurückversetzen wollen. Dergleichen Leute sind entweder grobe Ignoranten, oder Betrüger, denen es mehr um einige Groschen, die sie dabey verdienen, als um die Wiederherstellung der Gesundheit des Thieres zu thun ist. Durch ihre Prahlerey mit geheimen Künsten und Wissenschaften wollen sie ihre Unwissenheit verbergen und uns Begriffe von einer Weisheit beybringen, die ihnen doch gänzlich mangelt. Niemand kann unverschämter seyn, als diese Menschen gewöhnlich sind. Da sie sich beständig unter der Hefe des Pöbels herumtreiben und selbst zur niedrigsten Klasse gehören, so ist es ihnen sehr leicht, das gemeine Volk auf ihre Seite zu bringen. Auf diese Weise wissen solche Ignoranten und Betrüger sich oftmals in einer ganzen Gegend einen grossen (freylich unverdienten) Ruhm zu verschaffen.

5) Ferner vermeide man die Thierärzte, die mit geheimen Mitteln und ähnlichem Unsinn prahlen — die für jedes Gebrechen ein unfehlbares Mittel zu wissen und eine Universalmedizin zu besitzen vorgeben, und gleichsam die Natur durch eherne Bande an das Leben ketten zu können sich einbilden. Viele dieser Menschen rühmen sich die Staarblindheit, jede Dämpfigkeit, den Spat, den Rotz und ähnliche hartnäckige und meistens unheilbare Uebel in kurzer Zeit heilen zu können. Der Pferdeeigenthümer läßt sich von der Hoffnung, die sie ihm von der Heilung seines Pferdes machen, täuschen, erhält es aber nach einiger Zeit eben so krank, oft wohl noch kränker zurück, als es zuvor war, und die beyfolgende Rechnung läßt ihm nun keinen Zweifel mehr übrig, daß er einem Betrüger in die Hände fiel. So häufig auf diese Weise die Menschen geprellt werden, so werden doch nur sehr wenige gescheuter und kommen von dem Wahne an Universalmittel und andere Charlatanerien zurück. Noch immer gilt der Quacksalber, der betrügerische Windbeutel, der alles zu heilen vorgiebt, mehr, als der bescheidene Arzt, der die Grenzen seines Wissens, die Natur und die Krankheit kennt; — noch immer läuft der Eigenthümer bey den Krankheiten seiner Pferde zu Beutelschneidern, um für sein Geld, wenn auch nicht die Gesundheit seines Pferdes, doch wenigstens Lügen und leere Hoffnungen zu erkaufen.

6) Endlich wähle man keinen Pferdarzt, der ein Trunkenbold oder sonst ein unmoralischer

Mensch ist. Ein Trunkenbold besitzt keine Leidenschaft, kein Gefühl für das Geschäft, das er treibt, er gehet den ganzen Tag im Nebel herum und weiß nicht, was er thut, da er Witz und Verstand versauft. Es ist sonderbar, daß man unter den Menschen, welche sich dem thierärztlichen Geschäft unterziehen, so viele Säufer und Trunkenbolde antrift. Wahrscheinlich rührt es von dem beständigen Umgange mit so rohen Menschen, als gewöhnlich die Kutscher, Reitknechte u. d. gl. Leute sind, her. Der besoffene Fahnenschmied ist leider zum Sprüchwort geworden; ob ich gleich viele nüchterne und brave Fahnenschmiede gekannt habe.

Wenn man nun einen geschickten Pferdarzt sich gewählt hat, so beobachte man folgendes:

1) Gleich anfänglich bedenke man, daß, je frühzeitiger man den Arzt ruft, um so eher er im Stande sey, da die Krankheit noch nicht zu weit gediehen ist, sie zu entfernen. Man gedenke des Sprüchworts: frische Wunden sind gut heilen. Indeß will ich damit nicht sagen, daß man bey jeder kleinen Unpäßlichkeit seines Pferdes gleich Arzneyen gebrauchen oder gar Aderlassen und dergleichen Mittel anwenden soll; nein, auch die Uebertreibung und der unzeitige Gebrauch der Arzneyen taugt nichts.

2) Man vertraue dem Arzt die Behandlung des kranken Pferdes ganz allein an und befolge seine Vorschriften auf das genaueste. Bey Leibe

lasse man sich nicht, wie es oft geschieht, dazu überreden, neben seinen Mitteln noch andere Mittel anzuwenden; thut man dieß, so wird man gemeiniglich das, was der Arzt aufbauet, wieder niederreissen, und am Ende wird das Pferd in Lebensgefahr gerathen. Sollte allenfalls der Herr Nachbar, oder Vetter, oder der Hufschmied, oder sonst Jemand mit einem geheimen Mittelchen daher kommen, so bedanke man sich für die besondere Freundschaft und Güte, und weise sie mit Bescheidenheit ab. Auch gebrauche man bey Leibe niemals zu gleicher Zeit mehr, als einen Arzt.

3) Man sey ganz aufrichtig gegen den Arzt und verschweige ihm ja nichts von dem, was der gegenwärtigen Krankheit vorausgegangen ist und auf sie Bezug haben kann. Zuweilen ist die schlechte Wartung des Knechts, oder die äusserste Anstrengung von Seite des Herrn beym Reiten Schuld; dieses muß man alles dem Arzte offenbaren. Vermuthet man etwa, daß der Knecht gefehlt haben könne: so muß man ihn anstrengen, die Wahrheit zu bekennen, und ihn lieber zum Voraus von jeder Strafe frey sprechen, bloß um dem Uebel auf den Grund zu kommen. Hierdurch wird dem Arzte die Beurtheilung der Krankheit sehr erleichtert, und er wird dadurch oft erst in den Stand gesezt, einen richtigen Schluß zu machen und ein richtiges Heilverfahren wählen zu können.

4) Man habe während der Kurzeit Geduld, und verfalle nicht in den Fehler vieler Leute, wel-

che haben wollen, daß der Arzt ihr Pferd auf der Stelle wieder gesund mache. Die Zeit wird ihnen schon zu lang, welche ein Mittel bedarf, um aus dem Maule in dem Magen zu gelangen; kommen, sehen und Hülfe leisten soll eins seyn. Besonders sind manche stolze Herren hierin wunderlich. Sie glauben, man könne eben so anmassend gegen die Natur verfahren, wie sie gegen die Menschen zu verfahren gewohnt sind. Man bedenke, daß der Arzt die Störung der thierischen Maschine nicht so geschwind zu heben im Stande ist, als der Uhrmacher die einer Uhr; daß er nicht immer vermag, geradezu auf den leidenden Theil zu wirken, sondern oft schon grosse Mühe hat, denselben nach Maasgabe der vorhandenen Zufälle zu entdecken. Mit dem Willen des Arztes geschieht es gewiß nicht, wenn eine Krankheit lange währt. So wie der Mensch, so ist auch das Pferd vielen chronischen (langwierigen) Uebeln unterworfen, welche Zeit und Geduld zur Heilung erfordern.

5) Man habe ein genaues Augenmerk auf den Knecht, dem die Wartung und Pflege des kranken Pferdes anvertraut ist. Dieß ist höchst nöthig, wenn alle die Vorschriften und Mittel, welche der Arzt angiebt, ordentlich und pünktlich angewendet werden sollen. Es giebt Knechte, welche aus Leichtsinn oder Trägheit die den kranken Thieren vorgeschriebenen Mittel nicht gehörig gebrauchen; sie vernachlässigen die nöthige Pflege und den Gebrauch der Mittel, bis

man es oft zu spät gewahr wird. In solchem Fall wird dann oft das Mißlingen der Kur auf den Arzt geschoben, was doch allein dem nachlässigen Knechte zugeschrieben werden muß. Ich habe mit eigenem Schaden auch Knechte kennen gelernt, die neben den verordneten Arzneyen noch allerhand Hausmittel, welche ihnen von unverständigen Leuten angerathen wurden, anwendeten; dieß darf der Eigenthümer des Pferdes so wenig, wie der Arzt, dulden.

5) Auf Reinlichkeit im Stalle muß bey allen Krankheiten sehr gesehen werden. Aller Mist und Unrath muß gleich fortgeschaft und die unterliegende Streue recht oft (eigentlich alle Tage) erneuert werden. Die Befolgung dieser Maasregel bringt noch den wesentlichen Vortheil, daß dann weit leichter eine reine Luft im Stalle erhalten werden kann. Im Sommer müssen in dem Krankenstalle den ganzen Tag über ein oder zwey Fenster, welche der Sonnenhitze nicht ausgesezt sind, offen stehen; man kann auch Vorhänge von grober Leinwand vormachen. Selbst im Winter müssen die Fenster täglich geöfnet werden, wobey man jedoch sehr dahin zu sehen hat, daß der Stoß der kalten Luft nicht auf das kranke Thier treffe. Auch muß dann dem kranken Thiere eine warme wollene Decke aufgelegt werden, welches aber in heissen Sommertagen überflüssig ist.

7) Auf Reinhaltung der Haut (d. h., fleissiges Putzen und Striegeln) muß — besonders

bey chronischen Krankheiten — sehr gesehen werden. Je thätiger und offener die Hautgefässe und also auch die Ausdünstung erhalten wird, desto eher wird die Genesung sich einfinden. Bey manchen Krankheiten (z. B. der Krätze) kann die Heilung ohne fleissiges Reinigen der Haut mit Seife und Lauge, überhaupt ohne Reinlichkeit beynahe gar nicht (wenigstens doch nicht sobald) zu Stande gebracht werden.

8) Man lasse im Verlaufe der Krankheit bey Leibe den Pferden keine ganz magere oder sogenannte Hungerdiät beobachten, besonders wenn sich die Herstellung in die Länge zieht (das *Uebel chronisch* wird) und der Appetit gut ist. Viele Leute verstehen unter dem Wort Diät, darben oder Hungerleiden. So wie ein Thier krank wird, so wird alsbald alle kräftige Nahrung untersagt und gewöhnlich bloß Kleyenfutter und etwas Heu gereicht,*) es mag übrigens die

*) Von Niemand habe ich diese üble Gewohnheit so häufig beobachtet, als von französischen Roßärzten und Reitknechten, wozu ich bey Anwesenheit der französischen Truppen dahier Gelegenheit genug gehabt habe. So wie ein Pferd krank wird, es sey nun die Krankheit wie sie wolle, so wird auch gleich die Diät auf Kleye, Hekſel und Heu gesezt. Eine Handvoll Heksel, noch einmal so viel Kleye wird in die Krippe gethan, ein Kübel voll Wasser darüber geschüttet, und so dem Pferde

die Krankheit von dieser oder jener Form seyn, darauf wird keine Rücksicht genommen. Welchen übeln Einfluß dieses Verfahren auf die Heilung und Rekonvalescenz kranker Thiere haben muß, ist leicht zu erachten. In Krankheiten von verminderter Lebensthätigkeit (welche doch den meisten Krankheiten der Pferde zum Grunde liegt) muß es wenigstens die Wirkung der Heilmittel vermindern, wo nicht gar die Herstellung unmöglich machen.

Nur in sehr wenigen Krankheiten der Pferde*) wird eine solche Diät nützlich werden; in den meisten übrigen ist sie höchst nachtheilig. Fast in allen Krankheiten von Schwäche (asthenische Krankheiten), besonders wenn kein Fieberzustand zugegen ist und die Verdauungsorgane wenig gelitten haben, kann man den Pferden die nämliche Quantität Futter reichen lassen, wie im gesunden Zustande; nur muß es in kleinen Portionen, aber desto öfter dargereicht werden. Unentbehrlich ist besonders eine gute und häufige Nahrung bey sehr langwierigen Krank-

---

Pferde zum Fressen dargestellt. Ich habe gesehen, daß Pferde selbst beym größten Hunger nichts davon fressen mochten, weil die ganze Brühe in der Krippe sauer geworden war.

*) Bloß in Krankheiten von zu grosser Stärke oder Vollblütigkeit, denen das Pferd so selten unterworfen ist, ist die Hungerdiät nützlich.

heiten und bey Eiterungen, wo täglich viele Säfte verloren gehen (z. B. bey eingefressenem Satteldruck).

9) Man richte sich mit dem Getränke ganz nach dem Appetit des Pferdes. Viele Pferde trinken schlechterdings nichts, als reines Wasser, und verabscheuen das sogenannte Mehlsaufen, oder den Kleyentrank und alle dergleichen Suppen, denen gewöhnlich noch etwas Essig oder Salpeter beygesezt ist, und saufen sie selbst im größten Durste nicht. Unverständige Pferdeärzte und Pferdeeigenthümer wollen dann das Thier zum Genuß zwingen, indem sie ihm kein reines Wasser darreichen und es lieber Durst leiden lassen. Allein dieses Verfahren ist schädlich und grausam, weil man auf diese Weise dem armen Thiere, das in der Fieberhitze vom Durste geplagt wird und sich gerne mit einem Trunk frischen Wasser erquicken möchte, dieses Labsal entzieht. Hierbey will ich nicht in Abrede stellen, daß in vielen Krankheiten ein sogenanntes Mehlsaufen ein vorzügliches Nahrungsmittel abgiebt. Es ist leicht verdaulich und doch nährend; und kann vorzüglich dann, wenn die Verdauungsorgane sehr geschwächt sind, mit Nutzen gebraucht werden: allein, man darf kein Thier durch Hunger zu dessen Genuß zwingen. Ist es im gesunden Zustande schon nöthig, Krippe und Eimer rein zu erhalten, so wird es bey dem Mehlsaufen noch nothwendiger. Wenn das Mehl mit dem Wasser vermischt über Nacht stehen bleibt, pflegt

es gerne sauer zu werden, wo es dann dem Pferde nicht bloß unangenehm ist, sondern auch nachtheilig werden kann.

10) Nachdem die Krankheit glücklich überstanden und der Zustand der Wiedergenesung eingetreten ist, darf man das Pferd nicht gleich wieder wie ein gesundes Thier behandeln. Alle Theile seines Körpers sind dann noch nicht zu der erforderlichen Kraft, Stärke und vollkommenen Ordnung gekommen, um ihre Verrichtungen ausüben zu können. Die Haut und ihre Gefässe sind noch schlaff, und daher schwitzt das Thier leicht, die Muskeln ermüden bald, wenn sie angestrengt werden. Wer daher, sobald das Pferd zu genesen anfängt, solches schon wieder als ein gesundes Thier gebrauchen oder benutzen wollte, der stände in Gefahr, das wieder herbeyzuführen (nämlich die Krankheit), was so eben durch grosse Mühe ist überwunden worden. Indessen pflegt die Rekonvalescenz bey Thieren schneller, als bey Menschen von Statten zu gehen. Wahrscheinlich kommt dieß daher, weil auf das Thier keine Leidenschaften wirken und Furcht, Schrecken, Aerger, Zorn, die Wiedergenesung nicht verzögern.

11) Nichts befördert mehr die Wiedergenesung, als eine mässige Bewegung und der Genuß einer reinen Luft; nichts verzögert sie mehr, als das Einathmen einer verdorbenen Luft

und der Mangel der Bewegung. Man muß deswegen die wiedergenesenden Pferde alle Tage eine Stunde weit im Schritte reiten, oder im Fall das Thier sehr matt und elend ist, doch allerwenigstens eine gute halbe Stunde lang herumführen. Hat man Gelegenheit, daß man sie in einen eingezäunten Grasplatz, oder Wiese, oder Hof einsperren kann, wo sie sich nach eigenem Belieben bewegen und die frische Luft geniessen können: so verdient solches den Vorzug und ist ein unvergleichliches Mittel in balden eine völlige Herstellung zu bewirken.

12) Gewöhnlich haben die wiedergenesenden Pferde einen starken Appetit. Die Ursache davon ist leicht aufzufinden. So lange das Thier krank war, konnte es nicht so viel geniessen, als in gesunden Tagen zur Erhaltung seines Körpers erforderlich ist. Ausserdem ist in der Krankheit noch eine grosse Menge der Säfte durch Schweiß oder auf andere Art ausgeleert worden, und es ist daher kein Wunder, wenn die Natur das deutliche Bestreben an den Tag legt, diesen Abgang wieder zu ersetzen. Hier würde es aber nun äusserst unbedachtsam gehandelt seyn, wenn man diesem starken Appetit beständig Nahrungsmittel zum Genuß darbringen wollte. Nein, man muß hier sicher gehen und dem Thiere niemals so viel Nahrung geben, daß es sich den Bauch ganz vollfressen kann; sondern man muß ihm mässige Portionen, aber desto öfter reichen. Ist das Thier von der Krankheit sehr geschwächt

worden, so gebe man gutes nahrhaftes Futter, wozu ich die geschrotene Gerste vorschlagen möchte.

13) Endlich zum Schluß noch eine Bemerkung. Nachdem die Kur glücklich beendigt ist, sey man nicht allzugeitzig gegen den Arzt und zahle ihn für seine Mühe und gebrauchte Arzney ordentlich, damit er als ehrlicher Mann leben kann. Ein vernünftiger, geschickter Arzt ist auch gewöhnlich in seinen Forderungen billig; ich habe beobachtet, daß gerade die Charlatane und Quacksalber sich am besten bezahlen lassen. Es ist traurig für den Thierarzt, daß man ihm gewöhnlich nur die Mittel, nicht die Wissenschaft, wodurch er das Thier geheilt hat, bezahlen will. „Ja was hat er denn viel an dem kranken „Pferde gethan" — heißt es — „ein paar Tränke eingegeben und ein Haarseil gezogen, und dafür verlangt er so viel?" schreit man oft beym Zuschicken des Soldes, als wenn die Kunst, die Krankheit aufzufinden und die Mittel dagegen richtig auszumitteln, die man doch dem Menschenarzt bezahlt, bey dem Thierarzt gar nicht in Betracht gezogen werden dürfte. Wahrscheinlich kommt dieß daher, weil die meisten Schmiede und sogenannten Roßärzte nur Mittel, aber keine Wissenschaft besitzen; man ist also gar nicht gewohnt, eine Sache zu bezahlen, die gewöhnlich auch nicht da ist, und die man sogar nach den Begriffen der meisten Pferdebesitzer und Pferdewärter zur Heilung der Pferde gar nicht nöthig hat, da nach ihrer Meinung diese Kunst in ei-

ner Sammlung von Rezepten besteht. Hier muß ich jedoch bekennen, daß ich jene Thierärzte verachte, die allein aus Geldliebe ihre Kunst treiben, und die keinen Gang thun oder einen Rath austheilen, ohne zum Voraus versichert zu seyn, dafür bezahlt zu werden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Register.

Erste Abtheilung.

Seite

Erstes Kapitel. Kurzgefaßte Geschichte dieser Kunst. 1

Zweytes Kapitel. Ist Verlängerung der Lebens- und Diensttdauer der Pferde möglich? Und wie? 7

Drittes Kapitel. Bestimmung des eigentlichen Lebensziels der Pferde. . . 29

Viertes Kapitel. Beyspiele vom hohen Alter einzelner Pferde. 35

Fünftes Kapitel. Grundlagen und Kennzeichen der Lebensdauer einzelner Pferde. . 42

Zweyte Abtheilung.

Erster Abschnitt.

Von den Verkürzungsmitteln der Lebens- und Dienstdauer der Pferde.

Erstes Kapitel. Elende, fehlerhafte Abkunft. . 50

Zweytes Kapitel. Fehlerhafte Auferziehung der Füllen 54

Drittes Kapitel. Unbefriedigter Geschlechtstrieb — Verschwendung der Zeugungskraft. 61

Viertes Kapitel. Ueble Bauart und Einrichtung des Stalles — Unreinlichkeit im Stalle. 64

Fünftes Kapitel. Unreine Luft — Mangel an Licht. 74

Sechstes Kapitel. Schlechte und verdorbene Nahrungsmittel. 80

Siebentes Kapitel. Unordnung in der Fütterung. 85

Achtes Kapitel. Vernachlässigung der Reinigung der Haut und des Badens. . . 93

Seite

Neuntes Kapitel. Allzuviele und zu schwere Arbeiten. — Zu viele Ruhe. ; ; 96

Zehntes Kapitel. Verschiedene Mißbräuche und üble Gewohnheiten bey der Wartung und Behandlung der Pferde. ; ; 100

Eilftes Kapitel. Gifte, sowohl physische, als kontagiöse. ; ; ; ; ; 112

Zwölftes Kapitel. Vorbauungskuren. ; ; 145

Dreyzehntes Kapitel. Krankheiten und deren unvernünftige Behandlung. ; ; 157

Zweyter Abschnitt.

Von den Verlängerungsmitteln der Lebens- und Dienstdauer der Pferde.

Erstes Kapitel. Gute, gesunde Abkunft. ; 170

Zweytes Kapitel. Richtige Auferziehung und Wartung der Füllen. ; ; ; 178

Drittes Kapitel. Ein gesunder, zweckmässig eingerichteter, reinlicher Stall. ; ; 199

Viertes Kapitel. Reine Luft — Licht. ; 209

Fünftes Kapitel. Gute gesunde Nahrungsmittel. ; ; ; ; ; 216

Sechstes Kapitel. Ordnung in der Fütterung und im Tränken. ; ; ; 243

Siebentes Kapitel. Fleissige Reinigung der Haut — Baden oder Schwemmen. ; 262

Achtes Kapitel. Angemessene Bewegung oder Arbeit. ; ; ; ; 274

Neuntes Kapitel. Ruhe und Schlaf. ; ; 280

Zehntes Kapitel. Zweckmässiges Verhalten der Pferde auf der Reise. ; ; 283

Eilftes Kapitel. Verhütung der Krankheiten und vernünftige Behandlung derselben. 290

Sch

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ammon, Karl Wilhelm,

Die Kunst, die Lebens- und Dienstdauer der Pferde zu verlängern

Sulzbach 1808

Oecon. 58 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10293611-8